This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06730582 5

Schriften

von

Friedrich von Gentz.

Ein Denkmal.

Von

Gustav Schlesier.

Fünfter Theil.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1840.

Ungedruckte

Denkschriften, Tagebücher

und

Briefe

von

Friedrich von Gentz.

Herausgegeben

von

Gustav Schlesier.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1840.

Inhalt des fünften Theiles.

Seite

Vorwort VII

I. Gentz's Abgang von Berlin und Anstellung in Oesterreich. Biographisches Fragment von dem Herausgeber 1

II. Politische Denkschriften und Briefe:

1. Gentz und Dalberg in der sächsischen Frage, 1814. . 41
2. Lord Aberdeen an Gentz, 1813 46
3. Clancarty an Gentz 1814 48
4. Papier-Monnoie Autrichien de 1811 à 1816 . . 52
5. Zwei Briefe an Adam Müller, 1819, 1824. . . . 73
6. Konnten die Verbündeten 1815 Italien in ein Reich verschmelzen? 1822 80
7. Nochmals gegen de Pradt 90
8. Memoire über die Colonialfrage, 1824 102
9. Biographische Nachrichten über das Haus Rothschild . 113
10. Briefe an Lord Stanhope. Mit Auszügen aus den Briefen von Stanhope an Gentz 124
11. Vertrauliche Bemerkungen über den Stand und die nächste Zukunft der russisch-türkischen Angelegenheiten, 1829 . 156
12. Beim Friedensschluß von Adrianopel 167
13. Argumente für die Wahrscheinlichkeit des Friedens. Schreiben von Wien, im Dezember 1830 172

Seite

14. Bemerkungen über das Interventionsrecht, 1831 . . 181
15. Cormenin und seine Widersacher 186
16. In der niederländisch-belgischen Frage, 1832 . . . 193
17. Betrachtungen über die politische Lage von Europa. Nach dem Fall Warschau's 196
18. An Herrn von Pilat 207
19. An Baron von Cotta, die Allgemeine Zeitung betreffend. Nebst Antwort von Cotta an Gentz 211

III. Journal der Arbeiten und Lektüren. Aus den Jahren 1826 und 1827 221

IV. Briefe von und an Gentz:

1. An und von Goethe 271
2. Frau von Staël an Gentz 285
3. An Alexander von Humboldt 286
4. Briefe Wilhelms von Humboldt an Gentz 290
5. Heeren an Gentz 302
6. Rahel an Gentz 305
7. An Amalie v. Helvig, geb. Imhoff 316

Vorwort.

Trümmer ſind es freilich nur, was wir in dieſem, wie in den frühern Bänden, aus der Verlaſſenſchaft von Gentz mitzutheilen vermochten. Doch ſelbſt dieſe Trümmer ſind bedeutend genug, um wenigſtens eine Ahnung von dem Umfang ſeines Geiſtes und Wirkens zu geben, und von ſeiner ganzen Erſcheinung eine lebendigere Erinnerung zu erhalten. Wir haben von deutſchen Staatsmännern gewiß der Kunde nicht zu viel, um einen ſolchen, wenn auch nur anfänglichen Verſuch, nicht willkommen zu heißen. Möge der hier gewagte ſich dieſer Nachſicht erfreuen!

Der fünfte Theil enthält eine bunte Reihe der verſchiedenartigſten, und faſt nur ungedruckten Denkblätter, von denen Vieles um ſo mehr überraſchen wird, als es aus der Periode herrührt, wo man ſich Gentz ſchon faſt nur als ſchwach zu denken gewöhnt hat, und man ihm doch wieder in unverhoffter Friſche und Erhebung begegnet. Dieſer Aufſchwung ſeiner letzten Jahre erklärt ſich wohl. Erſtlich ſpielte die äußere Politik wieder eine große Rolle, und hier war er ſtets der wohlgerüſtete, ungeſchwächte Kämpe; dann traten die innren Bewegungen des weſtlichen Europa ſo bedrohlich auf, daß auch er, von der Unmöglichkeit des Sieges überzeugt, eine viel rückſichtsvollere und

zugleich wirkſamere Sprache begann. Endlich war ja Gentz auch in vertrauten Denkſchriften und Briefen, wie wir ſie hier an's Licht ſtellen, ungleich faßbarer und unverhüllter, als in den meiſten gleichzeitig veröffentlichten Schriften, weshalb wir auch von letzteren nur noch ein paar auserleſne, und beſonders bezeichnete, hier mit aufgenommen haben. Gemeinhin konnte er die tiefer liegenden und beſten Motive in den zur Publikation beſtimmten Artikeln kaum andeuten, wie z. B. in der türkiſch-griechiſchen Frage aus Rückſicht gegen Rußland. Wir legten daher, als uns das Aechtere zu Theil ward, jene gern bei Seite. Von Gentz's Fertigkeit, ſchwierige Fragen auch vor dem Publikum zu verhandeln, hatten wir ja im dritten Theile Beiſpiele genug gegeben.

So viel nur über den Inhalt des hier Gebotenen. Die Briefe an Stanhope in der orientaliſchen Frage, die Friedensevangelien nach der Juliusrevolution — das ſind Stücke, die auch in der Gegenwart volle Bedeutung haben und wohl noch lang behaupten werden; während das Tagebuch ſeiner Arbeiten und Lektüren zu den gehalt- und lebensreichſten, wie endlich das Schreiben an Amalie v. Helvig, das Gentz ſelbſt als politiſches Glaubensbekenntniß bezeichnet, ſicher zu den wichtigſten Reliquien gehört, die uns aus Gentz's Nachlaß vorbehalten ſein möchten.

Im September 1840.

G. Schleſier.

Gentz's Abgang von Berlin

und

Anstellung in Oesterreich.

Nebst

einer Uebersicht seines Umgangs und Briefwechsels in diesen und den nächsten Jahren.

Biographisches Fragment

von dem

Herausgeber.

dem preußiſchen Staat und Staats-
wichtigen Einſchnitt in Gentz's Leben.
n Anläſſen und der Form, unter denen
wir blicken noch einmal auf ſeine
und die Verhältniſſe, die er in Berlin
uns nach dem neuen Lebens- und
den er eintrat, um. Gentz opferte viel,
and, ein Vaterland wie Preußen ver-
damaligen preußiſchen Politik und bei
er in ſich fühlte, blieb ihm nichts übrig
zu thun, der überdies auch der einzige
ſinnigem Jugendleben zerrütteten Ver-
zu verbeſſern.
Motiv ſoll hier zuerſt beſprochen werden,
ausführlich bei den gewichtigern und
tern Beweggründen, die er ſeiner
und ſeiner Berufung entnahm, ver-
Es iſt bekannt, und neuerdings mit
rkeit berührt worden, in welchen Pfuhl
eit, Sinnlichkeit und Geiſtesſchwelgerei
als ſich der Sturm der Revolution

Der Austritt aus dem preußiſchen Staat und Staatsdienſt macht einen wichtigen Einſchnitt in Gentz's Leben. Wir fragen nach den Anläſſen und der Form, unter denen er ſich verabſchiedete; wir blicken noch einmal auf ſeine frühere Thätigkeit und die Verhältniſſe, die er in Berlin aufgab; wir ſehen uns nach dem neuen Lebens- und Wirkungskreis, in den er eintrat, um. Gentz opferte viel, als er ſein Vaterland, ein Vaterland wie Preußen verließ; allein bei der damaligen preußiſchen Politik und bei dem Beruf, den er in ſich fühlte, blieb ihm nichts übrig als einen Schritt zu thun, der überdies auch der einzige war, ſeine in leichtſinnigem Jugendleben zerrütteten Vermögensumſtände zu verbeſſern.

Dieſes letzte Motiv ſoll hier zuerſt beſprochen werden, damit wir dann ausführlich bei den gewichtigern und für uns intereſſantern Beweggründen, die er ſeiner äußern Stellung und ſeiner Berufung entnahm, verweilen können. Es iſt bekannt, und neuerdings mit abſichtlicher Bitterkeit berührt worden, in welchen Pfuhl von Sittenloſigkeit, Sinnlichkeit und Geiſtesſchwelgerei gerade damals, als ſich der Sturm der Revolution

drohend über Europa erhoben hatte, Süddeutschland und Italien von Kriegsgetümmel wiederhallten, mehr als alle andern Orte das geistig erregtere, aber desto tiefer verderbte Berlin versunken war. Nach einigen, den Nachkommen Friedrichs des Großen unwürdigen Feldzügen am Rhein hatte man, schon entartet, den Baseler Frieden geschlossen. Da war es, als müßte man die innere Stimme — die Vorwürfe der Treulosigkeit in diesem genußsüchtigen Leben ersticken! Und nicht allein Menschen von schlaffer Denkart, Männer auch von kräftigem Geist, von energischer Gesinnung wurden maßlos in dies bodenlose Treiben gerissen. Zumal reizbar-leidenschaftliche Naturen, oder die das Talent früh vornehmen Verbindungen und vornehmen Lastern zuführte. Dieser Zustand bot gleichsam die Kehrseite zu dem Freiheitswirrwarr und der unersättlichen Eroberungsgier Frankreichs dar. Hier großartig, aber schrankenlos überreizte Kräfte, dort steigende Entnervung, die nothwendig mit den traurigen Niederlagen von 1806 endigen mußte. Denn alle Grundvesten des Staats sollte diese Libertinage unterhöhlen, die nicht leer, nicht gemein war, und desto tiefer, unter der Hülle von Geistesbildung, selbst in das Bürgerthum eindrang und das ganze Gebäude wie ein Gifthauch entkräftete. Kurz, die Sittenlosigkeit schien von dem allerdings regen Geistesleben wie unzertrennlich, und mit wenigen Ausnahmen, Geistern der Zukunft, wankte alles über diesen täuschenden Abgrund.

An diesen geistigen und sinnlichen Orgien nahm Gentz reichlich Theil; und, während in edlern Stunden sein

Genius mächtig über die Bodenloſigkeit gemißbrauchter Freiheitsgedanken aufleuchtete, überließ er ſich in andern mit derſelben Keckheit allen Lockungen und Ausſchweifungen eines zerrüttet-geſellſchaftlichen Lebens. Gentz war keine Natur, ſolchen Verführungen zu widerſtehn. Gerade ſeinen glänzenden Fähigkeiten ſtand die ſinnliche Reizbarkeit zu nah. Durch ſein Talent und ſeine ſchriftſtelleriſche Bedeutung ward er, wie Wenige, raſch in hohe und immer höhere Kreiſe und ſo in den Mittelpunkt des Verderbens gezogen. Seine unverhältnißmäßige äußere Stellung, ſein Ruhm, der Mangel an Heuchelei und Verſtellungskünſten, die Andern zu Statten kamen, endlich der den höheren Talenten ſo oft beiwohnende Uebermuth — alles vereinigte ſich, ihn als eines der auffallendſten Beiſpiele damaliger Verderbtheit erſcheinen zu laſſen. Kein Wunder, daß, da er ſo von Berlin ſchied, er dort im Allgemeinen keine günſtigen Erinnerungen zurückließ. Auch ohne die politiſchen Widerſacher, die kein Mittel gegen ihn ſcheuten, ohne die Heuchler und Fanatiker einer nachfolgenden, geläuterten, aber auch „jakobitiſchen" Zeit, lebten ja zu Viele, die, wie ein ehrwürdiger Zeitgenoſſe ſagt, „ihn in ſeiner gränzenloſen Unſittlichkeit beobachtet hatten."

Dies eher darf uns wundern, daß ein ſolches Leben nicht einen ſchnellern Nachlaß auch der geiſtigen Kraft zur Folge hatte. Allein zehn Jahre noch nach ſeinem Abgang von Berlin, ſtand Gentz auf der Höhe ſeines Wirkens und in der Fülle ſeiner Kraft: die feurigſten, ergreifendſten, beredteſten Schriften quollen in dieſer Zeit unzählig aus ſeiner Feder. Es iſt keine Frage, Gentz hatte eine

neue, eine ſittlichere Bahn ſeines Lebens begonnen, ſoweit Gewöhnungen, ſoweit ſeine nunmehr wirklich der großen Welt angehörende Stellung, ſoweit neue Verlockungen einer ſolchen Raum ließen. Die Zeit, die Aufgaben, die ihm wurden, die Begeiſterung, die ihn entzündete, hoben und läuterten ſein ganzes Weſen. Als Deutſchland am tiefſten erniedrigt war, erhob Gentz ſich am mächtigſten, da erfüllte er ſeine Beſtimmung. Und die angeſpannteſte Geiſteskraft hielt glücklicherweiſe aus, bis das Hauptziel ſeines Lebens erreicht, Napoleon geſtürzt und Frankreich über den Rhein zurückgewieſen war. Die Tage von Leipzig verkündeten eine neue Aera: da aber war Gentz, obwohl er nun erſt die Früchte ſeines Eifers ärndtete, — ſchon geknickt. Seine Weltbetrachtung wurde beengt und verdüſtert. Das ſpätere Wirken iſt nur das Nachſtrahlen des Talents; erſt gegen das Ende ſeines Lebens, als es wieder ſchwerern Kampf galt, lebte ſein innerſter Genius noch einmal auf. — Ich gehöre nicht zu denen, die ſein Jugendleben nicht in Berührung bringen mit dieſer ſpäteren Ermattung. Wer Gentz zu würdigen weiß, wer ihn ſelbſt in ſeiner Verpuppung noch für ein intereſſantes Phänomen hält, den muß dieſer Grund ſeiner Lähmung am ſchmerzlichſten berühren. Allein über den ganzen Menſchen ziehe ich daraus keine barbariſche Folgerung. So entſtellt, ſo widrig entſtellt die Geſichtszüge dieſes Mannes in gewiſſen Jahren ſein mochten, jetzt treten, wie an einem Todtenantlitz, die ſchöneren Grundzüge wieder vor, man blickt auf das, was er geleiſtet hat, und hält ſich an das wirklich Große und Schöne, das

aus den Jahren der Kraft und ſelbſt aus denen der Lähmung, ſein reicher Genius hinterlaſſen hat!

Doch hier gehen uns vorzüglich die nächſten Folgen an, die jene Berliner Orgien für Gentz gehabt hatten, und ſchwer genug ihn trafen. Seine Finanzen waren ſo zerrüttet, daß, ganz abgeſehn von ſeiner ſonſtigen Berechtigung, ſeine Lage nur auf einer ganz andern und ergiebigern Laufbahn noch zu verbeſſern war. Die Stellung eines preußiſchen Kriegsraths gewährte nicht, was er ſuchte, ſie war aber auch ſeinem innern Rufe nicht entſprechend. Ausſicht, in eine erwünſchte Thätigkeit gehoben zu werden, hatte er nicht; ja bei der damaligen Richtung der preußiſchen Politik, ſo wie unter den knappen, auf haushälteriſches Leben angewieſenen Verhältniſſen dieſes Staats würde er, auch unter den günſtigſten Begegniſſen, die Stellung, zu der er Beruf fühlte und der er bedurfte, wohl nie erlangt haben.

Er wußte das, und ging, als ihm eine günſtige Ausſicht, ein glänzender Ruf geboten wurde. Niemand kann ihm daraus einen Vorwurf machen. Er war mit ſeinen politiſchen Anſichten, ſeinem Talent und allem, wozu er berufen war, in einen Conflikt mit dem damaligen Preußen gefallen, deſſen Ende nicht abzuſehen war und der ihn, ſofern er in loyalen Gränzen blieb, mindeſtens in aller Thätigkeit hemmte. Er war von Natur vorzugsweis auf das Gebiet der äußern Politik gerufen und die Zeit gab, wie ſelten eine, die furchtbarſten Veranlaſſungen, ein ſolches Talent zu entwickeln. Preußen aber befolgte eine feige, eigennützige Friedenspolitik; es hatte noch eben,

während der Verhandlungen, die zum Reichsdeputationsschluß führten, die gröbſten Beweiſe ſchnöder Habſucht und undeutſcher Geſinnung gegeben. Was wollte da ein Publiziſt, der preußiſcher Kriegsrath hieß und höchſtens von Frieden ſprechen durfte? Für ihn, das war gewiß, war im damaligen Preußen nicht Raum, wie viel weniger Platz, ſeine unläugbare Beſtimmung zu erreichen. Man kann hier einwerfen, Gentz habe ja ſchon faſt zehn Jahre als Autor in Berlin gelebt. Das iſt aber ein nichtiger Einwurf. Einmal war Preußen nicht immer Zuſchauer geweſen; den Baſeler Frieden konnte man als einen Behelf anſehn, um neue Kräfte zu ſammeln; dann unterhandelten ſelbſt Kaiſer und Reich lang mit der franzöſiſchen Republik; endlich aber brach der Kampf entſcheidender als je wieder aus! Und dann iſt ſelbſt zwiſchen der Politik von Baſel und der von Regensburg (1802) noch eine weite Kluft. Zweitens hatte Gentz, wie viele Autoren, erſt auf der Bahn ſeines Wirkens und im Lauf der Ereigniſſe ſein eigentliches Terrain erkannt und für dieſes eben hatte er dort nicht den Boden, den er brauchte. Als er im Anfang und in der Mitte der neunziger Jahre, ſei es als Ueberſetzer Burke's, oder in eignen Aufſätzen, hauptſächlich die innern Angelegenheiten Frankreichs, die Prinzipien der Revolution und das innere Weſen der neufranzöſiſchen Politik bekämpfte, da konnte er auf dieſem Felde ſich ungenirt und Preußen zu Dank bewegen. Dann führte ihn jedoch die wachſende Siegesmacht der franzöſiſchen Waffen auf das verwickeltere Thema der äußern Politik, und damit auf die Bahn, wo er ſeine größten

Triumphe feiern, ſeine glänzendſten Anlagen entwickeln, und dem geſammten deutſchen Vaterlande die wichtigſten Dienſte leiſten ſollte. Je ärger die politiſchen Sünden vor der Revolution geweſen — man denke nur an Polen! — je furchtbarer der Uebermuth angeblicher Freiheitsapoſtel und republikaniſcher Waffen alle Grundſätze der äußern Politik, des europäiſchen Staatenverkehrs und des Völkerrechts über den Haufen warf, je unbegränzter endlich unter einem neuen „Cäſar" dieſe anſcheinend allmächtige Uſurpation fortſchritt, deſto dringender bedurfte man Männer, die die Dogmen der Unabhängigkeit, des Rechts und des Friedens aus den Flammen der allgemeinen Zerſtörung retteten. Dieſe Grundſätze, die faſt ſchon wie eine einfältige Ueberlieferung betrachtet und, während das Staatenſyſtem Europa's immer raſtloſer dem Untergang oder einer doppelten Univerſalmonarchie zueilte, täglich in allen Zeit- und Staatsſchriften der mächtigen Partei aufs Schnödeſte verhöhnt wurden — dieſe, faſt vernichteten Grundſätze mußten jetzt neu ins Leben gerufen und gleichſam wiedergeboren werden. Dazu bedurfte es gründlicher Einſicht und großer Beredſamkeit. Haben in England Staatsmänner und Parlamentsredner, wie Pitt, Burke, Grenville, Wyndham u. A., ſo hat in Deutſchland hauptſächlich Gentz, ein großer Schriftredner, dieſe Wiedergeburt errungen. Man ſtudiere deſſen „Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen England und Spanien bis zum Ausbruch des Kriegs von 1803", oder die „Fragmente aus der neueſten Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts in Europa" und man geſtehe, daß ihr Verfaſſer ſo gut,

und in Bezug auf unſre Zeiten, in noch höherm Grade, wie ein Grotius, Vattel oder Burlamaqui verdient, als Gewährsmann ächter Staatenpolitik und Völkerrechtslehre anerkannt zu ſein. — Zwar ſchon in den letzten Jahren ſeiner Berliner Thätigkeit hatte er, wie geſagt, dieſes Feld betreten, in einzelnen Aufſätzen ſeines hiſtoriſchen Journals (1799 und 1800), und in den beiden Schriften des folgenden Jahres: „Ueber den Urſprung und Charakter des Krieges gegen die franzöſiſche Revolution“ und: „Von dem politiſchen Zuſtande von Europa vor und nach der franzöſiſchen Revolution.“ Doch in der Hauptſache bilden dieſe Arbeiten nur den Eingang zur neuen Epoche ſeines Wirkens; es forderte flammende Worte, um einer erſchlafften und von Sophismen überwältigten Zeit die Wahrheit ins Gedächtniß zu rufen. Wer war dazu ſo befähigt als ein ſo vorzugsweis beredter Mann? Doch dieſen Ton anzuſchlagen, bedurfte er günſtigerer Atmoſphäre. Dieſe Lehren, dieſes Feuer paßten nicht in einen Staat, deſſen Politik, in den Mantel einer an ſich ſchon gehäſſigen Neutralität gehüllt, denſelben auflöſenden Prinzipien huldigte, und auf der verderblichen Bahn fortſchritt, bis, nach eignen ſchweren Leiden, er gereinigt aus dem Unglück emporſtieg.

Allein auch noch in einem andern, für ihn nicht minder wichtigen Verlangen mußte Gentz in Berlin ſich jeder Hoffnung beraubt ſehn. An die ernſte Beſchäftigung mit den Problemen der äußern Politik knüpft ſich ganz natürlich in kräftig begabten Naturen der lebhafte Wunſch, ſelbſt in ſtaatsmänniſchem Wirken, d. h. im höheren Sinne

politiſch thätig ſein zu können. Daß Gentz in ganz beſondrem Grad hiezu befähigt war, hat ſeine nachmalige Laufbahn überflüſſig bewieſen. In Preußen, wie es war, hatte er gar keine Ausſicht, zu einer entſprechenden Thätigkeit oder in eine ſtaatsmänniſche Carrière zu gelangen. Eine ſolche aber gehörte dazu, wenn er auch als Schriftſteller auf dieſem Gebiet, ſchärfere Einſicht und allſeitigere Uebung gewinnen wollte. Hier, wenn irgendwo, muß das praktiſche Thun die bloße Betrachtung ergänzen. Nur auf ſolcher Bahn oder in parlamentariſchem Wirken kann ein ſolches Talent ſich zur vollen Reife entwickeln. Man ſieht auch dieſen ſtaatsmänniſchen Geiſt den Schriften der nächſten Epoche unſeres Gentz in weit höherem Maße an; und neben den urſprünglich für die Oeffentlichkeit beſtimmten Werken entſtanden in dieſer Zeit Denkſchriften und Sendſchreiben in Fülle, die zwar nur auf Privatwirkung und diplomatiſche Verhältniſſe berechnet ſcheinen, deſto überraſchender aber die Verbindung des Schriftſteller's und Staatsmann's beurkunden und unter gelegenheitlicher Veranlaſſung den ganzen Schwung von Geiſteskraft und Grundſätzen entwickeln, die wir nur in eigentlichen Schriftwerken zu ſuchen gewohnt ſind. Gentz war die „Feder eines Staatsmannes", ſagte ein neuerer Publiziſt, und, das Wort in höherer Bedeutung genommen, ganz richtig. Dieſen Nachlaß, Zeugniſſe und Muſterſtücke dieſer Virtuoſität nun ans Licht zu rufen, war ja eben die Hauptaufgabe, die wir uns bei Beginn dieſes Denkmals geſetzt hatten.

So mußte ſich denn Gentz hinausſehnen aus der

Klemme, in der er ſich zu Berlin befand. Er hatte, um ſeinem eigentlichen Beruf leben zu können, ſchon mehrere Jahre Urlaub von den Dienſtgeſchäften genommen. Bei der Herausgabe ſeines hiſtoriſchen Journals hatte ihn der Miniſter Graf von der Schulenburg-Kehnert, eines der Häupter der damals ſchwachen (und noch nicht auf Capazitäten eines Stein, Hardenberg, Prinz Louis und ſolche geſtützten) kriegsgeneigtern Partei, mit anſehnlicher Geldhülfe unterſtützt. Die Männer des Friedens jedoch und der franzöſiſchen Allianz ſtanden ihm mächtig entgegen. Auch hatte er, wie Varnhagen berichtet, gegen den damals viel geltenden Miniſter Grafen von Hoym die ſchärfſten Denkſchriften über deſſen Verwaltung Schleſiens geſchrieben. Sogar ſein Sendſchreiben an den König, bei deſſen Thronbeſteigung, mochte, was man auch über den Inhalt dachte, nur als ein allzukühnes Unterfangen von Seiten des Unterthanen erſchienen ſein. —

Wie ſehr Gentz außerdem auch über die, von Petersburg und mehr noch von Paris aus diktirte Umgeſtaltung der Dinge in Deutſchland, ſo wie über Preußens eigennützigen Antheil an dieſen Regensburger Verhandlungen entrüſtet ſein mochte, — ſo waren es doch endlich zwei Begebniſſe, die ſeinen Abgang entſchieden. Schon längere Zeit war Gentz auch mit öſterreichiſchen Staatsmännern in Verbindung gekommen. Der kaiſerliche Geſandte, Fürſt Reuß, beehrte ihn mit ſeiner Freundſchaft und empfahl ihn dem Miniſter des Auswärtigen, Baron von Thugut. Als nach dem Lüneviller Frieden Graf Cobentzl deſſen Departement übernommen, ging Philipp Graf v. Stadion,

der nachherige berühmte Nachfolger Cobentzl's, als Gesandter nach Berlin. Dieser wußte Gentz zu schätzen, und er war es vorzüglich, der dessen Berufung in den kaiserlichen Dienst einleitete. Gentz beschloß jetzt, deshalb selbst nach Wien zu reisen. Als er sich aber hierzu Urlaub erbat, wurde ihm zugleich angekündigt, daß nach seiner Rückkehr die Dispensation von den Dienstgeschäften aufhören müsse. Den 20. Juni 1802 reiste er von Berlin ab, um, wie der Erfolg zeigte, nicht wieder dahin zurückzukehren.

Man hat Gentz neuerdings auch daraus einen schweren Vorwurf machen wollen, daß er das „junge, aufstrebende, zukunftvolle" Preußen gegen das „veraltete, heilige, römisch-kaiserliche" Oesterreich vertauscht habe. Selbst alle Uebertreibung bei Seit gesetzt, ist der Vorwurf ungerecht, und zeigt gänzliche Unkenntniß damaliger Zeitlage. Was an diesem Satz überhaupt wahr ist, das fühlt heute Jeder, und wir haben gleich im Eingang des Abschnitts darauf gewiesen. Wir wissen auch, welche Fesseln ihm der Uebertritt in den österreichischen Staat für seine spätere Laufbahn auflegte. Er selbst sagt, daß er Oesterreich mehrere Jahre nur als Volontair gedient. Aber diese Zeit lief ab; obschon wir nicht zu unterscheiden vermögen, was nach dieser Periode Ueberzeugung, was Nothwendigkeit für ihn geworden. So viel ist jedoch sicher, daß, wenn sein Standpunkt noch so mächtig auf ihn influirte, er doch von demselben ebenso fühlbar auf Oesterreichs Entschlüsse und Gang zurückwirkte. So wurde, um nur ein Beispiel zu nennen, die heilsame Verbindung der beiden deutschen

Großmächte, zu einem guten Theil durch ihn begründet.

Die Hauptſache aber iſt, daß, als Gentz ſich entſchied, Oeſterreich ſchon eine Reihe Jahre eine ehrenvollere und deutſchere Politik verfolgt hatte, und ſelbſt unter dem ſchwachen Miniſterium Cobentzl, Europa größere Dienſte leiſtete, als Preußen vom Tode des großen Friedrich bis zur Schlacht von Jena. Schrieb doch Gentz ſchon im Jahr 1799 an Joh. Müller, er ſei weit entfernt, den ſogenannten Erbhaß der Preußen gegen die Oeſterreicher zu theilen. Oeſterreich war thätig im allgemeinen Intereſſe, es unterhandelte mit Bonaparte, aber ſelten oder nie mit den Grundſätzen, die es dazu zwangen. Gentz hatte, als er nach Wien ging, nur die auswärtige Politik im Auge. Und in den äußeren Staatenverhältniſſen hat Oeſterreich wahrlich eine bedeutſame Aufgabe: — mit England vor allen das Gleichgewicht Europa's und den äußern Beſtand der Staaten, mit Preußen zunächſt die äußere Sicherheit Deutſchland's zu ſchützen. Wir dürfen dabei nie vergeſſen, daß Oeſterreich ein deutſcher Staat und unſer Hauptbollwerk gegen den Oſten iſt. Suchten doch bald nachher viele edle Patrioten — ſchrecklich genug! — um für Deutſchland zu wirken, noch in Rußland eine Laufbahn!

Endlich gab es für Gentz noch einen Punkt, der ihm eine Stellung in Wien beſonders erwünſcht machen mußte. Dort allein konnte er hoffen, ſeine Verbindung mit England, die er gleichzeitig und vielleicht ſchon früher anzuknüpfen gewußt, ferner cultiviren zu können, ohne an dem Staat, dem er zunächſt angehörte, eine Treuloſigkeit zu

begehen. Er, der England ſo tief ſtudiert, hatte auch früh die ganze Wichtigkeit dieſes Staates in allen Erſchütterungen Europa's erkannt; und da Oeſterreich's und England's Intereſſen Hand in Hand gingen, ſo konnte er beiden dienen und beide pflegen, ohne, wie es damals in Berlin geſchehen mußte, deshalb verdächtig zu werden. Auch erhielt er ſich ſo viele Jahre eine gewiſſe Unabhängigkeit, die weder Oeſterreich noch England allein ihm gewährt hätte. —

Ueber Dresden und Prag reiſte Gentz nach Wien. Die durch Stadion ſchon angeknüpfte Verbindung führte bald zu einem beſtimmten Reſultat: er trat in die Dienſte des Kaiſers. Den Tag vor ſeiner Abreiſe von Wien erhielt er das Beſtallungsſchreiben vom Grafen Cobentzl. Es lautete:

„Wohlgeborner

„Inſonders geehrteſter Herr!

„Seiner Kaiſ. Königl. Majeſtät wird es angenehm „ſein, einen Schriftſteller, wie Euer Wohlgeboren, deſſen „ſeltene Einſichten und Geſchicklichkeit von dem rühmlichen „Eifer für die Erhaltung der Regierungen, Sitten und „Ordnung begleitet werden, in Ihren Staaten auf den „Fall zu behalten, daß Sie die Entlaſſung von Ihrer „dermaligen Dienſtleiſtung überkommen.

„Ich habe das Vergnügen, Ew. zu melden, daß „Seine Majeſtät Ihnen auf ſolchen Fall den Charakter eines „k. k. Raths mit jährlichen 4000 Gulden zu ertheilen „allergnädigſt beſchloſſen haben. Fahren Sie fort, durch

„Ihre dem Wohl unſers deutſchen Vaterlandes gewidmete „Schriften den Dank der Zeitgenoſſen und der Nachwelt „zu verdienen, und empfangen Sie die Verſicherung der „vollkommenen Hochſchätzung mit der ich ſtets verbleiben „werde

„Euer Wohlgeboren

„ergebener Diener

„Ludwig G. Cohenzl.

„Wien, den 11. September 1802."

Dieſes Schreiben überſendete ihm der Staatsreferendair Baron von Collenbach, der noch dieſe erläuternden Zeilen hinzufügte:

Monsieur!

J'ai l'honneur de Vous envoyer en hâte Votre passeport, la lettre au Comte de Stadion et celle que M. le vice-chancelier Vous adresse. Il me charge de Vous dire que le passage où il est parlé de Votre démission du service de la Prusse n'a été ajouté que pour rendre cette lettre en tout cas plus ostensible, et que la résolution de S. M. à Votre égard n'en est pas moins sûre et positive. Agréez, Monsieur, l'assurance de ma plus haute estime et d'un attachement inviolable.

Votre très-humble
et très-obéissant serviteur
Collenbach.

Sonach hatte ihn Kaiſer Franz, vorerſt ohne jede weitere Verpflichtung, blos damit er ſeinem ſchriftſtelleriſchen

Wirken lebe, nach Wien gezogen. Er eilte zurück nach Dresden; und von da aus richtete er an Se. Maj. den König von Preußen das Entlaſſungsgeſuch. Wir laſſen hier dieſes intereſſante Schreiben folgen, da es ganz das Gepräge des Gentziſchen Geiſtes trägt und die entſcheidenden Beweggründe ſeines Austritts keineswegs verhüllt. Was zum Ruhme des Königs geſagt iſt, ging ihm gewiß vom Herzen. Daß er das, worin er denſelben von ſchlechten Rathgebern geleitet meinte, in der Zuſchrift an ihn ſelbſt nicht blicken ließ, iſt begreiflich.

Dresden, den 26. September 1802.

An des Königs Majeſtät.

T. T.

Die Unvereinbarkeit meiner Dienſtgeſchäfte mit meinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten würde mich ſchon längſt zu dem Schritte, den ich jetzt thun muß, geführt haben, wenn nicht die ſeit dem Jahre 1799 von Ew. Majeſtät mir bewilligte Diſpenſation von dem größern Theile der erſtern mich deſſelben überhoben hätte. Nachdem mir aber, bei Gelegenheit des zu meiner gegenwärtigen Reiſe nachgeſuchten Urlaubes ausdrücklich angekündigt worden war, daß dieſe Diſpenſation nicht länger Statt finden könnte, würde mir, auch ohne die jetzt eingetretnen beſondern Umſtände, in keinem Falle etwas anders als die Bitte um Entlaſſung aus Ew. Majeſtät Dienſten übrig geblieben ſein.

Gerade als ich mich mit dieſem ſeit jener Ankündigung unvermeidlich gewordnen Vorhaben beſchäftigte, ließen Se.

Majeſtät der Kaiſer, mir, zur Belohnung für dasjenige, was Sie „meine dem allgemeinen Beſten, der Aufrechthaltung aller Staaten und der geſammten bürgerlichen Ordnung geleiſteten rühmlichen Dienſte" zu nennen geruhten, eine lebenslängliche ſehr bedeutende Penſion anbieten, mit der einzigen Bedingung, daß ich mich in Wien niederlaſſen, und dort meine bisherigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ungeſtört fortſetzen möchte.

Es iſt ſchmerzhaft für mich, meinem Vaterlande und dem Dienſte eines Monarchen entſagen zu müſſen, der ſich die Bewunderung und zugleich die Liebe von Europa erwarb, und dem ewig die meinige gewidmet ſein wird. Ich bin der Erſte in Ew. Majeſtät Volke geweſen — und das ſchätze ich mir jetzt zum nicht geringen Ruhme — der in dem Augenblicke, da Ew. Maj. den Thron beſtiegen, feierlich verkündigte, welche Sonne des Glückes über Preußen aufgegangen war; Ew. Majeſtät haben die Hoffnungen der Welt weit hinter Sich zurückgelaſſen; ich würde den für einen Thoren oder für einen Frevler halten, der muthwillig einen Staat verlaſſen könnte, welchen der weiſe und milde Szepter eines ſolchen Königes regiert.

Aber meine individuelle Lage, Allergnädigſter König, erlaubt mir nicht, dem Gefühl, welches mich ſtets an dieſen Staat binden würde, zu folgen. Die beſchränkte Sphäre von Dienſtgeſchäften, die man mir angewieſen hatte, und die weder meinem Beſtreben nach Thätigkeit, noch den Gegenſtänden und der Richtung meiner Studien, noch ſelbſt — ich darf es wohl ſagen — den Anſprüchen, zu welchen mein Eifer für das Gute und meine Fähigkeiten

mich berechtigten, angemeſſen war; die Disharmonie, die ſchon dieſer einzige Umſtand, verbunden mit der Ueberzeugung, daß ich nie eine günſtigere Dienſtlaufbahn zu erwarten hatte, in meiner ganzen bürgerlichen Exiſtenz unterhielt; der Vorzug, den ich eben deshalb meinem Verhältniſſe als Schriftſteller, woraus ich nichts als Ruhm, Vortheil und Annehmlichkeiten aller Art ſchöpfte, nothwendig einräumen mußte; endlich ſelbſt meine häuslichen Umſtände — alles fordert mich auf, einem Antrage Gehör zu geben, den meine Vernunft von allen Seiten billigt, ſo ſehr ſich auch von mehr als einer, meine Wünſche und Neigungen dagegen auflehnen mögen.

Und doch würde ich, trotz allen damit verknüpften weſentlichen Vortheilen, den Schritt ungethan laſſen, wenn ich ihn in irgend einer Rückſicht mit meinem Gewiſſen, mit den Geſetzen der Ehre und der Pflicht in Widerſtreit fände. Daß es ſich ſo nicht verhält, davon bin ich tief und lebendig überzeugt. Ich weiß nicht, ob und in wie fern ſich gehäſſige Darſtellungen meines Entſchluſſes, bis an Ew. Majeſtät Thron wagen werden; aber ſoviel weiß ich, daß ich ihnen nichts entgegen zu ſetzen gedenke, als mein künftiges Leben: ich werde fernerhin wie bisher, und ſtände eine Welt von Feinden gegen mich auf, die Grundſätze vertheidigen, mit denen allein die Staaten beſtehen, und die ohne Unterlaß bekämpfen, bei denen ſich kein Recht, keine Ordnung, keine unabhängige Exiſtenz der Nationen, kein politiſches Syſtem, mithin zuletzt keine bürgerliche Geſellſchaft denken läßt. Ob ich auf einer ſolchen Laufbahn, bei ſolchen Arbeiten, bei ſolchen Grundſätzen, und bei

ſolchen Zwecken je eine Veranlaſſung finden, je auch nur die entfernteſte Verſuchung haben könnte, das aus den Augen zu ſetzen, was ich meinem Vaterlande ſchuldig bin — darüber unterſtehe ich mich, Ew. Majeſtät Hochſelbſt zum Richter zu machen.

Bei dieſer Lage der Sache, und bei dem vollen Bewußtſein der Lauterkeit meiner Handlungen und Abſichten, begnüge ich mich nicht, Ew. Majeſtät um Ertheilung meines Abſchiedes allerunterthänigſt zu bitten; ich erkühne mich auch zu hoffen, daß Ew. Majeſtät die Erfüllung dieſer Bitte, mit einigen Worten der Huld und Gnade begleiten werden, die mir bei den traurigen Empfindungen, unter welchen ich die gegenwärtige Vorſtellung abgefaßt habe, zum Troſt, und für mein ganzes künftiges Leben zur Beruhigung dienen ſollen.

Ich erſterbe ꝛc. ꝛc.

Durch Cabinetsordre König Friedrich Wilhelm's III., Potsdam vom 4. Oktober, an den Staatsminiſter v. Voß wurde das Dimiſſoriale für Gentz auszufertigen befohlen, mit dem Beifügen, daß Se. Majeſtät gern zu erkennen geben, „daß Sie in Abſicht der Schätzung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Verdienſte dem allgemeinen Beifall beitreten, den er ſich dadurch ſo rühmlich erworben habe.“ So ward ſein Dienſtverhältniß im preußiſchen Staate gelöſt.

Gentz begab ſich jedoch nicht ſofort auf ſeinen neuen Poſten, ſondern er knüpfte erſt die andere wichtige Verbindung feſter und trat, vom engliſchen Geſandten Lord Elliot in Dresden eingeladen, in deſſen Begleitung eine

Reiſe nach London an. Graf Stadion warnte ihn in einem ſehr freundlichen Glückwünſchungsſchreiben, ſeinen neuen Verhältniſſen ſich nicht zu lange zu entziehn, und gab ihm einige weiſe Rathſchläge für die nächſte Zukunft. Dieſer Brief ſchließt das Gemälde, das wir von dieſem Zeitabſchnitt verſucht haben, ab und ſteht deshalb hier an ſeinem Platze.

Monsieur!

Au moment où je voulois répondre à Votre très aimable lettre du 28 Septembre, on m'apprit Vos nouveaux projets de voyage pour l'Angleterre; et ce n'est que beaucoup plus tard, que Votre lettre du 30, qui ne m'est parvenue que le 10 de ce mois par Mr. de Kloest, m'instruisit de l'endroit où je pourrois Vous adresser ma réponse.

Vous pensez bien, Monsieur, que je ne puis que me réjouir du parti que ma Cour a pris, de Vous fixer à elle par des conditions qui Vous sont convenables; et que je m'applaudis de la part que je puis avoir eue à une acquisition à laquelle on met tant de prix à Vienne à si juste titre. Je désire bien vivement que le nouveau théâtre, qui se présente dans ce moment ici à Vos yeux, ne Vous retienne pas trop long tems, et que nous soyons bientôt en possession de Vos talens et de Votre mérite. Vous me permettez une petite crainte à cet égard, qui a pour fondement la grande estime que j'ai de Vous et Votre réputation,

qui est établie en Angleterre aussi solidement que dans le reste de l'Europe.

Tant que je puis appercevoir on se conduit ici généralement fort bien à Votre égard. On me dit que les termes dans lesquels le roi Vous a accordé Votre démission sont très satisfesans ; et du reste il y a à Votre sujet bien moins de clabauderies et de commérages, que je ne l'avois craint. Ce n'est pas dans le premier moment de Votre séjour à Vienne, qu'on fera jouir là les mines contre Vous. La jalousie et l'envie ordinairement raisonnent trop bien, pour décocher leurs fléches dans le tems où tout l'éclat de Votre réputation et tout le plaisir de Vous avoir acquis à nos intérêts, Vous serviroient de bouclier. C'est plus tard, quand on se sera habitué à Vous voir tous les jours, à Vous observer en robe de chambre, qu'il faudra Vous donner de garde. C'est alors que ceux qui veulent Vous nuire auront trouvé Votre fort et Votre faible, et essayeront de faire jouer leurs machines. Le court séjour que Vous avez fait chez nous doit Vous avoir mis au fait du caractère de Vienne. Nous sommes bons et simples. Mais il y a deux ou trois points sur lesquelles nous sommes chatouilleux. Il faut éviter de donner là dessus des prises et alors il Vous sera aisé de soutenir les petits chocs dont l'intrigue et la tracasserie pourroient Vous attaquer dans la suite.

La voie de la poste par laquelle ma lettre Vous parvient ne me permet pas d'entrer dans tous les

détails des Vôtres. Conservez moi, s'il Vous plaît, Votre amitié et croyez à toute l'étendue de l'attachement et de la considération, avec lesquels je suis

Monsieur

Votre très humble
et très obéissant serviteur
Stadion.

Noch im Monat Oktober reiſte Gentz über Frankfurt nach London ab, kehrte im Januar 1803 auf den Continent zurück und eilte nach Wien, wo er, einige Monate darauf, als Hofrath im außerordentlichen Dienſt, in die Staatskanzlei eingeführt wurde.

Beilage.

Bei dieſem Wendepunkt in Gentz's Leben läßt ſich paſſend ein Blick auf ſeinen Umgang, ſeine Verbindungen und ſeinen Briefwechſel, ſowohl in der nun beendigten Berliner Epoche, als in den darauf folgenden Jahren, werfen. Für die abgelaufene Zeit würden wir uns freilich mit ſehr kargen Notizen begnügen müſſen, wenn nicht Gentz ſelbſt reichhaltigere an die Hand böte. In ſeinem Nachlaß finden ſich zwei Portefeuille's, die eine Liſte ſeiner früheren Bekanntſchaften und ein Regiſter der Correſpondenz in ſeiner thätigſten Periode, enthalten. Es iſt uns vergönnt, hier einen Auszug davon zu geben, den wir mit eigenen Bemerkungen theils ergänzen, theils erläutern wollen. Was Gentz ſelbſt anmerkte, iſt, um es von den Beiſätzen zu ſcheiden, ſchon im Druck auszeichnend hervorgehoben.

Das erſte Portefeuille enthält zuvörderſt: „Liste générale des personnes que j'ai vues depuis le commencement de l'année

1800.“ Dieſe Liſte beginnt mit „Observations.“ „Le commencement de l'année 1800 ou plutôt la fin de 1799 est l'époque où la sphère de mes liaisons s'est rapidement et considérablement aggrandie. J'en avois eu de très-intéressantes *avant* cette époque (et je me propose d'en former un tableau à part) mais c'est depuis 1800 que j'ai proprement commencé à figurer sur la scène du monde, que j'ai constamment vécu avec des hommes de toutes les classes et que la société est devenue un des principaux objets de mes occupations, de mes études et de mes puissances.“ Nun folgen die Eintheilungen nach Ort und Grad der Intimität und zwar folgenden Angaben:

I. In Berlin:

1. der habituelle Umgang mit — den Prinzen Louis Ferdinand und Auguſt, mit Fürſt Anton Radziwill und Fürſtin Louiſe Radziwill (geb. Prinzeſſin von Preußen, Schweſter des Prinzen Louis Ferdinand); mit Gräfin Voß, geb. v. Berg, mit Mad. de Neale, Oberſthofmeiſterin und ihren Töchtern Pauline und Sophie, mit den Miniſtern Grafen von der Schulenburg-Kehnert, Grafen Haugwitz, Alvensleben, Reck, mit General Lauenzien, mit Hardenberg (dem nachmaligen Staatskanzler), Schweinitz, Dorville (einem preußiſchen Cavalier; die Schweſter des Hrn. v. Dorville, Lady Jackſon, war die Gemahlin des nachherigen engliſchen Geſandten in Berlin), Fink (Graf Karl Fink von Finkenſtein, Sohn des Staatsminiſters, ſelbſt nachher als Legationsſekretair und preußiſcher Geſandter in Wien, wo ihn Wilhelm von Humboldt 1810 ablöſte), Freiherrn v. Fechenbach, Graf Hagen, mit faſt allen Diplomaten, ſchwerlich auch mit Caillard und Sieyes, den Geſandten des franzöſiſchen Direktoriums, dagegen um ſo mehr mit dem kaiſerlichen Geſandten Fürſt Reuß († 1799) und den ruſſiſchen: Alopäus dem ältern und Grafen Panin.

2. inniger mit dem Grafen Golz (bekanntlich nachher Miniſter des Auswärtigen) und Frau, mit Frau Gräfin Natalie

von Golofkin (einem der Mittelpunkte des geſelligen Lebens in Berlin von 1800 — 1806), mit dem Staatsminiſter Baron Heinitz, mit Capitain von Schack (ſ. Th. I. S. 225 dieſes Denkmals), mit Graf Stadion, kaiſerlichen Geſandten und nachherigen öſterreichiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und deſſen Legationsrath, v. Hudeliſt, mit dem ruſſiſchen Geſandten Baron Krüdener (ſeit 1800 in Berlin, † 1802. Seine Gemahlin war die Verfaſſerin des Romans Valérie, und dieſelbe, die ſich nachher, eine Zeit lang unter dem Schutze Kaiſer Alexanders, als Glaubenseifrige umhertrieb), mit dem portugiſiſchen Geſandten Vicomte d'Anadia und deſſen Nachfolger (1801—2) Ritter Correa, mit dem churmainziſchen Grafen Hugo Hatzfeld (dem Coadjutor und Bruder des in preußiſchen Dienſten bekannt gewordnen Fürſten von Hatzfeld, den Napoleon 1806 wollte erſchießen laſſen) u. a. m., mit Frau v. Prittwitz, Legationsräthin Renfner (ihr Gemahl überſetzte einſt das famöſe Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig und galt bisweilen für den Verfaſſer), Frau v. Crayen, über welche Varnhagen v. Enſe in Dorow's Facſimiles eine Notiz gab; mit dem Freiherrn v. Stein, dem berühmten preußiſchen Staatsminiſter und Patrioten, mit vielen Militairs, Gelehrten ꝛc. ꝛc.

3. Als die innigſten Verhältniſſe bezeichnet er die mit Marquis v. Lucchesini und Frau, mit dem geiſtreichen Major v. Gualtieri (ſ. Varnhagen's Bildnißgalerie Th. I. S. 159 — 167), mit Sigmund Kurnatowski, einem Polen, der viel im Hauſe des Fürſten Radziwill war, mit dem engliſchen Geſandten Lord Carysfort (1800 u. d. f. J. in Berlin), mit Guſtav v. Brinckmann, ſeit 1800 als ſchwediſcher Geſchäftsträger in Berlin, mit dem Grafen Hoym, ſchleſiſchem Miniſter, mit Ancillon, dem Gentz durch ſeine Mutter, eine geborne Ancillon, verwandt war, mit Wilhelm v. Humboldt, mit Adam Müller, mit Dr. Grapengießer, einem damals ſehr bekannten und intereſſanten Berliner Arzt, mit Fräulein Levi (Rahel, nachher Frau v. Varnhagen), Fräulein Eigenſatz ꝛc. ꝛc.

Ein vollſtändiges Verzeichniß liefert dieſer Auszug nicht, und wir könnten ſchon aus Gentz Briefen leicht noch eine Anzahl Namen hinzufügen. Beſſer aber ſo, da gerade die wichtigſten und intereſſanteſten Beziehungen herausgehoben ſind. Gentz ſchied, als er von Berlin ging, auch aus dem Kreiſe ſeiner Familie und über dieſe mögen hier noch einige Notizen ſtehen, die zugleich das, was Th. I. S. 25 angeführt wurde, berichtigen. Sein Vater — Münzdirektor in Berlin — lebte noch mehrere Jahre, da der Sohn ſchon in Wien war. Von Gentz's vier Geſchwiſtern ſtarb der jüngere Bruder, Heinrich, der Oberbaurath, früh, der andere, Ludwig G., in der Finanzverwaltung zu Berlin angeſtellt, im J. 1827. Von dieſem Bruder leben hinterlaſſene Kinder: Marie (1829 verheirathet) und Karl. Gentz's Schweſtern: Louiſe und Flora, wohnten fortan in Berlin, und überlebten ihren Bruder, der bis ans Ende mit zärtlichſter Sorgfalt ihnen zugethan und namentlich mit der Erſtgenannten in lebhaftem Briefwechſel blieb.

II. Gleichzeitige Verbindungen außer Berlin.

(Fortſetzung aus der oben abgebrochenen Reihe.)

In Weimar innig mit Schiller und Goethe; am innigſten mit Fräulein Amalie von Imhoff, der bekannten, und von Goethe und Schiller mit ſo viel Auszeichnung gepflegten, Dichterin der Schweſtern von Lesbos. Fräulein Imhoff war Hofdame in Weimar. Da lernte ſie Gentz kennen und entbrannte für ſie in heftigſter Leidenſchaft, die auch nicht ohne Erwiederung blieb. Kurz darnach verehlichte ſich Amalie mit dem ſchwediſchen und ſpäter preußiſchen Generallieutenant von Helvig, mit dem ſie den größten Theil ihres Lebens in Berlin zubrachte, wo ſie im Dezember 1831 ſtarb. Frau von Helvig ſtreute noch manche Blume auf den deutſchen Parnaß. Gentz empfahl ſie einſt Johannes Müller'n als eine der größten Zierden der lebenden Generation; und welches Gefühl er noch in ſpäten Jahren für ſie in ſich trug, beweiſt der Brief, den er ihr im Jahr 1827 ſchrieb, und den wir am Schluß dieſes Bandes mittheilen. Es bedurfte gewiß einer tieferen, ja außer-

eigentlichen Veranlaſſung, Gentz in ſpätern Jahren zu einem ſolchen Glaubensbekenntniß zu bewegen.

In Dresden (1802 — 3) knüpfte er innige Verhältniſſe mit dem jungen Grafen Metternich, damals Geſandten am churfürſtlichen Hofe, mit Gräfin Lerchenfeld, mit Lord Elliot, dem engliſchen Geſandten, in deſſen Geſellſchaft er auch die Reiſe nach England machte, mit Grafen Montjoye und General Armfeldt — in Prag (Juli und September 1802) mit Grafen O'Donnel. Auf der Reiſe nach England lernte er zu Frankfurt am Main den Oberſten Imhoff, Amalien's Bruder, kennen, der, wenn wir nicht irren, als General in engliſchen Dienſten genannt wird.

Die Aſte endet mit ſeinem Kommen nach Wien. Nur von ſeinem Aufenthalt in England (Spätjahr 1802) führt er noch die Perſonen auf, mit denen er vorzüglich innig verkehrte, denn ſonſt lebte er mit Männern aller Parteien und in der ganzen hohen Geſellſchaft. Er nennt unter jenen Addington, den Chef des damaligen Miniſteriums; — Vansittard, Secretary of the treasury; — R. H. Charl. Abbot, Sprecher des Hauſes der Gemeinen; — R. H. William Windham, einen der eifrigſten Gegner Frankreichs im Miniſterium Pitt, auf Seiten der Partei Lord Grenville's; — Sir William Scott, Bruder des Lordkanzlers; — die Herzogin von Devonſhire; — James Mackintoſh; — Dr. Henry Beeke (bekannt als ſtaatsökonomiſcher Autor); — den Herzog von Orleans, jetzigen König der Franzoſen; — und den öſterreichiſchen General und Diplomaten Grafen Franz Dietrichſtein, der ſich gleichzeitig zu London aufhielt.

Als Gentz nach London kam, war das Miniſterium Pitt ſchon über ein Jahr abgetreten und der Friede von Amiens gefolgt. Dieſer Friede aber hatte die kriegeriſch Geſinnten, Lord Grenville und ſeine Partei, zu der vorzüglich Windham, Canning, Lord Minto, Graf Carysfort, William Elliot, Thomas Grenville (Bruder des Lords), Graf Spencer u. ſ. f. gehörten, von neuem und ſtärker zur Oppoſition gerufen, wogegen Addington und die Miniſter ſich der kräftigern Unterſtützung der Partei Fox, zu der Sheridan, Erskine,

Grey, Tierney, Burdett, Whitbread und andere entſchiedne Friedensfreunde zählten, zu erfreuen hatten. Pitt, der wohl fühlte, daß ſeine Zeit noch nicht wieder gekommen war, hielt ſich mit ſeinen intimſten Freunden in der Stille — er ſelbſt hatte ja ein Miniſterium Addington gebilligt. Am 16. November ward das Parlament eröffnet; es begann, in einer Reihe der ſtürmiſchſten Sitzungen, ein Kampf, der für einen ſo vorbereiteten Zuſchauer, wie Gentz, von hohem Intereſſe ſein mußte. Andrerſeits erleichterte ihm die in großen politiſchen Sphären ungenirtere Lebensbegegnung auch Solcher, die ſich im Parlament gegenüberſtehen, den vielſeitigſten Verkehr. Fox und Pitt z. B. bewieſen ſich, trotz ihrer Meinungsverſchiedenheit, die größte perſönliche Hochachtung; Einer ſprach bewundernd vom Talent des Andern; an der Tafel eines Grenville ſahen ſich die verſchiedenſten Männer oft in größter Vertraulichkeit! In neueſter Zeit erſt kam einmal bei Herrn Thomas Grenville wieder die Rede auf Gentz, den er 1799 auf einer Sendung nach Berlin (es galt den letzten Verſuch, Preußen zur Coalition zu ziehen!) kennen gelernt hatte. Grenville bemerkte, eine Sammlung Gentziſcher Schriften könne nicht anders als ſehr intereſſant und werthvoll ſein, beſonders auch in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten, und fügte bei, Gentz ſei der beſte Sprecher geweſen, den er je gehört habe. Dann ſchloß er mit folgendem, das Zuſammenleben engliſcher Staatsmänner charakteriſirenden Zug. „Ich hatte Gentz ſehr genau in Berlin gekannt. Als er nach England kam, beſuchte er mich gleich, und verlangte ſehr, Fox, meinen Bruder (Lord Grenville), und die andern großen Männer des Tages kennen zu lernen; ich bat dieſe daher, bei mir mit Gentz zu Mittag zu eſſen. Sie kamen, und wurden ſo entzückt von dem preußiſchen Staatsmann, daß ſie erklärten, ſie wollten gleich am folgenden Tage wieder mit ihm bei mir ſpeiſen.“

Die engſten Verbindungen knüpfte Gentz ohne Zweifel mit Pitt und ſeinen Freunden. Pitt hatte den deutſchen Schriftſteller ſchon längſt bewundert, namentlich deſſen auch franzöſiſch geſchriebenen Aufſatz „über den Stand der Finanzadminiſtration und des National-

reichthums von Großbritannien" (1800). Gentz ging als eines der intimſten Organe der brittiſchen Politik auf das Feſtland zurück und wirkte unabläſſig in ihrem Sinn, bis endlich ganz Europa aufſtand, und die engliſche Flagge den mächtigſten der Erdenſöhne nach St. Helena trug. — Gentz erhielt von England auch, was er bedurfte — Gold, und war es kein Jahrgeld, ſo warf ihm doch dieſes England runde Summen zu, die alle Jahrgelder vergeſſen ließen. Es war ein Dienſt, der ihn zugleich in Oeſterreich unabhängiger erhielt. Beide Mächte wirkten nach einem Ziele, und Gentz konnte mit Recht ſagen, daß, obgleich er längſt Kriegsmanifeſte gegen Bonaparte geſchrieben, er doch bis zum Jahr 1812 der gemeinſamen Sache nur als Volontair gedient habe. Er bezeichnet damit die Periode genau, wo er an einen Staat und ein Syſtem gebunden wurde. —

Der letzte Theil jenes erſten Gentziſchen Portefeuille's giebt die Ueberſicht ſeiner „Correspondance": „Lettres écrites depuis la fin de l'année 1802; époque de mon départ de Londres" — bis Ende 1807. Eine Liſte von 2010 durchaus bedeutenderen Briefen; die Zettel, die Beilagen nicht inbegriffen. Es finden ſich darunter Briefe an die Kaiſer von Deutſchland und Rußland, an den König von Schweden (Guſtav IV. Adolph), an die Königin von Preußen, an den Erzherzog Johann von Oeſterreich, an den Herzog von Weimar, an den Prinzen Louis Ferdinand und die Prinzeſſin Louiſe (Radziwill) von Preußen, an Ludwig XVIII., an den Herzog von Orleans (18 Stück; das letzte aufgezeichnete Schreiben an dieſen iſt vom 31. Oktober 1809, nach Palermo gerichtet), an den Prinzen von Wallis, an den Prince de Ligne (32 Stück); an alle bedeutenden Staatsmänner der Zeit, namentlich an die engliſchen, wie Pitt, Addington, Hawkesbury (Staatsſekretair des Auswärtigen unter Addington), Lord Hervey, Hammond, Charles Herries (der mehrere Schriften von Gentz ins Engliſche übertrug, ſpäter Mitglied des Cabinets Wellington), Banſittard (31 Briefe), Caſtlereagh, James Mackintoſh, Paget (Geſandten in Wien), Adair (Paget's Nachfolger ſeit 1806), Jackſon

(Gesandten in Berlin), Herzog von Portland u. s. w.; an Lobenzl, Stadion, Metternich (24 Stück), Hardenberg, Hatzfeld, Boyen u. a.; an Gelehrte wie Johannes Müller (42 Stück), Schiller, Goethe, W. v. Humboldt, Mühler v. Lilienstern, Böttiger; an Verwandte und Freunde, wie Adam Müller (64 Stück), Graf Panin, General Armfeldt, Brinckmann (54 Stück), Fräulein Levi (15 Stück; Rahel sagt in ihren Briefen, daß sie einen großen Theil ihrer Correspondenz aus Angst vor den Franzosen vernichten mußte), Graf Franz Dietrichstein (14 Stück), Freiherrn v. Wessenberg (den österreichischen Diplomaten — 34 Stück), Ancillon u. a. m.

Im zweiten Portefeuille sind seine Briefe von 1808 bis Mitte Juli 1811, mit mehreren Unterbrechungen, notirt, 1015 Stück, mit Beifügen, daß mehrere gar nicht aufgezeichnet worden. Dann vom 1. Mai bis 7. Juni 1813: 26 Stück; vom 11. August bis 4. Dezember aus Prag 485 Stück; und von diesem Tage bis 3. Juni 1814 — 256 Stücke. Andere Staatsmänner treten neben den früheren ein; Canning z. B., an den sich viele Briefe aufgezeichnet finden, Freiherr v. Stein, Graf Nesselrode, Pozzo di Borgo, Graf Kolowrat u. a. m.; viele Generale, wie Fürst Karl von Schwarzenberg, Radetzky, Wallmoden, Stutterheim, Bubna, Prinz Reuß; viele Gelehrte und Künstler, wie Friedrich Schlegel, Mad. Staël, Mad. Schröder ꝛc. — Seine zahlreichste Correspondenz war die mit dem Fürsten v. Metternich und mit dem Hospodar der Wallachei (von 1812 bis nach Ausbruch des griechischen Aufstandes). Reichhaltig war auch sein Briefwechsel mit Herrn v. Pilat. Der Briefwechsel mit A. Müller (stets besonders intim), mit dem Prinzen von Ligne, mit Armfeldt, mit Humboldt, mit Fr. v. Varnhagen ꝛc. ging bis zum Tode des Einen oder Andern fort, während sich die so ausgedehnte Correspondenz von den Tagen des Wiener Congresses an, nach den alten und noch mehr nach ganz neuen Richtungen hin, immerfort erweiterte. Besonders wichtig muß in späterer Zeit sein Briefwechsel über die orientalischen Angelegenheiten, z. B. der mit Freiherrn v. Ottenfels und Herrn

v. Prokesch gewesen sein. Möchten aus den Portefeuille's europäischer Staatsmänner noch einige jener Brandraketen auffliegen, die Gentz in dieser Zeit gegen den maßlosen Ehrgeiz und Uebermuth des Ostens schleuderte, wie vormals gegen die Herrschgier des Westens.

* * *

Um Gentz's hauptsächliche Verbindungen in den ersten Wiener Jahren, wie sie — von 1803 bis zum Ausbruch des preußischen Krieges — der Briefwechsel mit Joh. Müller aufzeigt, etwas näher zu beleuchten, beschließen wir diesen Ueberblick mit folgenden Notizen. Wir führen aber nur die Staatsmänner auf, die in näherem oder entfernterm Bezug zu Gentz, in jenen Briefen erwähnt werden, ohne auf Verhältnisse, die sich von selbst erklären oder in politischer Hinsicht kein Interesse gewähren, zurückzukommen.

Sehen wir auf die Männer, mit denen Gentz in jenen Jahren besonders innig verknüpft war, so bemerken wir namentlich die beiden Müller, Adam und Johannes, General Armfeldt, Gustav v. Brinckmann (schwedischen chargé d'affaires in Berlin), den Grafen v. Panin, den englischen Gesandten Sir Arthur Paget in Wien, Graf Meerveldt, v. Faßbender, Graf Franz Dietrichstein und den Grafen Metternich, der bis zum Preßburger Frieden auf dem Gesandtschaftsposten in Berlin blieb. — Wilhelm v. Humboldt lebte still und allem Tagesgeräusch fern, als preußischer Gesandter, zu Rom.

Interessant ist es zu sehen, wie früh sich die engere Verbindung mit dem Grafen Metternich knüpfte, und welch hohen Werth Gentz schon damals auf die Einsicht und Billigung seines späteren Chefs setzt. — Adam Müller lebte damals, meist im Hause des Herrn v. Haza, eine Zeit lang in preußisch Polen, dann in Dresden. — Ueber mehrere der Obengenannten ist nichts weiter hinzuzufügen, über die Andern werden folgende Beigaben genügen:

Der Generallieutenant Freiherr Gustav Moritz v. Armfeldt, ein Finnländer von Geburt, war einer der treuesten Anhänger des Hauses Wasa, und spielt in der neuern schwedischen Geschichte eine

ſehr bedeutende Rolle. Schon unter Guſtav III., zu deſſen Auserkohrnen er gehörte, ſtieg er zu den höchſten militairiſchen Würden empor. Dann — nach der Ermordung dieſes Königs — begann ſeine bekannte Verfolgungsgeſchichte. Lange Zeit trieb er ſich flüchtig im Ausland umher. Nachdem er endlich unter Guſtav IV. Adolph ſeine Reſtitution in Rang und Würde erlangt hatte, ging er 1803 als ſchwediſcher Geſandter nach Wien, wo er ein ganz inniges Verhältniß mit Gentz knüpfte. Gentz ſelbſt betrachtete Armfeldt, Adam Müller und Panin als ſeine intimſten Geiſtes- und Bundsgenoſſen. Während der Conflikte zwiſchen Preußen und Schweden in den Jahren 1805 und 1806 wurde Armfeldt, als er auf Oeſterreichs Begehren eben ein Commando der kaiſerlichen Armee in Mähren übernehmen ſollte, von Guſtav Adolph nach Pommern gerufen und als er da 1807, von ſchwachen Obern gehemmt, ſeine Anſtrengungen, etwas Großes durchzuführen, ebenſo nutzlos aufgeboten hatte, als 1808 an der Spitze des Weſtheers gegen Norwegen, wurde ihm während letzteren Feldzugs der Oberbefehl ſogar abgenommen, worauf er ſich, faſt in Ungnade, zurückzog. Von jetzt flog das Haus Waſa, durch die Mißgriffe des ritterlichen, aber unbeſonnenen Königs, immer unaufhaltſamer ſeinem Sturz zu. Bald war eine drohende Verſchwörung gegen dieſen im Werk; und Armfeldt, der das Aergſte von ſeinem Fürſten ab- und das Ganze, ſo lange nur möglich, auf einen guten Weg leiten wollte, verſchmähte nicht, auch hier ſeine Hand im Spiel zu haben. Endlich ſah er, daß alles vergebens ſei. Als der König keine Hülfe mehr wußte, ſich und die Krone zu retten, rief er zu ſpät nach — Armfeldt. Unter Guſtav's Nachfolger wurde dieſer bald verdächtig, für den entthronten Fürſten zu wirken, und nur zur Noth konnte er der Verhaftung durch Flucht zum ruſſiſchen Geſandten entgehn, welcher die Erklärung gab, Armfeldt ſei im Dienſte des Kaiſer's. Finnland war verloren; Guſtav Adolph's Sache verloren: da trat A. in Rußland's Dienſte. Kaiſer Alexander erhob ihn in den Grafenſtand. Armfeldt ſtarb, wenn wir recht berichtet ſind, erſt im Jahr 1830. Seitdem theilten die Zeitgenoſſen ein von ihm ſelbſt verfaßtes Bruchſtück aus ſeiner frühern

Lebensgeſchichte mit. Mit glühenden Farben iſt neuerdings ſein Bild in Arndt's Schwediſchen Geſchichten aufgeſtellt. Armfeldt war eine große, eine gewaltige Natur, der, wenn man ihn hätte walten laſſen, die Stütze des unglücklichen Königs geweſen, der in jedem großen Verhältniß eine mächtige Erſcheinung geworden wäre. Muth, Leichtſinn und Genialität ſtritten um dieſen Mann. Sein ganzes Weſen war von Schönheit übergoſſen. Unaufhörlich blitzte er Geiſt und Scharfſinn; er ſprach und ſchrieb vortrefflich; ein gränzenlos ungebundenes Leben wechſelte mit der größten Thatkraft; und — „was das Höchſte iſt, im Guten und Böſen brach immer der Menſch durch, der offne, liebenswürdige Menſch. Dies macht ihn ſo außerordentlich intereſſant und beweiſt ſein großes Uebergewicht über die gewöhnlichen Geiſter. Denn in dieſem Norden muß man ein großes Herz haben, um auf ſolcher Höhe, als worauf Armfeldt ſteht, in der nordiſchen Kälte noch den warmen Menſchen zu bewahren. . . . Armfeldt, wenn Guſtav der Dritte länger gelebt hätte, Armfeldt in England oder Frankreich geboren, würde vor den Zeitgenoſſen in ganz anderem Glanze da ſtehen. Er iſt von den Männern, welche Menſchen unwiderſtehlich nachziehen. In einem freien Staate, unter einem hochherzigen König, in einem revolutionirten Volke wäre er ein glorreicher Bürger und berühmter Anführer geweſen. Aber Armfeldt, von lauen und engbrüſtigen Menſchen umgeben, Armfeldt mit beſchränkten und mechaniſchen Köpfen an Einem Seile ziehend, wird oft faſt ſchlechter erſcheinen müſſen, als die Schlechten. Denn nie hat ein Genie den Inſtinkt der Mittelmäßigkeit, das Halbe für ganz und das Flickwerk für Meiſterwerk zu nehmen." Das ſind Arndt's Worte. Gentz hatte ſich an dieſem Schweden keinen ſchlechten Genoſſen erleſen; ja ſelbſt eine gewiſſe Verwandtſchaft dieſer Männer iſt, in guten wie in ſchlimmen Eigenſchaften, unverkennbar. —

In einer ebenfalls ſehr intimen Verbindung ſtand Gentz auch mit einem Ruſſen. Nikita Graf von Panin, der Neffe des bekannten Peter Panin, des Reichskanzlers Katharina's II. und Erziehers des Kaiſer Paul, kam ſchon im J. 1798 in außerordent-

licher Sendung nach Berlin, Preußen zur großen Coalition zu ziehen. Auch ihm gelang es nicht. Er blieb noch einige Zeit als Gesandter daselbst, verließ aber Berlin im Sommer 1799, und wurde noch in diesem Jahre von K. Paul, als Reichs-Vicekanzler, neben dem Grafen Rostopschin ins Ministerium des Auswärtigen berufen. Allein die launische Politik, die Paul plötzlich in Zwist mit seinen bisherigen Alliirten, England und Oesterreich warf, veranlaßte schon im Dezember 1800 die Entlassung Panin's von diesem Posten. Sobald Alexander die Regierung angetreten hatte, wurde auch Panin wieder als Minister ins auswärtige Departement, das damals immer von Mehreren geleitet wurde, gerufen. Allein auch jetzt sah er sich bald geopfert. K. Alexander *) entfernte ihn aus Rücksicht auf Frankreich, um Rußland's Einfluß in den Regensburger Reichsdeputationsverhandlungen mit mehr Nachdruck geltend machen zu können. Graf Panin ging auf Reisen, kam Ende 1802 nach Wien, wo er ohne Zweifel das Band mit Gentz noch enger knüpfte. Wir haben nur dies Wenige über diesen Staatsmann aufzufinden vermocht, dessen Auftreten, schon nach diesen spärlichen Notizen, Charakter und Consequenz beurkundet.

Besonders vertraut sehen wir Gentz auch mit dem englischen Gesandten, Sir Arthur Paget, der schon im J. 1802 nach Wien kam und bis 1806, wo er durch Robert Adair ersetzt wurde, am kaiserlichen Hofe blieb.

---

*) Die persönlichen Gesinnungen Alexander's zeigten stets etwas Ritterliches und Nobles. Und doch war er dabei sehr schlau. Wie gab er Preußen im Tilsiter Frieden Preis! Er nahm sogar selbst ein Stück preußisches Land. Wie machte er sich auf dem Wiener Congreß die Allianz mit Preußen zu Nutze! Alexander huldigte derselben Eroberungspolitik, wie seine Vorfahren, nur unter dem Deckmantel der „Civilisation." Den Schweden nahm er Finnland, in Polen rückte er bis an die schlesische Gränze, im Süden bis an die Donaumündung vor — drei Capitalfehler, die die europäische Politik sich vorzuwerfen hat! Die Feindseligkeit zwischen den beiden deutschen Großmächten hatte Europa in die Arme Rußlands geworfen. —

Franz, Graf, nachher Fürst von Dietrichstein-Proskau, ein österr. General, der von seinem Hofe während der Feldzüge und Verhandlungen bis zum Lüneviller Frieden, zu vielen der wichtigsten diplomatischen Missionen verwendet wurde. Er war ein intimer Freund des kräftigen Ministers Thugut, dem er auf seinem Schlosse Nikolsburg in Mähren ein schönes Grabdenkmal errichtet hat. F. Dietrichstein lebt noch jetzt zu Wien. Gentz traf ihn auch im J. 1802 in London, wo er kurz zuvor gegen eine Anschuldigung der Times mit einer interessanten Selbstvertheidigung aufgetreten war (Observations sur deux articles du Times. Par le comte de Dietrichstein Proskau. A Londres 1802).

Aehnliche wichtige Aufträge vollführte, besonders in den Jahren 1805 und 1806, Maximilian Graf von Meerveldt, ein schon in den Revolutionsfeldzügen mit Auszeichnung genannter Militair, dessen Talente als Diplomat Gentz, der ihm sehr nahe stand, nicht genug rühmen konnte. Meerveldt war von Geburt ein Westphale. Im J. 1813 wurde er zur Hauptarmee gerufen, wo er das Commando des 2. Armeekorps übernahm. In der Schlacht bei Leipzig kämpfte er rühmlichst, ward aber gefangen, und von Napoleon mit den ersten Anträgen ins Hauptquartier der Alliirten gesendet. Im nächsten Jahr ernannte ihn Kaiser Franz zum Botschafter in London, wo er, leider, schon 1815 starb.

Als einen seiner nähern Freunde nennt Gentz auch den in der Kriegsgeschichte und Militairverwaltung Oesterreichs seit Anfang des Jahrhunderts vorzugsweis thätigen, äuserst geschickten und einflusreichen Gehülfen des Erzherzog Carl, von Faßbender, der nur zu früh starb, um die Siege des Erzherzogs, denen auch er seines Theils tüchtig vorgearbeitet hatte, mit zu erleben. Er starb schon im März 1809. —

An diese Namen reihen wir nun zum Schluß eine Uebersicht derjenigen politisch bedeutenden Personen, die in den Briefen von Gentz und Müller, besonders in den Jahren 1805 und 1806, entweder als Freunde von Gentz oder als werkthätige Theilnehmer an den großen Weltbegebenheiten und Verhandlungen ge-

nannt werden. Die Kriegsanführer laſſen wir unerwähnt; ihre Thaten ſind ja, wenn irgend erheblich, in jedem Geſchichtsbuche verzeichnet. — Wir ſtellen dieſe Namen in Gruppen nach den Ländern, denen ſie angehörten, zuſammen. — Zuerſt die

Oeſterreicher: An der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten ſtand noch 1805 der Staatsvicekanzler Ludwig Graf von Cobentzl. Großen Einfluß auf dieſe Geſchäfte übte neben ihm der Cabinetsminiſter Graf Colloredo, vormals der Erzieher des Kaiſer Franz. Die 3te Hauptfigur war der Staatsreferendair Baron von Collenbach, der unter Cobentzl in der Staatskanzlei dirigirte. Die Unfähigkeit dieſes Triumvirats ſchildert Gentz in den ſtärkſten Ausdrücken. Das iſt aber doch Farbe und Wahrheit, und beſſer als das unterſchiedloſe Grau, in welchem moderne Hiſtoriker, wie z. B. Capefigue, einen Miniſter nach dem andern beloben. — Im Ausland hatte Oeſterreich jene ausgezeichneten Staatsmänner, durch die die Coalition von 1805 mit Eifer betrieben und großem Geſchick eingeleitet wurde: in Petersburg den Grafen Stadion, in Berlin, damals dem ſchwierigſten Poſten, den Grafen Metternich, der vor wenig Jahren erſt zu Dresden ſeine Laufbahn begonnen hatte. — Als Legationsſekretair unter Gr. Metternich ſtand der Baron v. Binder-Kriegelſtein, in Dresden fungirte bis 1809 Freiherr von Buol, der mit Gentz und A. Müller ſehr befreundet war, und nachher Geſandter in Kopenhagen wurde, wo er wenige Jahre ſpäter ſtarb. Dieſer Buol darf aber nicht (wie wir früher, B. I. S. 255, irrthümlich thaten) mit dem Bundestagsgeſandten Grafen Buol-Schauenſtein verwechſelt werden. — Auch der junge Fürſt Paul Eſterhazy, der in den nächſten Jahren, unter Bombelles, der Geſandtſchaft in Dresden beigegeben war, und noch gegenwärtig, ſeit einer langen Reihe Jahren, Botſchafter in London iſt, wird ſchon rühmend genannt. — Wie ſehr Gentz und Müller den jugendfriſchen Erzherzog Johann verehrten, darüber finden ſich in ihren Briefen die vielfachſten Belege. — Am Schluß des J. 1805 trat Gr. Cobentzl ab und an ſeine Stelle der bisherige Geſandte in Petersburg, Graf Stadion.

Preußen: Der Baron von Hardenberg leitet das Auswärtige, iſt jedoch durch Haugwitz und die Friedenspartei in allen energiſchen Schritten gelähmt. Für Hardenberg, — für Prinz Louis, für den Miniſter Stein hegte Gentz die größte Verehrung. Sehr liirt war er außerdem mit dem Grafen Hoym, Miniſter in Schleſien. — Graf Finkenſtein war damals als preußiſcher Geſchäftsträger und nachher Geſandter zu Wien. — Graf Götzen, Adjutant des Königs, ward mit wichtigen Aufträgen bald da bald dorthin geſendet und kam in ſolcher Weiſe kurz vor dem Ausbruch des preußiſchen Krieges nach Dresden. Dieſer Götzen iſt derſelbe, der ſich kurz nachher durch ſeine verzweifelte Gegenwehr in Schleſien einen ſo rühmlichen patriotiſchen Namen erwarb.

Engländer: Nach Addington's Rücktritt trat William Pitt (12. Mai 1804) wieder an die Spitze des Miniſteriums, mit ihm Lord Harrowby als Staatsſekretair des Auswärtigen, den jedoch bald Lord Mulgrave erſetzte. — Nach dem Tode Pitt's (23. Jan. 1806) folgte das Coalitionsminiſterium: Grenville und Fox. Fox führte das Auswärtige. Doch auch er ſtarb (13. Sept. 1806) noch vor dem Ausbruch des preußiſchen Krieges. — Als engliſche Geſandte waren — in Wien Paget, in Berlin Jackſon, der mit Gentz ebenfalls in genauer Verbindung ſtand, in Dresden Wynne (Wynn?). Um Preußen für die Coalition zu gewinnen, gingen Lord Harrowby und der Unterſtaatsſekretair Hammond 1805 in außerordentlicher Sendung nach Berlin. — Lord Lauderdale unterhandelte im Auftrag von Fox 1806 zu Paris. Der Friedensſchluß jedoch kam bekanntlich nicht zu Stande. — In Wien hatte der König von England noch einen Grafen Hardenberg als hannöveriſchen Geſandten, der, nach Hormayr's Bericht, durch große, und ſehr geheime Thätigkeit der allgemeinen Sache ganz beſondere Dienſte leiſtete.

Ruſſen: An der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten ſtand Fürſt Adam Czartoriski, der bekannte Polenhäuptling, Vater des jetzigen, aus Polen vertriebenen Fürſten. — Das ruſſiſche Cabinet ſendete 1805 den Grafen Ferdinand von Wintzingerode an die

Höfe von Berlin und Wien. Von Rußland waren als Geſandte Raſumoffskii in Wien, Graf Worontzoff in London, Alopäus d. ä. in Berlin, General v. Canicoff in Dresden. Auch der bekannte Emigrant Graf *d'Antraigues*, ein geiſtvoller, aber unlauterer, und intriguanter Menſch, der vom Ausbruch der Revolution an ſtets eine zweideutige Rolle ſpielte, war in ruſſiſchem Dienſt. Er ging 1806 nach London, verrieth den Engländern die geheimen Artikel des Tilſiter Friedens, was hauptſächlich, wie man hört, die gewaltthätige Vernichtung der däniſchen Flotte zur Folge hatte. Die engliſchen Miniſter gaben ihm eine Penſion, die er jedoch nicht lange genoß, da er ſchon 1812 in London durch Mördershand umkam. — F. Peter Dolgorucki ging nach der Schlacht von Auſterlitz mit den geheimſten Aufträgen K. Alexanders verſehen, nach Berlin. — Im Frühjahr 1806 trat F. Czartoriski von ſeinem Poſten ab, auf welchem der General Baron von Budberg ſein Nachfolger wurde.

Die Schweden, mit denen Gentz innig verkehrte, Armfelht und Brinckmann ſind ſchon aufgeführt. Mit dem König Guſtav IV. Adolph ſtand er ſelbſt in brieflicher Verbindung. Der ſchwediſche Nordſternorden war die erſte Dekoration, die er erhielt. Auch hat er nie aufgehört, die Rechte des Hauſes Waſa auf den ſchwediſchen Thron zu vertheidigen.

Politische

Denkschriften und Briefe.

I.

Gentz und Dalberg in der ſächſiſchen Frage.

Dieſer Schriftwechſel, zwiſchen Gentz und dem Herzog von Dalberg, Talleyrand's Collegen auf dem Wiener Congreſſe, führt uns mitten auf dieſes große Schlachtfeld der europäiſchen Diplomatie. Der traurige Gegenſtand des Kampfes lebt noch in zu friſchem Andenken, und wir können die Wunde, die er Deutſchland ſchlug, nun ſchon eher vernarben ſehen. Denn zwei Dinge ſtehen jetzt unter allen Wohldenkenden feſt: 1. daß es ein Glück iſt, ein ſolches ſelbſtſtändiges Central- und Verkehrsland zwiſchen allen deutſchen Staaten erhalten zu haben, und 2. daß, wenn je wieder von Territorialveränderungen in Deutſchland die Rede ſein ſollte, Sachſen eher von dem, was man ihm zu viel nahm, zu fordern, als nur eine Quadratmeile zu verlieren hätte. Preußen mußte vielleicht Sachſen, ſeinen ehemaligen Nebenbuhler, bis auf einen gewiſſen Punkt zurückdrängen; dieſer Punkt aber iſt erreicht, ja ſchon überſchritten. Preußen ſollte eine große deutſche und größere europäiſche Macht werden, doch ohne einen der altſelbſtſtändigen deutſchen Mittelſtaaten, Sachſen z. B. oder Hannover, zu vernichten. Zum Glück iſt das abgewendet; und alle wahren Freunde Preußens fühlen jetzt, daß dieſes, wenn überhaupt, gewiß nie auf Koſten Deutſchlands eine Großmacht erſten Ranges werden, wohl aber im Namen

Deutſchlands unter den größten Mächten ſtehen und repräſentiren kann. Das iſt Preußens Stellung. Daß aber Sachſen eine nicht minder erſprießliche und ehrenvolle Aufgabe unter den deutſchen Staaten hat, iſt durch die lebensfriſche Bewegung dieſes Landes in neueſter Zeit zu Aller Freude beſtätiget worden.

In welche mißliche Lage Gentz gerieth, als er ſich den Anſprüchen ſeines Geburtslandes widerſetzte, haben wir früher einmal berührt, würden aber jetzt dieſem Geſichtspunkt ein ſolches Gewicht nicht beilegen. Für Deutſchland hat er ſich damit ein wahres Verdienſt erworben; und Sachſen wird nie vergeſſen, was es dem öſterreichiſchen Kaiſerhauſe und Oeſterreichs Staatsmännern verdankt! —

Um die beiden Briefe beſſer zu verſtehen, ziehen wir aus der **Gazette de France** die Stellen aus, die Gentz als beſonders anſtößig bezeichnete. Der Artikel will darlegen, daß das Verhängniß, welches jetzt König Friedrich Auguſt, den halsſtarrigen Bundsgenoſſen des allgemeinen Feindes von Europa, und das ganze albertiniſche Haus Sachſen treffe, nur die Nemeſis für die Unbill ſei, die Churfürſt Moritz einſt der erneſtiniſchen Linie zugefügt. Dieſe Geſchichtserörterung iſt mit folgenden Phraſen durchſpickt:

„Après de longues indécisions, le sort de la Saxe paroit enfin irrévocablement fixé. Le roi Frédéric-Auguste descend du trône; ses états sont partagés entre l'Autriche, la Prusse et le duc de Saxe-Weimar.“

„Les uns, dans la chute de la maison régnante, ne verront qu'une révolution; les autres y contempleront un retour à l'ordre.“

L'opinion publique, qui est unanime relativement aux vertus privées de ce prince, est, au contraire, singulièrement partagée en ce qui concerne sa conduite politique. Les uns lui font un crime irrémissible de sa persévérance dans son alliance avec l'ennemi du genre humain; les autres seroient tentés de révérer en lui l'instrument dont s'est servi la Providence pour prolonger l'aveuglement de Napoléon.“

„Ainsi la main invisible et tout-puissante abaisse ce qu'elle avoit élevé, et relève ce qu'elle avoit abaissé; ainsi, après trois siècles, la branche Albertine tombe du trône qu'elle avoit usurpé, et la branche Ernestine recouvre une *portion* de l'héritage qui lui avoit été ravi."

D. Φ

* * *

A Mr. le Duc de Dalberg.

Ce 23 Novembre (1814).

Je vois avec étonnement que l'esprit des Journaux français n'est pas beaucoup mieux dirigé que celui de nos feuilles Allemandes. L'article sur la Saxe contenu dans la Gazette de France ci-jointe m'a fait tomber des nues. Les consolations bannales qu'il offre sur le sort de la famille régnante, la neutralité perfide qu'il affiche, ce mélange doucereux de fatalisme et de résignation pieuse — tout cela ne me paroit qu'un voile faiblement-tissu pour couvrir le vrai but de l'auteur, celui de réconcilier l'opinion publique avec les persécuteurs et les spoliateurs du Roi de Saxe. Et cet article a pu paroître à *Paris!!*

Vous connoissez, Monsieur le Duc, les insinuations malicieuses, par lesquelles un certain parti veut faire croire au public, que le cabinet de France est divisé, que le Prince Talleyrand et ses amis (Dieu les conserve à la France et à l'Europe!) n'ont qu'un crédit chancelant, et que par conséquent on ne doit pas trop

se fier à leurs déclarations. Je n'oublierai pas que dans une des conférences des soit-disans *quatre*, un Ministre de Prusse fit la proposition a-propos de la note de Mr. de Talleyrand du 1 Octobre, „de s'adresser avant tout au Roi de France, pour savoir, si ses Plénipotentiaires à Vienne étoient *effectivement* les organes de ses intentions?“ Cette motion aussi indécente qu'insidieuse n'eut pas de suites et la conduite que ces Plénipotentiaires ont tenu pendant toute leur mission a imposé silence aux plus acharnés de leurs ennemis. Mais la masse du public, partout ignorante et crédule, ne doit-elle pas prêter l'oreille à ces insinuations, lorsque après Votre langage noble et correct sur la question Saxonne, on rencontre dans un journal — que pour surcroit de fatalité on croit particulièrement favorisé par la cour de France — un plaidoyer que le plus intrépide sophiste aux gages du Gouvernement Prussien n'auroit pas mieux composé?

Je n'ai pas besoin, Monsieur le Duc, vis-à-vis d'un homme aussi éclairé que Vous, de m'étendre sur les motifs qui m'ont dicté ces observations; et dont Vous connoissez la pureté. Je Vous prie d'en faire part à Mr. le Duc de Talleyrand et d'agréer l'assurance de mon dévouement etc. etc.

Gentz.

A Mr. le Chevalier de Gentz.

Je partage, Monsieur, les sentimens nobles et je rends une entière justice aux observations que renferme Votre lettre. Je l'ai communiqué à Mr. de Talleyrand. Elle porte le cachet du beau talent de rédaction qui Vous distingue.

Par le courrier d'aujourd'hui nous allons demander des informations à l'égard de l'article en question et je ne serois pas étonné qu'il fût parti d'ici et que les *Humboldt* et consors eussent une bonne part à l'idée de présenter les affaires de Saxe avec ce voile de *mysticisme* qui manié avec art confond toutes les vérités et nuance tous les principes.

La Gazette de France au reste n'appartient plus aux affaires étrangères comme autrefois. Elle est dans les mains du Ministre de l'intérieur et l'article, dont il s'agit, est évidemment un article inséré au prix d'argent.

Je m'occupe dès aujourd'hui d'une insertion dans le Moniteur qui est la seule gazette qui porte un caractère officiel.

Agréez, je Vous prie, les sentimens de ma plus haute estime et de mon sincère dévouement.

Ce 24 (Novembre 1814).

Dalberg.

II.

Lord Aberdeen an Gentz.

(Aberdeen nahm damals, als Bevollmächtigter Englands, an den Unterhandlungen der Verbündeten mit Napoleon, die dieser nach der Schlacht bei Leipzig durch Baron St. Aignan eingeleitet hatte, Theil. D. H.)

Fulda, Novbr. 2d 1813.

I cannot request you to have the kindness to forward the inclosed Letters to their destination without congratulating you most sincerely on the brilliant prospect which opens before us. Germany may now be said to be free, for her freedom is secured. England is

Fulda, den 2. November 1813.

Ich kann Sie unmöglich um die Gefälligkeit ersuchen, die eingeschlossenen Briefe an ihre Bestimmung gelangen zu lassen, ohne Ihnen aufrichtigst zu den glänzenden Aussichten Glück zu wünschen, welche sich uns eröffnen. Deutschland kann jetzt frei genannt werden; denn seine Freiheit ist gesichert. England ist befriedigt; denn die

satisfied; for the power of France is now reduced within legitimate bounds; and this is all that England ever desired. If we can contrive to consolidate and perpetuate the present state of things, we shall do all that is necessary to ensure the tranquillity and happiness of the world.

It has been a very sensible loss to me to be deprived of the pleasure of your society, but I hope soon to renew an intercourse, from which I derive so much satisfaction, at no distant period, and under the happiest auspices.

I remain, very sincerely and faithfully your

Aberdeen.

Macht Frankreichs iſt auf die rechtmäßigen Gränzen zurückgeführt, und das iſt Alles, was England wünſchte. Wenn wir es dahin zu bringen vermögen, den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge zu befeſtigen und dauerhaft zu machen, ſo thun wir Alles was nöthig iſt, um die Ruhe und das Glück der Welt zu ſichern. —

Es war mir ein ſehr empfindlicher Verluſt, des Vergnügens Ihrer Geſellſchaft beraubt zu werden, doch hoffe ich einen Umgang, der für mich die Quelle eines ſo befriedigenden Genuſſes war, binnen kurzer Zeit und unter den glücklichſten Auſpicien erneuern zu können.

Ich verbleibe Ihr ſehr aufrichtiger und ergebener

Aberdeen.

III.

Clancarty an Gentz.

Die hier ſo gerühmten Aufſätze ſind zwei **Mémoires sur les droits maritimes**, die Gentz dem engliſchen Congreßgeſandten, Lord Clancarty, zur Prüfung mitgetheilt hatte. Sie enthielten die Rechtfertigung des brittiſchen Seerechts, in Beziehung beſonders auf die kurz vorhergegangenen Streitigkeiten darüber mit Frankreich und den nordamerikaniſchen Freiſtaaten, und wurden von Gentz im Jahr 1812 verfaßt. Wir werden ſpäter auch dieſe Memoires am geeigneten Orte publiziren. D. H.

Vienna, Dec. 23. 1814.

Dear Sir.

I am much indebted to you for no slight degree of pleasure afforded to me by your kindness in permitting me to read the two Memoirs, which I have the honour herewith to return.

The whole course of reasoning adopted in them is so just and so sound, the facts so accurately stated,

that they cannot fail at once to render clear a subject generally very little understood on the continent, and at the same time to attach additional credit to an author most justly celebrated in Political and Litterary Society, and to whom the world is so much indebted for a return to sane principles.

The arguments adduced to shew the impossibility of Great Britain's swerving from the Orders in Council, as contained in the second Memoire, are not the less valid, because circumstances of a very peculiar nature induced the British Government to revoke them with respect to the United States, upon some, tho' perhaps slight evidence, of the repeal of the Berlin and Milan decrees; — with these circumstances it was utterly impossible for you to have been acquainted at the time the Memoire was written; some of these had not yet assumed sufficient strength to lead to the absolute revokation and others, of a domestical nature, had then scarcely occurred; upon these I shall probably have more thanne o opportunity of conversing with you, before we shall be dismissed from Vienna. — To these I shall refer any other observations on these two very valuable productions, stating merely at present, that notwithstanding the lapse of time, which has occurred, and the events, which have taken place since their composition, I am not aware of a single expression (comprizing ever what is said upon the subject of a General Congress) which would require alteration.

I have only to request your pardon for having so long detained these papers, less agreeable occupation than their perusal, has allowed me to read them only by snatches. I have the honour to remain with sincere gratitude

Dear Sir

Your very faithful and obedient

Clancarty.

Wien, den 28. Dezember 1814.

Verehrteſter Herr!

Ich bin Ihnen für das große Vergnügen nicht wenig verpflichtet, welches Sie mir durch Ihre freundliche Erlaubniß, die beiden hiermit zurückfolgenden Aufſätze zu leſen, verſchafft haben.

Der ganze Gang des Raiſonnements, deſſen Sie Sich darin bedienen, iſt ſo richtig und geſund, die Thatſachen ſind ſo genau erwieſen, daß ſie unfehlbar einen Gegenſtand, der auf dem Continent im Allgemeinen ſehr wenig verſtanden wird, klar machen, und zugleich das Anſehen eines Autors noch erhöhen müſſen, der in der politiſchen und literariſchen Geſellſchaft einen ſo verdienten Ruhm genießt und dem die Welt für eine Rückkehr zu heilſamen Grundſätzen ſo ſehr verpflichtet iſt.

Die Argumente, die in dem zweiten Aufſatze angeführt ſind, um zu zeigen, daß Großbritannien unmöglich von den Geheimeraths-Beſchlüſſen abgehen könne, ſind darum nicht weniger triftig, weil Umſtände beſondrer Art die brittiſche Regierung veranlaßten, jene Beſchlüſſe bei der, wenn auch vielleicht nur geringen Wahrſcheinlichkeit eines Widerrufs der Berliner und Mailänder Verordnungen, mit Rückſicht auf die Vereinigten Staaten wieder

aufzuheben; — dieſe Umſtände konnten Ihnen zu der Zeit, wo der Aufſatz geſchrieben wurde, unmöglich bekannt ſein; denn einige derſelben waren noch nicht mächtig genug, um auf die abſolute Zurücknahme hinzuführen, und andere, rein vaterländiſche, hatten ſich damals kaum entwickelt. Ueber dieſe werde ich wahrſcheinlich noch mehrmals Gelegenheit haben mich mit Ihnen zu unterhalten, bevor wir von Wien entlaſſen werden. — Bis dahin verſchiebe ich auch einige andre Bemerkungen über jene beiden höchſt werthvollen Arbeiten, indem ich Ihnen für jetzt nur ſage, daß ungeachtet des Zeitraums, der ſeit ihrer Abfaſſung verfloſſen, und der Begebenheiten, die ſeitdem Platz gegriffen, ich keinen einzigen Ausdruck weiß (einſchließlich deſſen, was über einen General-Congreß geſagt wird), der einer Aenderung bedürfte.

Ich habe nur noch Ihre Verzeihung dafür zu erbitten, daß ich jene Papiere ſo lange zurückbehalten; Geſchäfte, die weniger angenehm waren als die Lektüre jener Aufſätze, haben mir nur erlaubt, ſie bruchſtückweiſe zu leſen. Ich habe die Ehre mit aufrichtiger Dankbarkeit zu verbleiben

Verehrteſter Herr

Ihr treuer und gehorſamer

Clancarty.

IV.

Papier-Monnoie Autrichien

De 1811 à 1816 *).

L'ancien papier-monnoie connu sous le nom de *Banco-Zettel*, avec lequel le gouvernement Autrichien avoit fait face aux trois guerres de 1799, 1805, et 1809, se trouva tellement augmenté à la suite de cette dernière guerre, et excéda si fort ce que la circulation de la monarchie pouvoit absorber, que dès le commencement de 1810 on songea sérieusement ou à l'abolir tout-à-fait ou à le ramener dans des bornes raisonnables. L'abolition totale fut bientôt reconnue impossible, et le Cte *O'Donnel*, alors ministre des finan-

*) Dieſer Aufſatz dient den umfaſſenden „Observations“ über das Papiergeld und die Behandlung des öſterreichiſchen insbeſondre, die wir am Schluß des dritten Theiles geliefert haben, als Ergänzung. S. Th. III. S. 301. Note.

ces se décida pour un plan, d'après lequel cent millions de ce papier-monnoie devoient être annuellement éteints, moyennant un impôt extraordinaire, dont on chargeoit les propriétaires dans les provinces Allemandes de la monarchie. Ce plan annoncé au public par la patente du 26 février 1810, resta sans exécution. Il avoit de grands inconvéniens, et auroit éprouvé de grandes difficultés. L'extinction graduelle du papier se seroit opérée beaucoup trop lentement pour produire un effet quelconque; l'impôt extraordinaire destiné à cette opération, en le supposant même praticable, auroit ruiné les propriétaires; et la difficulté d'étendre cet impôt sur la Hongrie, opposant à toutes les mesures de finance, les formes et les privilèges de sa constitution particulière, le rendoit doublement oppressif et odieux aux autres provinces. Mais la mort du Comte *O'Donnel* survenue à-peine deux mois après la publication de sa patente, suspendit l'exécution de cette mesure, et son système fut enseveli avec lui.

Son successeur, le Comte *Wallis*, n'entra en fonction qu'au mois de Septembre. Pendant l'espèce d'interrègne, qui précéda la nomination de ce ministre le dérangement des finances avoit fait des progrès effrayans. Le payement des contributions imposées par la France avoit déjà enlevé à l'état plus de 30 millions de florins en numéraire, et il en restoit encore à acquitter une somme considérable; les obligations portant intérêt, et qui ne se vendoient plus qu'avec 85 jusqu'à 90 pour cent de perte, avoient été secrètement

augmentées pour subvenir aux besoins urgens du gouvernement; et le cours du papier-monnoie etoit monté pendant l'été de 1810, à 500, c'est-à-dire qu'il falloit 500 florins en papier, pour en obtenir 100 en argent *). Le Comte *Wallis*, qui regardoit le système de son prédécesseur comme une chimère, sans savoir y substituer des combinaisons plus heureuses, se livra bientôt à sa prédilection decidée pour les mesures tranchantes, et embrassa le principe d'une réduction pure et simple, balayant de la circulation la totalité de l'ancien papier, et le remplaçant par de nouveaux billets, dont une quantité cinq fois moins grande que celle des anciens, devoit représenter les mêmes valeurs sous les mêmes dénominations. Il réussit à gagner l'opinion de l'Empereur pour ce plan, qui fut préparé dans le plus grand secret. Pendant les quatre ou cinq mois que l'on y travailloit, le discrédit du gouvernement, l'incertitude, la défiance, les craintes aug-

*) Le cours de change de Vienne avec toutes les places étrangères, étant noté en *argent de Vienne*, et par conséquent, depuis que cet argent fut remplacé par le papier-monnoie, *en papier*, est à la *hausse*, lorsque l'argent ou le papier se dégrade, et à la *baisse*, lorsque l'un ou l'autre s'améliore. Le cours *normal* est celui de Vienne sur *Augsbourg*; dans l'ordre naturel des choses il doit être *au pair*, puisque l'argent de change d'Augsbourg, est le même argent de convention (au pied de 20 florins le marc d'argent), qui fait la base du système monétaire de l'Autriche.

mentèrent au point, que le papier, déjà suffisamment avili par sa quantité démesurée, ne fut plus reçu que pour le dixième de sa valeur nominale. Dans les derniers mois de 1810 le cours de change sur Augsbourg flotta entre 800, 900, 1000, 1200 et 1300. Les embarras de la cour et la consternation du public furent au comble.

Systéme du Comte Wallis. Le 15 Mars 1811 on publia la fameuse patente datée du 25 février, par laquelle les Banco-Zettel furent retirés de la circulation à des époques prédéterminées, et remplacés dans la proportion de *cinq* à *un* par des billets, auxquels on donnoit le titre de *billets de remboursement* Einlösungs-Scheine *). La somme des anciens billets circulant à cette époque montoit à 1060 millions; on les rachetoit ainsi avec 212 millions de nouveaux billets. L'Empereur fit solemnellement promettre, que cette somme ne seroit jamais augmentée. Il créa même une

*) Des billets du même nom se trouvoient déjà dans le plan du Cte *O'Donnel;* mais comme ce plan étoit fondé sur une extinction graduelle et assez lente de l'ancien papier monnoie, les billets de remboursement ne devoient être émis que peu-à-peu, et à mesure que l'extinction se seroit operée. On vouloit d'ailleurs les échanger au taux de trois à un contre l'ancien papier, et établir des caisses qui les réaliseroient au pair en numéraire. — La commission de députés des provinces, dont il est parlé dans le texte, étoit aussi l'invention du Cte O'Donnel et faisoit partie de son système.

Commission composée de députés des provinces Allemandes, et chargée de présider à l'échange des anciens billets contre les nouveaux, d'opérer la destruction de l'ancien papier, et de garantir au public le maintien de la promesse du Souverain. On annonça aussi, quoique très-vaguement, des mesures ultérieures pour diminuer encore la masse du papier, ou pour le faire disparoitre tout-à-fait. En même tems celle des obligations à intérêt, qui jusques-là avoient portées 5 pour cent, furent réduites à 2½ pour cent. Et pour ramener l'ordre dans les relations pécuniaires entre les particuliers, on ajouta à la patente sous le titre d'*échelle* (Scala) un règlement qui fixoit d'époque à époque la proportion dans laquelle les engagemens successivement contractés depuis le terme où la différence entre le papier et le numéraire étoit devenue sensible, seroit acquittés dans le nouveau signe de valeur.

Telles furent les bases du système du Cte. Wallis; système qui est devenu un objet d'horreur pour le public Autrichien, et dont jusqu'à ce jour on n'entend parler que dans des termes d'indignation et d'exécration. En examinant ce système avec calme et impartialité, on trouve, qu'il ne méritoit pas, à beaucoup près, les reproches et les injures dont il fut accablé. Le principe de réduire, à tout prix, et à toute condition, une masse de papier d'à-peu-près 1100 millions, qui (sans compter une énorme quantité de monnoie de cuivre, et tout ce qui existoit encore de numéraire effectif) excédoit quatre ou cinq fois les besoins de la

circulation du pays, étoit d'une évidence incontestable. Le Gouvernement étant absolument sans moyens de réaliser cette masse de papier en numéraire, en supposant même, qu'il eut voulu le faire dans la proportion ruineuse pour les particuliers de 10 ou de 20 pour 1, il falloit bien, de force, recourir à un nouveau papier; et le taux établi pour l'échange de ce papier contre l'ancien n'étoit en lui-même ni injuste, ni vexatoire, puisque l'on donnoit 20 pour cent aux possesseurs d'un papier, dont la valeur de change avoit baissé jusqu'à 10 pour cent, et même au-dessous. Il est vrai, que dans ce dernier calcul il falloit supposer que la nouvelle valeur que l'on substituoit, ne différoit pas essentiellement de celle du numéraire. Mais voilà au-moins à quoi visoit l'auteur de ce système, et (ajoutons-le pour être justes) ce qu'il auroit probablement atteint, sans des évènemens postérieurs dont on ne sauroit le rendre responsable. La réduction arbitraire de l'intérêt des obligations de 5 à 2½ pour cent étoit sans doute, une mesure déloyale; mais autant qu'un expédient pareil peut être excusé il y avoit à dire en faveur de celui-ci, que ces mêmes intérêts payés depuis dix ans dans une valeur qui se dégradoit sans cesse, et qui étoit tombée à 90 pour cent de perte, devoient l'être dans le nouveau système par une valeur cinq fois plus élevée, et qui parut se rapprocher de celle de l'argent comptant. Enfin quant à l'échelle de liquidation, établie pour les engagemens antérieurs, c'étoit certainement une mesure de justice, à moins que

l'on ne veuille prétendre, qu'il eut été juste et équitable que celui qui avoit emprunté 100,000 florins dans une époque ou le papier ne perdoit contre le numéraire que 10, ou 20, ou 50 pour cent, eut pu s'acquitter envers son créancier en le payant dans une monnoie qui ne rendoit plus 10 pour cent de sa valeur nominale.

Mais beaucoup de circonstances se réunirent pour indisposer tout le monde contre ce système. D'abord le public, quoiqu' écrasé par l'excès du papier, par la fluctuation des prix, et par tous les désordres inséparables d'une situation pareille, s'étoit toujours gratuitement et absurdement flatté, que les financiers découvriroient quelque secret, soit pour faire disparoitre les billets sans révolution et sans secousse, soit pour les faire subsister, en leur ôtant, par je ne sais quel miracle, tous leurs inconvéniens et tous leurs dangers. Le moment, où on eut la certitude que 1000 florins n'auroient plus qu'une valeur légale de 200, étoit par conséquent celui d'une catastrophe douloureuse. Recevoir ces 200, dans une autre valeur plus ou moins fictive et variable, étoit, sans doute, un surcroit de mortification. Si le gouvernement avoit pu donner en numéraire effectif 100 florins pour 1000, la désolation eut été beaucoup moins grande. — L'échelle des payemens arriérés embarrassoit surtout la classe des grands propriétaires, qui presque tous avoient emprunté des sommes considérables sur l'hypothèque de leurs terres, et n'ayant pas prévu (quoiqu'ils eussent *pu* et *dû* le

prévoir) le coup, que leur portoit le nouveau système, en furent sensiblement frappés et regardèrent la patente comme un acte d'oppression et de tyrannie. Enfin — et voilà bien la source principale du mécontentement — l'auteur du système, au-lieu d'en tempérer la sévérité par des formes douces et conciliantes, augmenta la mauvaise humeur du public par des accessoires aussi mal-calculés dans leur principe, qu'odieux dans leur exécution. Il fit défendre sous peine de nullité tout contrat stipulé en espèces sonnantes; pour retenir le numéraire dans le pays, il renforça les lois prohibitives contre les marchandises étrangères; il assujétit la bourse de Vienne à un régime arbitraire et indécent; il se rendit inaccessible à toutes les plaintes, à toutes les réprésentations, fondées ou non, des classes les plus respectables de la nation.

Le cours de change des anciens billets, s'étant un peu relevé dans les deux mois qui précédèrent la publication de la patente du 15 Mars 1811, et ayant été noté à 800 le 13 Mars, on avoit cru pouvoir fixer à 160 celui des billets de remboursement, dont on regardoit la valeur comme quintuple de celle des anciens. Le mécontentement, la méfiance, les désordres de toute espèce, qui suivoient un aussi grand changement, ainsi que la situation précaire et menaçante des affaires publiques, dérangèrent bientôt ce calcul. Le cours de change des nouveaux billets s'étoit élevé à la fin de Juin au-dessus de 300; dans les derniers six mois de 1811, il redescendit à 250. Il s'améliora sensiblement

l'année suivante. Depuis le mois de Juillet 1812 il étoit au-dessous de 200, depuis la fin de Septembre au-dessous de 150; et de cette époque jusqu'au mois de Mai 1813, il resta entre 130 et 140; c'est-à-dire que le papier ne perdoit plus que 20 à 30 pour cent contre les espèces.

Ce résultat n'avoit point été amené par des expédiens extraordinaires. Il étoit l'effet naturel de la situation pecuniaire créée par le système du Cte. Wallis. La somme de 212 millions, à laquelle se réduisoit d'après ce système la totalité du papier en circulation, étoit plutôt au-dessous qu'au-dessus des besoins pécuniaires d'un état de 22 millions d'habitans, qui ne possédoit, ni banque publique, ni banques particulières, ni aucun établissement de crédit, propre à remplacer les signes monétaires, par des valeurs généralement reconnues. Une partie de ces 212 millions se trouvoit en outre renfermée dans les caisses de l'état. L'argent comptant, exclu de toutes les transactions intérieures par la loi qui en défendoit l'usage dans les contrats, étoit à-peu-près nul pour la circulation. L'amélioration successive du papier n'avoit rien d'étonnant dans des circonstances pareilles; et il est assez probable, que si ce système avoit pu être poursuivi une année de plus, les billets se seroient mis au pair avec le numéraire.

En attendant le gouvernement Autrichien s'étoit rapproché des puissances liguées pour rétablir l'ordre

en Europe. Il eut la sagesse de reconnoître qu'aucun sacrifice n'étoit trop grand pour sortir de sa position désastreuse, et qu'il valoit mieux abandonner un système de finances que prolonger une crise avec laquelle il ne pouvoit y avoir rien de fixe, rien de stable, dans aucun calcul politique, administratif, ou financier. La grande résolution une fois prise, il falloit trouver les moyens d'exécution; et la seule ressource, qui se présentoit, ou, pour mieux dire la seule qui existoit à cette époque, étoit celle d'un nouveau signe de crédit. L'Empereur avoit trop positivement promis de ne point augmenter les billets de remboursement, pour qu'il eut été possible d'employer cette ressource; il falloit au-moins sauver les apparences. On créa donc au mois d'Avril 1813 ce qu'on appeloit des *billets d'anticipation*, papier, spécialement hypothequé sur une partie de la contribution foncière sur laquelle on s'engageoit à prélever annuellement la somme de 3½ millions pour l'amortissement successif des nouveaux billets. Le gouvernement en émit d'abord pour 45 millions. Malgré tout ce qui avoit été tenté, pour établir dans le public l'idée d'une différence essentielle entre ce nouveau papier et les billets de remboursement, l'opinion les amalgama et les confondit absolument. Le cours de change étoit le même pour les billets d'anticipation, et pour les billets de remboursement. Il se soutinrent à 160 et 170 jusqu' à la fin de 1813. Mais bientôt l'ancien et le nouveau papier perdirent également la moitié, et plus tard deux tiers, trois quarts etc, de leur va-

leur nominale *). — Voici, quelles furent les causes de cette dégradation.

Le Cte *Wallis* ne voulant pas concourir à la création des billets d'anticipation, puisqu'il regardoit cette mesure comme un démenti formel donné à son

*) Le cours de change sur Augsbourg étoit à 265 à la fin de l'année 1814. Au commencement d'Avril 1815, il monta à 400, et au mois de Juin, peu de jours avant les premières nouvelles de la bataille de Waterloo, il s'étoit élevé jusqu'à 460, de sorte que 100 florins en papier en valoient à peine 22 en numéraire. Dès le mois de Juillet il redescendit au-dessous de 400, et n'a plus dépassé ce point. Il étoit cependant entre 370 et 380 à la fin de 1815; et ce n'est que les premiers bruits vagues d'un grand plan de réforme pécuniaire, qui l'ont fait peu à peu baisser à 350 et 340.

Il n'y a eu dans aucun pays des variations aussi brusques, et souvent aussi inconcevables dans le cours de change, que celles que nous avons vues à Vienne pendant la circulation du papier-monnoie. Des *sauts* de 40, 50, et jusqu'à 100 pour cent d'un jour de bourse à l'autre, eurent lieu plus d'une fois. Pour ne citer que des exemples récens, la nouvelle de l'arrivée de Bonaparte à Paris fit monter le cours de change entre le 25 et le 29 Mars, de 330 à 390 et 400, et huit jours après à 440; du 8 au 15 d'Avril il baissa de nouveau de 440 à 415. La nouvelle de la bataille de Waterloo le ramena en trois jours de 458 à 412, et immédiatement après celle de l'abdication de Bonaparte de 412 jusqu'à 320. Du 24 Juin au 8 Juillet la différence étoit de 138!

système, se retira de sa place au moment où elle fut décidée. Par des raisons qui ne peuvent pas être développées ici, l'Empereur ne lui nomma pas de successeur *); et l'administration des finances resta sans chef depuis le mois d'Avril 1813, jusqu'au mois de Septembre 1814. Pendant cette époque d'anarchie, où d'ailleurs les évènemens de la guerre absorboient toute l'attention du gouvernement on commit des fautes très-graves. Le public avoit bien pu prévoir, que l'on ne s'arrêteroit pas aux 45 millions de nouveau papier, créés en 1813, et que cette somme suffiroit à-peine pour couvrir les frais d'une seule campagne. Mais au lieu de faire l'aveu de ce fait, et d'informer le public de la nécessité d'augmenter le papier on doubla, tripla, quadrupla la masse des billets d'anticipation, sans jamais en rendre compte à personne. De même, lorsque le premier terme fixé par la patente du mois d'Avril 1813 pour procéder à l'extinction d'une partie de ces billets, fut venu, on le passa entièrement sous silence sans seulement honorer le public d'un mot d'explication ou d'excuse. En attendant les besoins de l'état ne lui permirent pas de discontinuer les nouvelles émissions de papier; et la masse des billets d'anticipation s'étant déjà accrue de 45 jusqu'à 200 mil-

*) L'administration des finances fut provisoirement confiée au Cte *d'Ugarte* qui n'étoit nullement à la hauteur de sa besogne, et ne voulut se charger d'aucune responsabilité.

lions à la fin de 1814, la totalité du papier circulant, y compris les 212 millions de billets de remboursement (qui ne furent jamais augmentés) se trouvoit à cette époque le double de ce qu'elle avoit été au mois d'Avril 1813.

Au mois de Septembre 1814 le Comte *Stadion* fut nommé ministre des finances. Obligé avant-tout de s'orienter dans un département qui lui étoit absolument étranger, il ne pouvoit pas commencer sa carrière par une réforme radicale du système. Les moyens d'ailleurs lui manquoient; la situation des affaires pendant les premières époques du Congrès n'étoit nullement favorable à de grandes opérations de finance; et dès le mois de Mars 1815 il falloit encore une fois courir aux armes. Tout ce que le Cte *Stadion* avoit pu faire dans l'intervalle c'étoit d'ouvrir un emprunt de 50 millions en papier, à 2½ pour cent d'intérêt en numéraire; emprunt qui avoit la double destination, d'absorber une partie des billets en circulation, et de fournir quelques ressources au gouvernement. Ce ne fut qu'après les négociations de Paris en 1815, que ce ministre put s'occuper d'un plan général pour le rétablissement d'une circulation régulière, plan qui fut achevé au mois de Décembre, que l'Empereur sanctionna à Milan au mois de Mars, et qui maintenant va se réaliser.

Après les secousses violentes, que le crédit du gouvernement et les fortunes des particuliers avoient

essuyées à différentes reprises pendant les quinze ou seize années, qu'avoit duré le règne du papier-monnoie en Autriche, il n'étoit plus possible de songer à une réforme radicale dans cette partie importante de l'économie publique, sans la baser sur l'abolition entière du papier. Aucun autre projet n'auroit inspiré la moindre confiance; aucun autre n'auroit définitivement terminé les embarras du gouvernement. Mais comme on n'avoit pas les moyens de remplacer le papier dans la circulation par des espèces métalliques, à quelque taux que l'on eut voulu le rembourser, il s'agissoit d'y substituer des valeurs convertibles en argent comptant, et jouissant par là des mêmes avantages et de la même considération que le numéraire. Pour parvenir à ce but, que l'administration n'auroit jamais pu atteindre directement, il étoit nécessaire de placer entre le gouvernement et le particulier un grand établissement public, assez indépendant, pour mériter la confiance générale, assez bien doté, pour mettre à la place du papier-monnoie de nouveaux signes de circulation, et pour les soutenir au pair avec l'argent. L'institution d'une *banque* étoit sous tous ces rapports la mesure la plus convenable; et cette institution une fois arrêtée, on crut devoir lui donner l'extension nécessaire pour en faire le centre et le ressort principal de toutes les affaires commerciales et pécuniaires du pays. C'est là la base du système du Cte *Stadion*, dont nous allons tracer les dispositions essentielles.

Précis du nouveau système.

Patente du 1 Juin 1816.

1. Le papier-monnoie aujourd'hui en circulation *) sera, sans distinction d'origine, successivement éteint, et remplacé par le numéraire effectif, ou par des valeurs qui le représentent complètement. Les époques et le terme final de cette extinction ne seront pas fixés d'avance, et dépendront de la marche et des effets même de l'opération; on tâchera de l'effectuer dans le plus court espace de tems possible; et jusqu'à ce qu'elle soit achevée, le papier non-éteint continuera à circuler au cours de la place.

2. L'extinction du papier aura lieu moyennant l'intervention d'une *banque nationale* laquelle, quoique procédant à cette opération avec les moyens que lui fournira le gouvernement, n'en aura pas moins, du moment qu'elle sera formellement constituée, une existence tout-à-fait indépendante. Outre les fonds qui lui seront réuni par le gouvernement, le capital de cette banque sera formé par 50,000 actions, chacune d'une valeur de 2000 florins en papier, et 200 florins en argent de convention.

3. Les opérations pour l'extinction du papier, de-

*) La totalité du papier-monnoie s'élevoit à 650 millions, dont 212 en *billets de remboursement* (créés en 1811, sans avoir été augmentés depuis) et environ 445 en *billets d'anticipation*, émis pendant les années 1813, 1814, et 1815.

vant commencer le 1 Juillet, il sera nommé une commission provisoire, formée par des commissaires du gouvernement et par des députés des principales corporations de la ville de Vienne. Cette commission représentera la banque, et agira d'après les mêmes principes, dans les mêmes formes, et avec les mêmes garanties, qui serviront de bases à cet établissement. Aussi-tôt que seulement le nombre de 1000 actions se trouvera débité, la commission provisoire se démettra de ses fonctions, la banque sera pleinement constituée, et entrera en activité sans autre délai.

4. La banque (et jusqu'à ce qu'elle soit constituée, la commission provisoire) opérera l'extinction du papier-monnoie, par les deux voies suivantes: 1. En faisant détruire pour le compte du gouvernement les sommes, qu'elle recevra en papier sur la première mise des actionnaires. 2. En remboursant les billets qui lui seront présentés (sans distinction d'origine), par les valeurs et dans les proportions ci-après spécifiées.

5. La première de ces opérations retirera 100 millions de papier de la circulation; car telle est la somme qui doit rentrer en papier pour les 50,000 actions de la banque. Comme ce papier doit être anéanti pour le compte du public, le gouvernement donnera aux actionnaires en remplacement des obligations portant un intérêt de $2\frac{1}{2}$ pour cent en numéraire. Ce capital de 100 millions en obligations, dou-

nant 2,500,000 de revenus, et celui de 10 millions en numéraire effectif, provenant du supplement de 200 florins argent de convention, à ajouter au prix de chaque action, formeront le fonds que la banque emploira aux opérations particulières dont elle se chargera comme *établissement commercial.*

6. Pour parvenir au remboursement et à l'extinction successive de la partie du papier-monnoie, que la vente des actions ne peut pas absorber (environ 550 millions) il sera établi, sous la direction de la banque (et jusqu'à ce qu'elle soit constituée de la commission provisoire), une caisse d'escompte, remboursant tous les billets qui lui seront présentés dans la proportion de $^2/_7$ en valeur effective, et de $^5/_7$ en obligations d'état créées pour cet effet. Les $^2/_7$ remboursables en valeur effective seront payés en *billets de banque* convertibles en numéraire à chaque instant, près d'une autre caisse établie et dotée pour cet effet; et pour les $^5/_7$ remboursables en obligations, les possesseurs recevront des obligations du gouvernement portant un intérêt d'un pour cent en numéraire effectif. Ainsi pour 140 florins en papier-monnoie (la moindre somme qui sera reçue à la caisse), le possesseur aura 40 florins ($^2/_7$) en billets-de-banque, immédiatement convertibles en espèces sonnantes, et 100 florins ($^5/_7$) par une obligation, portant 1 pour cent d'intérêts, et dont la valeur réelle calculée sur le pied de 5 pour cent, sera par conséquent de 20 florins effectifs. En tout (supposant le taux de l'obligation

à 20), 60 florins, valeur effective pour 140 florins en papier, ou 42⅞ pour 100.

7. Les billets-de-banque nécessaires pour rembourser les deux septièmes de 550 millions de papier-monnoie *), seront créés et émis par la banque et sous sa seule responsabilité; le gouvernement lui fournira les espèces métalliques, qu'exigera la réalisation de ces billets, en adoptant pour principe invariable, que ces fonds ne seront jamais au-dessous d'un tiers de la somme des billets-de-banque en circulation. Les obligations, portant 1 pour cent d'intérêt, qui serviront au remboursement des autres cinq septièmes des 500 millions de papier, seront créées par le gouvernement, et il y sera joint un fonds d'amortissement de 800,000 florins par an, dont la banque aura l'administration exclusive **).

Tout le papier-monnoie rentrant à la banque, soit par le remboursement, spécifié dans cet article, soit par le prix des actions (Art. 5) sera détruit d'époque

*) On n'a calculé dans cette opération que sur 500 millions, sauf à faire disparoitre le reste par quelque mesure subsidiaire.

**) Ce fonds d'amortissement sera proprement d'un million par an; mais 200,000 florins seront employées à l'amortissement des obligations à 2½ pour cent, que la banque recevra (d'après l'article 5) du gouvernement, et formeront ainsi peu-à-peu un fonds considérable en numéraire, dont la banque pourra librement disposer.

en époque, sans pouvoir jamais reparoître dans la circulation.

8. Aussi-tôt que la banque sera constituée, elle pourra employer une partie de ses propres fonds (V. Art. 5) indépendans de ceux que le gouvernement lui cède pour l'extinction du papier-monnoie, à escompter des lettres-de-change et autres effets de commerce parfaitement sûrs. Et si dans la suite du tems les fonds de la banque admettent un emploi plus étendu, il lui sera permis de prêter sur des hypothèques territoriales. Ainsi la banque une fois en pleine activité aura quatre attributions différentes: 1. celle de caisse d'escompte pour l'extinction du papier-monnoie et pour la circulation des billets-de-banque, remplaçant une partie de ce papier. (C'est là le premier et le principal but de cet établissement.) 2. celle de caisse d'escompte pour des opérations commerciales; 3. celle de caisse d'emprunt sur hypothèques territoriales; 4. celle d'administration du fonds d'amortissement destiné à éteindre les obligations créées pour une partie du remboursement du papier-monnoie.

9. Les billets-de-banque seront reçus comme payement légal et effectif, tant dans les caisses publiques, que dans les transactions particulières; mais ils n'auront pas de cours forcé. Le capital entier de la banque répond de chacun de ces billets. La banque est une institution privilégiée, mais tout-à-fait indépendante du gouvernement (V. Art. 3). Son gouverneur et ses directeurs sont choisis par les actionnaires.

Dans ses rapports avec le public et les possesseurs de ses billets, elle est soumise à la juridiction ordinaire des tribunaux. Les fonds que le gouvernement lui transmet, tant en numéraire, qu'en obligations d'état pour le remboursement du papier monnoie, deviennent la propriété absolue de la banque; elle en dispose d'après son propre jugement. Et pour que la partie de ces fonds consistant en espèces sonnantes, soit ménagée autant que possible, le gouvernement s'engage à ne jamais lui demander du numéraire, pour les billets, que les contributions publiques feront rentrer dans les caisses de l'état. Enfin pour renforcer d'avantage le crédit de la banque, le gouvernement lui assignera pour hypothèque, moyennant un document solemnel, la totalité des *mines* de la monarchie et de leur produit.

10. Il sera pris des mesures, pour débarrasser la circulation d'une partie de l'énorme quantité de monnoie de cuivre, dont elle est surchargée *). Sa valeur nominale se trouvant hors de toute proportion, avec celle de l'argent-de-convention, qui doit dorénavant être la base du système monétaire, on la reduira à un taux équitable, sauf à retirer peu-à-peu ce qui ne sera pas nécessaire pour la circulation en détail.

*) Il en existe au de là de 260 millions, valeur nominale. Quelques mesures relatives à cette monnoie, dans ses rapports avec les nouvelles valeurs, se trouvent déjà arrêtées dans une des patentes separées publiées le 1 Juin.

En attendant le gouvernement a déjà fait frapper en argent, sur le pied de la monnoie de convention, des pièces de 20, 10, 5 et 3 Kreutzer, parfaitement adaptées au nouveau système.

11. La dette publique proprement dite, formée par des obligations portant intérêt n'est pas comprise dans ces arrangemens *). Elle est composée d'une grande variété d'effets et de titres, les uns garantis par les états des différentes provinces, d'autres simplement par la chambre des finances, quelques-uns attachés à des lotteries etc. etc. La presque totalité de cette dette ne coute plus que 2½ pour cent d'intérêt et comme cet intérêt a été payé jusqu'ici en papier-monnoie fortement dégradé la résolution seule de le payer désormais en valeurs effectives, seroit un bienfait très-considérable pour les créanciers. Rien n'a encore été arrêté sur cet objet important; mais il est à prévoir, qu'il sera réglé bientôt, et d'après les principes les plus justes et les plus sages.

*) La totalité de cette dette n'excède pas 650 millions; sans compter toutefois les 140 ou 150 millions, que l'Autriche doit à l'Angleterre pour les fameux *Emprunts-Subsides* de 1795 et 1797, et qui, selon toutes les apparences, figureront éternellement *pour mémoire* dans les budjets Britanniques.

V.

Zwei Briefe an Adam Müller.

1.

Ende Oktober 1819.

Ich habe kurz hinter einander Ihre Briefe vom 25. September (welchen Sie ein Fragment nennen), vom 6. und vom 11/12. Oktober erhalten. Ich kann dieſe Briefe nicht beſſer bezeichnen, als wenn ich auf ſie anwende, was Sie, mit der Ihnen eignen Salbung, von der ächten guten Sache ſagen, daß nämlich eine „lebenswarme, Herzen entzündende, Parteien brütende Kraft" darin liegt. Ich bin feſt überzeugt, daß Sie in der jetzigen Lage der Dinge nicht leicht etwas Fruchtbareres, etwas Verdienſtlicheres thun können, als mir ſolche Briefe zu ſchreiben; ſie ſind nicht allein von großer Wichtigkeit für mich ſelbſt (denn auch ich brauche, wie Sie wiſſen, von Zeit zu Zeit Stärkung), ſondern ſie leiſten mir auch die erſprießlichſten Dienſte, um auf andere zu wirken. Selbſt ſehr Ungläubige widerſtehen Ihrer hinreißenden Beredſamkeit nicht; mit

einigen Stellen Ihrer letzten Briefe habe ich Steine in Bewegung geſetzt. Fahren Sie fort, mein theuerſter Freund, ſo viel Sie nur können; ſein Sie verſichert, daß jedes Ihrer Worte tief in irgend ein Gemüth, wenigſtens ſicher in das meinige einſchlägt.

Sie haben neuerlich auch an Pilat geſchrieben, und ihm Ihre Verwunderung, Ihr Mißfallen darüber bezeugt, daß im Beobachter nicht gegen gewiſſe falſche und verkehrte Maßregeln der preußiſchen Regierung eine kräftige Stimme erhoben wurde. Hierin vermiſſe ich nun wieder den praktiſchen Blick, den ich neuerlich oft mit wahrer Satisfaktion an Ihnen bemerkt hatte. Wir wiſſen, daß die preußiſche Regierung in ſich ſelbſt geſpalten und zerfallen iſt; aber die, welche an ihrer Spitze ſtehen, haben in der letzten Zeit, und bis auf den heutigen Tag, auf dem mit Oeſterreich gemeinſchaftlich betretnen Wege eine Treue und Feſtigkeit bewieſen, die wir dankbar anerkennen müſſen. Wie ſollten wir nun einzelne Blößen, deren Urſprung wir kennen, für welche die Beſſern nicht verantwortlich ſind, und die ſich nicht von einem Tage zum andern heben laſſen, geradehin zur Schau ſtellen? Und welche Wirkung würde dies, in einem Augenblicke, wo ſo viel darauf ankömmt, daß der Glaube an die vollkommenſte Eintracht zwiſchen Oeſterreich und Preußen ſich befeſtige, auf Deutſchland machen? Hätte ich mich, gleich nach der erſten Lektüre des Buches von Görres [„Deutſchland und die Revolution"], meinem eignen Triebe überlaſſen, es wäre mir ein Leichtes geweſen, einen Artikel darüber zu ſchreiben, der gewiß Ihren, und vieler andern Wohlgeſinnten vollen

Beifall gehabt haben würde. Ich hätte aber Görres, neben gerechtem Tadel, auch ſein wohlverdientes Lob beilegen müſſen. Zum Glück hat mein praktiſcher Inſtinkt mich davon abgeleitet. Wie hätte ſich neben einem ſolchen Artikel, der preußiſche Verhaftsbefehl, den ich, wie Sie wohl denken können, in jeder Rückſicht höchlich mißbillige, ausgenommen? Dürfen in einem ſo ernſten, ſo ſchweren Kriege, die Bundesgenoſſen einander öffentliche Démentis geben?

Ich gehe aber noch tiefer in dieſe Materie. Was Sie von der Nothwendigkeit poſitiver Erklärungen ſchreiben, iſt alles wahr, alles vortrefflich; ich fühle es in der innerſten Seele; und als Grundſatz ſoll dieſe Ihre Lehre in mir unerſchüttert bleiben. Verlangen Sie nur nicht, daß die Ausführung übereilt, daß unmögliche Dinge geleiſtet werden. Die Furcht vor dem äußern Feinde hält uns (Sie wiſſen, wen ich damit meine) wahrlich nicht zurück. Die Reaktionen habe ich nicht, wie Sie, aus erſter Hand gefühlt; ſie ſind mir deshalb aber nicht entgangen; ſie haben auch auf mich ihre Wirkung gemacht; und bedenken Sie wohl, daß ich meiner Seits manches Bittre vernehme, das wieder nicht zu Ihrer Kenntniß gelangt, und oft ärgerlicher iſt, als alle Leipziger Geſellſchafts- oder Gelehrten-Geſpräche es ſein können. Das alles kann und darf uns nicht ſtören. In einem Kampfe, wie der gegenwärtige, der überdies kaum angefangen hat (ob ich gleich die erſte Schlacht für glorreich gewonnen halte) muß man ſich täglich auf Hiobsposten gefaßt machen. Der endliche Sieg kann nur aus mancherlei Wechſel von Glück und Unglück,

Vordringen und Zurückgeworfenwerden, hervorgehen; und ich für meine Perſon, hänge feſt an der Maxime, die auch die Ihrige iſt, daß der, welcher aus tiefem Verfall empor ſtrebt, „das Ganze meiſt leichter wieder erobert als einen Theil.“ Aber, ehe wir neue Streitkräfte, ehe wir unſre letzten, koſtbarſten Reſerven aufſtellen, müſſen wir unter uns, über Plan, und Richtung, und Maß, und Ziel, und Wahl des Zeitpunktes, und über alle weſentliche Erforderniſſe einig ſein. Unter uns — heißt erſtens mit unſern ſämmtlichen Bundesgenoſſen, wenigſtens in ſo fern, daß wir nicht Unternehmungen beginnen, bei welchen wir Gefahr laufen, von einem oder dem andern, oder gar von allen im Stich gelaſſen zu werden. Unter uns — heißt zweitens in unſerm eignen Schoße, in unſerm eignen einheimiſchen Rath! Sie wiſſen vieles, mein Freund, was Andre nicht wiſſen; und Ihr durchdringender Geiſt ergänzt das Uebrige leicht. Gebieten Sie nun einen Augenblick Ihren Wünſchen, ſelbſt den heiligſten, Stillſchweigen; überlegen Sie, wo wir ſtehen, wie wir ſtehen, was wir ſind, — und urtheilen Sie unbefangen, ob es eine leichte Aufgabe iſt, jenen poſitiven Gang, worüber Sie und ich, und allenfalls unſer Marſchall Vorwärts (ein ſehr glücklich erfundner, und wahrlich verdienter Titel!) uns freilich bald mit einander vereinigen würden, nur erſt dergeſtalt zu beſtimmen, und zu artikuliren, daß wir uns ſelbſt davon Rechenſchaft geben, und praktiſch ausmitteln können, **quid valeant humeri, quid ferre recusent!**

Bedenken Sie ferner, daß die Sache doch auch noch ſehr neu, daß ſie erſt vor vier Wochen in die Welt getre-

ten iſt, und daß es offenbar unzeitig, vielleicht ſehr ſchädlich geweſen wäre, ſie (in Ihrem Sinne) weiter fördern zu wollen, ehe wir nur wußten wie die erſten Schritte im In- und Auslande aufgenommen würden. Jetzt ſind wir hierüber ſo ziemlich im Reinen, und ich glaube, wir haben alle Urſach zufrieden zu ſein. Es thut mir leid, daß Sie nicht die Maſſe günſtiger, zum Theil ſehr rühmlicher Aeußerungen, die über die Carlsbader Beſchlüſſe im Moniteur, im Journal de Paris, im Courrier, der Quotidienne, der Gazette de France, dem Conservateur etc. während der erſten 8 oder 10 Tage des laufenden Monats erſchienen ſind, leſen konnten. Sie haben vermuthlich nur das Journal des Débats geſehen, das zwar im Ganzen ſehr löblich, doch mit einigen Ihnen (auch mir) mißfälligen Einſchränkungen davon ſprach. Vergeſſen Sie aber nicht, daß die Artikel dieſes Journals, welche von den deutſchen Angelegenheiten handeln, ausſchließend von Malte-Brun geſchrieben werden, einem nicht alten Proſelyten der guten Sache, und dem von ſeinen frühern Irrlehren natürlich noch vieles anhängt.

2.

Wien, den 21. Dezember 1824.

Ich habe ohnehin ſo viel zu thun, daß ich nicht weiß, wo der Kopf mir ſteht, ſollte mich alſo nicht in unnütze Schreiberei, auch mit meinem beſten Freunde nicht einlaſ-

ſen, ſollte folglich Ihre Antwort auf meinen letzten Brief abwarten, ehe ich wieder in die verdammte Frage von den Handelsverhältniſſen eingriffe. Da ich aber ſo eben Ihre letzten Schreiben und Promemoria an den Fürſten, und das opus des jungen Hrn. Reichard, den Sie bei dieſer Gelegenheit ſo ungeheuer loben, geleſen habe, ſo drängt es mich, Sie zu fragen: Iſt das Ganze eine große Myſtifikation? Et *qui* veut-on tromper? — Wenn ich nur weiß, wie es eigentlich gemeint iſt, ich lege ſelbſt gern Hand mit an. Nur müſſen die tragiſchen Worte bei Seite geſchafft werden, und tadelhafte Verwaltungs-Maßregeln müſſen nicht, um denen, von welchen man Remedur erwartet, gutes Blut zu geben, „ſchändliche gottesvergeſſne Geld- und Wucherpolitik“ genannt werden; ein Ausdruck zu deſſen Erklärung ich neulich aufgefordert wurde, und mich geradezu für *inſolvent* erklären mußte, weil ich durchaus nicht weiß, was er heißen ſoll.

Das Memoire des Reichard junior von Lobenſtein iſt zum Todtlachen. Zwei Commiſſionen, jede von *hundert* Mitgliedern, könnten in *hundert Jahren* das nicht leiſten, was dieſer brave Mann als Präliminar zur Handelsreform verlangt. Auch das Abſtimmen *per majora* iſt delicios; und doch giebt es wieder keine andre Form ꝛc. ꝛc.

Kurz, mein Freund, das Ganze iſt reiner Unſinn, mehr als Tollhauskram. So lange Sie dies nicht gegen mich einräumen, werden Sie mich in dieſer Sache ſehr lau und recalcitrant finden. Sobald Sie aber zu mir als Haruspex ad haruspicem reden, und dergleichen Unterſuchungs-Commiſſionen, Vernehmungen, Berichtserſtattun-

gen, Protokollabfaſſungen ꝛc. ꝛc. mehr als Mittel zur Beſchwichtigung der Unzufriedenheit, oder auch als Stoff zu unſchuldiger Gemüthserheiterung des deutſchen Tiers Etat betrachten und darſtellen — will ich Sie kräftig unterſtützen. Seitdem ich weiß, daß es auf rein nichts weiter ausgeht, als Preußen und England den Krieg anzukündigen, und eins ſo raſend als das andre iſt, kann ich unmöglich bona fide und mit Erwartung eines reellen Reſultates in die Sache gehen; und der einzige Zweck dieſer flüchtigen, in einer gewiſſen Wuth geſchriebnen Zeilen iſt, Sie zu einem definitiven Bekenntniß über Ihre wahren Abſichten zu bewegen.

Der Biographie Kotzebue's haben Sie doch zu viel Ehre angethan.

VI.

Konnten die verbündeten Mächte 1815 Italien in ein Reich verſchmelzen?

Gegen das Journal des Débats 1822.

Ob dieſer Aufſatz irgendwo gedruckt worden, kann ich nicht mit Beſtimmtheit angeben. Ohne Zweifel war er jedoch zur Publikation beſtimmt. D. H.

Einige Wochen vor Eröffnung der diesjährigen Sitzung des brittiſchen Parlaments iſt in London eine Schrift erſchienen unter dem Titel: **The state of the Nation at the commencement of the year 1822 etc. etc.** Die in den Abſchnitten über den innern Zuſtand des Landes — über die Finanzen, den Handel ꝛc. enthaltenen Data ſind offenbar aus authentiſchen, wo nicht aus offiziellen Quellen geſchöpft; daher glaubwürdig, und zum Theil ſehr lehrreich; weit weniger befriedigend, weit weniger durchdacht, ja zum Theil entſtellt durch hiſtoriſche und ſtatiſtiſche

Irrthümer oder durch einseitige Urtheile, ist das, was zur Rechtfertigung des Ganges der Regierung in ihren auswärtigen und diplomatischen Verhältnissen gesagt wird; der Augenschein lehrt, daß dieser Abschnitt, wenn gleich im Allgemeinen mit den Grundsätzen der Minister übereinstimmend, doch sicher nicht unter ihrer unmittelbaren Aufsicht und noch weniger unter ihrer Mitwirkung abgefaßt ward. Daß die Schrift überhaupt dem Ministerium nicht fremd war, ist höchst wahrscheinlich; ob sie durchaus von demselben genehmigt worden, ist zweifelhaft; daß es sie für sein Werk anerkannt hat, ist gewiß. Höchst gewagt also, und gerade auf das Capitel von den auswärtigen Verhältnissen höchst unanwendbar, schief und verwegen ist die Behauptung des französischen Commentators, „daß dies die wichtigste Schrift sei, welche die offizielle Politik zu Tage gefördert hätte."

Der politische, d. h. der schwächste Theil dieser Schrift hat eine Reihe von Aufsätzen im **Journal des Débats** veranlaßt, die um so mehr einiger Prüfung bedürfen, als sie bei dem ausgebreiteten, und bisher wohlverdienten Credit dieses Journals auf eine Menge von Lesern Eindruck machen werden. — —

Wir haben nichts mit den Bemerkungen zu thun, welche sich auf das Verhältniß zwischen England und Frankreich beziehen. Die englische Broschüre hat sich über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs mit Schonung und Wohlwollen geäußert; gleichwohl enthält sie Stellen, die, so ausgedrückt, wohl schwerlich aus einer ministeriellen Feder geflossen wären. Der Verfasser der französischen

Aufſätze läßt über dieſe Stellen Gnade, Gnade für Recht ergehen; ihm iſt es willkommen, daß England jede nähere Verbindung mit Frankreich als unſicher und gefahrvoll betrachtet, ſo lange noch, wie jetzt, in einem großen Theile der franzöſiſchen Nation das Geſpenſt revolutionairer Syſteme zerſtörend umhergeht. Bekanntlich hat das Journal des Débats dieſen böſen Geiſt jederzeit, mit rühmlichen und ſiegreichen Waffen bekämpft; und auf dieſem Boden haben die Herausgeber und Mitarbeiter, zu ihrer großen Ehre ſei es geſagt, ihre alte, feſte Stellung behauptet.

Der zweite Aufſatz enthält eine Kritik des Verfahrens der Höfe von England und Frankreich während der neuſten Begebenheiten in Italien. Hier werden folgende Sätze als Richtpunkte aufgeſtellt:

1. Der Begriff der Legitimität umſchließe eben ſowohl die Rechte der Völker als der Dynaſtien, und es ſei gleich Unrecht, eine Nation ihrer unabhängigen Exiſtenz oder einen rechtmäßigen Regenten ſeines Thrones zu berauben.

2. Eine Nation, die durch Religion, Sprache und Intereſſe vereinigt ſei, habe ein für allemal das unverlierbare Recht, einen geſchloſſnen Staat zu bilden; und wenn eine ſolche Nation durch Unglücksfälle zerſtückelt worden, ſo ſei es immerdar Pflicht der wahren Politik, dieſem der Natur und der Gerechtigkeit widerſprechenden Zuſtande ein Ziel zu ſetzen.

3. Das Unglück von Europa ſei, daß 1814 und 15 das Prinzip der National-Legitimität aus den Augen geſetzt worden ſei.

4. Für dieſen Fehler ſeien die Mächte verantwortlich, weil es damals von ihrem Willen abgehangen habe, das von ihnen umgeſtoßne Syſtem Bonaparte's in Italien durch ein den Wünſchen der Italiener angemeſſneres zu erſetzen.

5. Da dies einmal geſchehen, und die nothwendige Folge ſolcher Maßregeln in der Geſtalt revolutionairer Bewegung im J. 1820 ausbrach, ſo hätten Frankreich und England, zwar mit der einen Hand die Carbonari erſchlagen, mit der andern aber den Regierungen und Völkern die Charte Ludwig des XVIII. darbieten ſollen; in dieſem Sinne wäre die Neutralität beider Regierungen höchſt tadelhaft geweſen.

1. Es iſt im Staatsrecht ſo wenig als in andern ſtrengen Wiſſenſchaften erlaubt, mit der Bedeutung der Worte nach Willkühr zu ſchalten und zu walten. Unter Legitimität war — bis auf die neuſte Sprachverwirrung herab — in der Civilgeſetzgebung die Rechtmäßigkeit der Geburt, und nur dieſe, im Staatsrecht die Rechtmäßigkeit des Beſitzes der höchſten Gewalt nach Erbfolge- oder andern Fundamental-Geſetzen — nicht mehr und nicht weniger verſtanden; und als man in den Jahren 14 und 15, oft bis zum Ueberdruß, und oft bis zum Mißbrauch, von Legitimität ſchwatzte, fiel ſelbſt dem entſchloſſenſten Schwätzer nicht ein, eine andre Legitimität als dieſe zu verſtehn. Es war einigen franzöſiſchen (oder in Frankreich naturaliſirten) Publiziſten, deren Autorität, bei aller ihnen ſonſt gebührenden Achtung, man weder in der Wiſſenſchaft noch in

der Sprache als Geſetz anerkennt, vorbehalten, eine Legitimität der Sachen, der Nationen, und der National-Rechte auf die Bahn zu bringen. Eine Nation ihrer Unabhängigkeit, oder ihrer wohlerworbnen Rechte zu berauben, mag ein Gewaltſtreich, eine Frevelthat genannt werden; ein Verbrechen gegen die Legitimität iſt es nicht. Diebſtahl iſt ein ſtrafwürdiges Verbrechen; Mord iſt es in noch höherm Grade. Welcher Rechtslehrer würde ſich aber gefallen laſſen, jenes eine Verletzung der Legitimität des Eigenthums, dieſes ein Attentat gegen die Legitimität der Exiſtenz zu nennen. Einem jeden das Seine, im Sprachgebrauch wie in der bürgerlichen Praxis. Den Kronen was den Kronen; den Völkern was den Völkern gehört. Die Legitimität iſt ein heiliges, reelles Recht; nicht jedes Recht aber, wie heilig und angeſehen es auch ſei, iſt eine Legitimität.

2. Daß ein Volk oder Völker, die eine und dieſelbe Sprache reden — denn Gleichheit der Abkunft, der Religion, einzelner Charakterzüge u. ſ. f. ſind theils unſichre, theils ſehr loſe Vereinigungs-Punkte — dadurch das unverlierbare Recht, ein und daſſelbe politiſche Ganze zu bilden, erwerben ſollten, — dieſer Satz war dem Staatsrecht bisher unbekannt. Ob das ſogenannte Naturrecht ihn poſtuliren würde, mögen die, welche dieſem Undinge noch einen Platz in ihrem Lehrgebäude einräumen, unterſuchen. Die Geſchichte hat für das Gegentheil entſchieden. Wenn eine Maſſe benachbarter, durch Aehnlichkeit (nicht Gleichheit) der Schickſale, der Sitten, der Bedürfniſſe,

der Dialekte einander mehr oder weniger verwandter Völkerſchaften, nach und nach in Einen politiſchen Körper zuſammenwachſen, wie das z. B. in Frankreich geſchah, ſo giebt es gegen Ein Beiſpiel dieſer Art zehn andre von ausgebreiteten, und beſtimmt aus einer Wurzel ſproſſenden Volksſtämmen, die in politiſcher Hinſicht ſtets von einander getrennt blieben. Nur ſehr uneigentlich kann man ſagen, daß die Deutſchen mit allen ihren unverkennbaren Cohäſions-Elementen je ein wirkliches geſchloſſnes Reich gebildet hätten; und nie ſonſt als unter dem eiſernen Szepter des alten Rom hat eine Vereinigung der Italiener beſtanden. Auch wird kein unbefangener Beobachter des Weltweſens in dieſer Trennung etwas Naturwidriges finden. Sonſt wäre wohl nichts naturwidriger als die Vereinigung offenbar deutſcher Länder mit Frankreich. Der Natur iſt jener angebliche Grundſatz eben ſo fremd als dem Recht. Die Geſetze, nach welchen in der wirklichen Welt geſchloſſne Staaten ſich bilden, und umformen, und auflöſen, haben wenig oder nichts mit Sprach-Verwandtſchaft, Sitten-Verwandtſchaft, und Glaubens-Verwandtſchaft gemein. Dieſe Geſetze ſind nicht das Werk menſchlicher Willkühr, es ſind Thatſachen, und Verknüpfungen von Thatſachen, die man anerkennen, und denen man, gern oder ungern, ſich unterwerfen muß. Wenn die Natur, oder deutlicher und würdiger geſprochen, die Weltregierung in ihrem umfaſſenden Beſchluſſe, die politiſche Einheit Italiens geboten hätte, ſo hätte menſchliche Klugheit oder Verkehrtheit ſie ſicher nicht Jahrtauſende lang zu hintertreiben vermocht.

3. In dieſen Bemerkungen liegt die erſte Antwort auf die Frage, in wie fern es zur Zeit des Wiener Congreſſes die Pflicht der präponderirenden Mächte war, Italien eine ganz veränderte Geſtalt zu geben, und in wie fern ſie, wie das Journal des Débats meint, durch ihr damaliges Verfahren die Grundſätze der National-Legitimität verkannten? — Einen vollſtändig ausgebildeten, abgeſchloſſnen, in allen ſeinen Beſtandtheilen zuſammenhängenden Staat gefliſſentlich zerreißen oder zerſtückeln, iſt eine That — welche der äußerſte Drang der Noth, oder die Furcht vor noch größerm Uebel in ſeltnen Fällen entſchuldigen, die wahre Politik nie rechtfertigen kann. Keine Rechtsregel aber, und keine Staatsmaxime nöthiget die, denen im entſcheidenden Moment Gewalt über Land und Volk verliehen iſt, das, was man (ohne allen hinreichenden Grund) *) zerſtückeltes Land zu nennen beliebt, um jeden Preis zuſammenzufügen. So war die Lage der Dinge zur Zeit des Wiener Congreſſes. Legitimität iſt ein Prinzip der Erhaltung. Was hier von den Höfen verlangt wird, wäre eine durchaus neue Schöpfung geweſen. Ob eine ſolche Schöpfung, wäre auch irgend ein Machthaber dazu berufen geweſen, möglich, ob ſie ohne die gewaltſamſte Revolution ausführbar, ob die

*) Was eine Zerſtückelung (démembrement) von Polen heißt, was eine Zerſtückelung von Frankreich ſagen würde, iſt Jedem verſtändlich. Eine Zerſtückelung des von jeher zerſtückelten Italiens hat nicht einmal einen ſtatiſtiſchen Sinn.

Stiftung von ſo oder ſo viel Republiken nicht noch leichter als die eines ungetheilten Italieniſchen Reiches war — dieſe hundertmal erörterte und hundertmal beantwortete Frage mögen einſichtsvolle Männer jener Halbinſel, die ihre Nation, ihre Geſchichte, ihr Vaterland kennen, in jedem zukünftigen Zeitpunkt von neuem erforſchen; das Reſultat wird nie zweifelhaft ſein.

4. Aber — „der Augenblick war in hohem Grade günſtig; die europäiſchen Mächte hatten das von Napoleon eingeführte Syſtem verbannt; von ihrem freien Entſchluſſe hing es ab, das beſſre geltend zu machen; die Nicht-Erfüllung dieſer Pflicht haben ſie gegen Italien und gegen Europa zu verantworten.“

Die Gerechtigkeit oder die Grundloſigkeit dieſer Anklage ruht auf folgenden zwei einfachen Fragen: Was war Italien unter Napoleon? Was haben die, welche ihn ſtürzten, daraus gemacht?

Wenn Napoleon je ernſthaft den Plan gehabt hätte, aus Italien einen zuſammenhängenden Staatskörper unter irgend einer neuen Familien-Dynaſtie zu gründen, ſo waren doch die Maßregeln, die er ergriff, gewiß nicht von der Art, daß ſie einen ſolchen Plan befördern konnten. Er ſchuf aus den Beſitzungen des Hauſes Oeſterreich und einigen Bruchſtücken benachbarter Gebiete ein Königreich, wovon Er ſich ſelbſt den Titel beilegte, und das er in ſeinem Namen verwalten ließ. Die Piemonteſiſchen Lande, die Parmeſaniſchen, die alte Republik Genua erklärte er

für integrirende Beſtandtheile des franzöſiſchen Gebiets; Toskana, Lucca u. ſ. f. verſchenkte er an ſeine Verwandten. Den Kirchenſtaat machte er zu einer franzöſiſchen Provinz, und ſchmückte ſeinen vermeintlichen Thronfolger mit dem ſtolzen Namen eines Königs von Rom. Das Königreich Neapel übertrug er als einen ganz abgeſonderten Staat erſt einem ſeiner Brüder, dann einem ſeiner Vaſallen. Alle dieſe Länder hatten nichts mit einander gemein, als die unbedingte Unterwürfigkeit unter ſeinen oberſten Willen. Im Uebrigen blieben ihre Verhältniſſe dieſelben, und Italien war, nach wie vor, ein Aggregat getrennter, oder, wie man heute will, zerſtückelter Gebiete. Es lag weder in Napoleon's Politik, noch vielleicht, wenn er es gewollt hätte, in ſeiner Macht, aus dieſen getrennten Gebieten ein Ganzes zu ſchaffen. Er that auch nichts, um den Geiſt der italieniſchen Völker für eine ſolche Unternehmung zu gewinnen, ſie auf irgend eine Weiſe vorzubereiten. Vielmehr fand er großes Wohlgefallen daran, daß zwiſchen Lombarden, Piemonteſen, Florentinern, Römern, und Neapolitanern die alte feindſelige Stimmung, die alte Eiferſucht, der alte Nationalhaß fortbeſtanden.

In dieſem Zuſtande fanden die Mächte Italien, am Schluſſe des Krieges, der die franzöſiſche Oberherrſchaft vernichtet hatte. Nie wäre wohl ein Zeitpunkt zu einer fundamentalen Umformung weniger geeignet geweſen, als dieſer. Der Verſuch, Italien zu conſolidiren, wenn auch die Alliirten — was ſich doch ſchwer behaupten läßt — das Recht dazu gehabt hätten, würde an dem Wider-

ſtande der italieniſchen Völker unausbleiblich geſcheitert haben. *)

*) Dies iſt ſo wahr, daß ſelbſt in ſpätern Zeiten, wo die Idee der politiſchen Einheit häufig als ein Werkzeug zur Exaltation der Gemüther und zum Umſturz aller beſtehenden Machtverhältniſſe gebraucht ward, von wirklicher Ausführung derſelben nie ernſthaft die Rede ſein konnte. Selbſt die revolutionairen Sekten, welche ſie predigten, ſcheinen damit höchſtens eine auf demokratiſchem Grundelement gebildete Föderativ-Verfaſſung gemeint zu haben. Während der ganzen Dauer der neapolitaniſchen Revolution iſt (von Seite derer, die ſich dort der Herrſchaft bemächtigt hatten) kein ſolcher Anſpruch vernommen worden. Die Urheber der piemonteſiſchen Inſurrektion verſuchten zwar in ihrem thörichten Wahn den König von Sardinien als König von Italien zu proklamiren. Von wem aber hatten ſie Vollmacht dazu? Und welcher andre italieniſche Staat würde ihre Anmaßung gut geheißen haben?

VII.

Nochmals gegen de Pradt.

1.

(„Für den Beobachter bestimmt, nicht gedruckt jedoch, weil man die Luft verlor.“. Gentz.)

Hr. von Pradt hat neulich *) in einem seiner Ausfälle gegen die Mächte die sinnlos genug sind, die Wohlthaten der Revolutionen zu verschmähen, folgende Sprache geführt:

„Mäßigung ist jetzt allenthalben das Losungswort; nur so wenig Institutionen als möglich. Wo es deren giebt, fälsche man sie; wo keine sind, hüte man sich, sie zu stiften. Besonders suche man das Streben nach Institutionen, die eine Theilung der Macht nach sich ziehen könnten, in materiellem Wohlstande zu ersticken; denn dies ist der gefährlichste Punkt.“

*) Im Courrier Français vom 3. September.

Und um dieſen verfänglichen Lehren einen Anſtrich von Wahrſcheinlichkeit zu geben, legt er ſie dem Fürſten von Metternich in den Mund.

Das Sehertalent des Hrn. von Pradt hat ihn diesmal gewaltig betrogen. Wer dem Fürſten von Metternich nicht ganz fremd iſt, muß wiſſen, daß er das, was ihm hier zugeſchrieben wird, nicht nur nie geſagt, ſondern auch nie gedacht hat.

Was denkt ſich aber Herr von Pradt bei ſeinen ironiſchen Maximen?

„Mäßigung iſt das allgemeine Loſungswort" — Und warum nicht? Seit wann iſt Mäßigung nicht mehr der Wahlſpruch der Vernunft, der Weisheit, der aufgeklärteſten Staatsmänner, der preiswürdigſten Regenten? Seit wann iſt es ein Verbrechen, ſich einer Tugend zu befleißigen, welche von jeher die Zierde der edelſten Menſchen war, und welcher ſelbſt ausſchweifende Phantaſten und muthwillige Friedensſtörer, indem ſie ſich ihren wilden Leidenſchaften hingaben, wenigſtens ſcheinbar huldigen mußten? — Glücklich die Regierungen, denen man dieſen ehrenvollen Vorwurf machen kann!

Aber — „ſo wenig Inſtitutionen als möglich; wo es deren giebt, verfälſcht ſie; wo keine ſind, hütet Euch ſie zu ſtiften!"

Der Fürſt von Metternich hat bei jeder Gelegenheit geſagt: Wenn Ihr Inſtitutionen beſitzt, bewahrt ſie ſorgfältig; weit entfernt, ſie ſelbſt zu verfälſchen, laßt nicht zu, daß ſie durch verwegne Neuerer, oder durch heuchleriſche Freunde verfälſcht werden! Habt Ihr keine, ſo

ſucht ſie zu erlangen; der Staat, der ihrer entbehrte, würde ſie in guten und böſen Zeiten vermiſſen. Verſchwendet aber nicht den Namen der Inſtitutionen an unverdaute Theorien, an gebrechliche Hirngeſpinnſte, womit Euch ſchlaue Sophiſten und Sklaven des Parteigeiſtes um Glück und Ruhe betrügen!

„Sucht durch materiellen Wohlſtand das Streben nach Theilung der Macht zu erſticken; denn dies iſt der gefährlichſte Punkt.“

Materieller Wohlſtand kann nirgends beſtehen, wo das geſellſchaftliche Gebäude nicht auf einer ſichern Baſis von Ordnung und Feſtigkeit ruht; an dieſe erſte aller Bedingungen iſt das Heil der Völker, wie das der Einzelnen gebunden. Soll aber der Staat, der dieſe Güter beſitzt, ſich der Gefahr, ſie zu verlieren, Preis geben, um eingebildeten Verbeſſerungen nachzujagen? Die Theilung der Macht als oberſte Regel, und ausſchließende Bürgſchaft des allgemeinen Wohls aufgeſtellt, wird eine Quelle der Unordnung und des Verderbens. Allerdings kann es mehr als eine gute Regierungsform geben; aber die höchſte Gewalt im Staate mag Einem oder Vielen anvertraut ſein, ſobald ſie nicht in letzter Inſtanz auf einem feſtgegründeten Prinzip der Einheit beruht, iſt ſie nichts als verlarvte Anarchie. Die Erſchlaffung der Autorität iſt von allen Uebeln, die eine Nation treffen können, das ärgſte; der Tod aller geſetzlichen Ordnung, alles innern Friedens, alles öffentlichen und Privat-Glücks. Das Syſtem der ſogenannten Gegengewichte, in dem Sinne, wie die Schule, zu der Hr. v. Pradt gehört, es verſteht,

zerstört das, was es zu bauen vorgiebt; denn Anarchie ist Despotismus in seiner furchtbarsten Gestalt.

2.

„Geschrieben zu Anfang März (1824) gegen den Artikel im Constitutionnel.

„Nur der erste Abschnitt dieses Manuskriptes ist im Beobachter abgedruckt." Randbemerkung von Gentz.

Verschiedene Leser, die den guten Ruf des österreichischen Beobachters großmüthig zu Herzen nehmen, sind, wie man uns versichert, über die demselben neuerlich von Seiten des Constitutionnel widerfahrnen Mißhandlungen ernsthaft betroffen gewesen, und haben sogar den Wunsch geäußert, daß wir im Stande sein möchten, uns in Ansehung der Sieben Punkte, welche das französische Oppositions-Journal, als Substanz unsers Aufsatzes *) (vom 5ten Februar) herausgehoben hat, vollständig zu rechtfertigen und zu reinigen. Da wir Niemanden zumuthen können, sich eines vor vier Wochen erschienenen Artikels noch deutlich zu erinnern, viel weniger denselben von Neuem zu lesen, oder auch nur nachzuschlagen, so wollen wir zur Beruhigung jener um uns so besorgten Freunde, in aller Kürze anzeigen, wie es sich mit jenen furchtbaren Sieben,

---

*) Dieser Aufsatz steht bei uns Th. III. S. 260 u. f.
A. d. H.

oder vielmehr Sechs Klagepunkten (denn Nr. 2 und 3 ſind wörtlich einer und derſelbe) eigentlich verhält:

Der Conſtitutionnel wirft uns nämlich folgende Lehren vor:

1. Die politiſchen Verbrechen ſind gehäſſiger als die bürgerlichen. — Wir haben den falſchen Satz angegriffen, daß politiſche Verbrechen verzeihlicher als bürgerliche wären, und deshalb leichter und ſchonender behandelt werden müßten. Wir haben dieſen Satz mit Gründen angegriffen, wovon freilich im Conſtitutionnel keiner erwähnt, noch weniger beantwortet wird. Dabei haben wir unſre Worte an die Vernunft und an das Gerechtigkeitsgefühl gerichtet; denn mit Lieben oder Haſſen mag Jeder es halten, wie ihm beliebt. Indeſſen glauben wir unſre Gründe — nicht zu vergeſſen, daß von „vorſätzlichen Revolutionsſtiftern" die Rede iſt — ſo ſtark, daß ſie am Ende auch wohl die Gehäſſigkeit ſolcher Verbrechen — wenn man uns dies Wort einmal aufdringen will — noch erhärten würden.

2. und 3. Kein Richter im Himmel oder auf Erden kann dieſe Verbrechen rechtfertigen; keine Stimme kann auf Milderung der Strafe antragen; wer die öffentliche Ordnung ſtört, für den iſt keine Gnade bei Gott noch bei Menſchen.

Von dem allen ſteht in dem Aufſatze des Beobachters keine Sylbe. Wir haben geſagt: „Die vorſätzlichen Revolutionsſtifter, was auch immer der Bewegungsgrund ihres Unternehmens geweſen ſein mag, bleiben für die Folgen deſſelben verantwortlich; und kein Richter im

Himmel oder auf Erden kann ſie von dieſer ſchweren Verantwortung losſprechen." Daß aber für dergleichen Verbrechen keine Milderung der Strafe und keine Begnadigung Statt finden könnte — eine Frage, mit der wir es gar nicht zu thun hatten — haben wir weder ausgeſprochen, noch gedacht; und irgend einen Verbrecher ſogar der Gnade des Himmels verluſtig erklären, wäre eben ſo unſinnig als gottlos.

4. Die Könige und Völker Europa's bilden einen Föderativ-Körper.

Dies iſt nicht ein von uns erfundner Satz, ſondern eine Idee, die ſeit vielen Jahren den Publiziſten aller Parteien vorgeſchwebt, die man tauſendmal zum Ruhm des Zeitalters aufgeſtellt hat. Wird ſie blos darum falſch oder ſtrafbar, weil ſie im Beobachter ſteht? Wir wiſſen wohl, daß ein europäiſcher Föderativ-Körper im buchſtäblichen Sinne des Wortes nicht exiſtirt, und halten die Möglichkeit deſſelben für äußerſt problematiſch. Doch auch in der unreifen und unvollkommnen Geſtalt, in welcher er ſich gebildet hat, iſt er eins der edelſten Produkte wahrer Civiliſation, und es wäre wahrlich kein Unglück, wenn er ſich wenigſtens ſo weit, als einige der weiſeſten Regenten und Staatsmänner unſrer Zeit es gewünſcht haben, ausbilden könnte.

5. Die Frage von den Freiſtätten würde vor dem Tribunal von Europa nicht zweifelhaft ſein.

Unſre Worte waren: „Wenn die Frage je vor dem Tribunal des Völker-Rechtes, der Völker-Moral, und der geſunden Vernunft verhandelt werden ſollte,

ſo würde die Entſcheidung nicht lange zweifelhaft ſein." — Dies klingt freilich anders als was der Conſtitutionnel uns andichtet. Auf dieſe Worte aber hätten die platten Anzüglichkeiten gegen die Monarchen-Congreſſe nicht gepaßt. Um zu dieſen Stoff zu finden, mußte man das Tribunal von Europa unterſchieben, eine undefinirte und verdächtige Behörde, an welche wir ſicher nie appelliren würden.

6. Die Freiſtätten ſind für kleine Staaten gefährlich; ſie taugen blos für Amerika.

Gefährlicher für kleine Staaten als für große ſind ſie ohne Zweifel. Was wir über dieſen Satz, der kaum eines Beweiſes bedurfte, geſagt haben, kann kein verſtändiger Menſch, wenn er auch der größte Liebhaber von Freiſtätten wäre, in Abrede ſtellen. — Ob ſie für amerikaniſche Staaten taugen, oder nicht — darüber haben wir uns nicht erklärt. Unſre deutlich ausgeſprochne Meinung ging nur dahin, Europa würde ſich umſonſt bemüht haben, jenen dies Privilegium ſtreitig zu machen, könne ſich auch in gewiſſer Hinſicht leicht darüber beruhigen. Und je weiter die Amerikaner ſich von dem europäiſchen Staatenverbande entfernen, deſto mehr werden wir in dieſer Meinung beſtärkt. Wir gönnen ihnen alle die Vorzüge, wobei ſie ſich glücklich preiſen, und die ihre europäiſchen Anbeter täglich bis in den Himmel erheben. Mögen ſie uns nur mit jeder Zumuthung, es ihnen irgend gleich zu thun, verſchonen!

7. Die Anzahl der Verbannten war geringe; und alles iſt zum Beſten der Schweiz, für die

Würde der benachbarten Staaten, und für die Ruhe von Europa geſchehen.

In wie fern das gegründet iſt, können ein paar erbärmliche Schwänke eines franzöſiſchen Journaliſten — denn dies iſt alles, was man uns entgegen ſetzt — nicht entſcheiden; hierüber mögen beſſre Autoritäten den Ausſpruch thun. Da wir übrigens von Mr. Lecomte ſo wenig wiſſen, als von ſeiner Verbannung aus Lauſanne, ſo werden wir uns durch dies unbedeutende Faktum, es ſei wahr oder falſch, gerecht oder ungerecht, vor der Hand in unſerm Urtheil nicht ſtören laſſen.

Aus den vorſtehenden Erklärungen ergiebt ſich, daß es mit unſrer Rechtfertigung gegen Anklagen, die wir, nach unſerm eignen Gefühl, blos mit dem Stillſchweigen der Verachtung erwiedert hätten, eben keine ſonderliche Noth hat. Weil wir aber einmal aus Condescendenz gegen Andre die Waffen ergriffen haben, ſo wollen wir uns nun auch noch einige Augenblicke damit zu beluſtigen ſuchen. Daß wir dem Feinde ſeine Invektiven zurückgeben ſollten, wird man nicht von uns erwarten. Da es ihm aber beliebt hat, ſeinem Publikum allerlei angebliche Aufſchlüſſe über die Redaktion des Oeſterreichiſchen Beobachters zu geben, ſo glauben wir auch unſer Publikum mit der Perſönlichkeit unſers ſo keck auftretenden Widerſachers etwas näher bekannt machen zu dürfen.

Wir vermutheten gleich, als der Artikel des Conſtitutionnel uns zu Geſicht kam, daß er nicht von einem der gewöhnlichen Redakteurs dieſes Journals herrührte. Keiner von ihnen hätte ſeinem Unmuth auf eine ſo plumpe Weiſe

Luft gemacht; keiner hätte die einer der erſten europäiſchen Regierungen gebührende Achtung ſo ſchamlos verletzt. Unſre Vermuthung beſtätigte ſich; wir erfuhren von ſichrer Hand, daß der berühmte de Pradt uns ſeiner Züchtigung würdig gefunden hatte. Sofort gewann die Sache eine veränderte Geſtalt, und an die Stelle einer ernſthaften Diskuſſion trat unvermeidlich — eine politiſche Harlekinade.

Herr de Pradt hatte in der frühern Periode ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn, als Organ von Pitt — denn dieſes lächerliche Diplom wurde damals allen denen zu Theil, die dem Götzen der Zeit nicht huldigen wollten — gegen die Revolution, die er heute „den höchſten Aufſchwung des menſchlichen Geiſtes" nennt, thätig gearbeitet. Mit gleicher Thätigkeit hatte er ſich dem Dienſte Napoleons gewidmet, und ein Erzbisthum zum Lohn davongetragen. Kaum hatte er die Schuld der Dankbarkeit gegen ſeinen kaiſerlichen Wohlthäter, durch ein Libell, das Freund und Feind empören mußte, getilgt, als er zur höhern Politik, ein Phönix des gediegenſten Liberalismus, zurückkehrte. Was er in dieſem Fache ſeit 1816 durch eine Reihe zahlloſer Bände, für die Berichtigung ſtaatswiſſenſchaftlicher Ideen, und für die Fortſchritte der Civiliſation geleiſtet hat, iſt bekannt. Da er das Sekretariat bei den europäiſchen Congreſſen, wozu er ſich ganz beſonders berufen fühlte, nicht erhielt, ſo ſchuf er ſich ſeinen eignen Wirkungskreis, und wurde der Geſchichtſchreiber derſelben. Er beſaß das außerordentliche Talent, ohne Materialien, ohne authentiſche Mittheilungen, ohne andre

Quellen als das Geſchwätz der Cotterien und Zeitungsſchreiber, alles was in den Congreſſen verhandelt ward, bis auf die geheimſten Gedanken und Plane der Monarchen und ihrer Miniſter, blos durch die ſchöpferiſche Kraft ſeines Genies darzuſtellen; zuletzt gelang es ihm ſogar, die Geſchichte einiger Congreſſe, bevor ſie eröffnet waren, zu ſchreiben. Da der großen Mehrheit ſeiner Leſer an der Wahrheit nicht viel lag, wohl aber an abſprechendem Tadel und feindſeliger Kritik, ſo gab man ſich nicht einmal die Mühe, ihn um ſeine Gewährsmänner zu fragen. Selbſt ſeine nachläſſige, unreine Schreibart, und ein gewiſſes Gemiſch von gemeiner Vertraulichkeit und hohlem Bombaſt, das ſeine Schriften charakteriſirt, galt als Beweis eines originellen, feſſelfreien Geiſtes. Ueberdies haben alle dieſe Schriften das Bequeme, daß man ſie ohne alle Anſtrengung, nach Belieben rückwärts, vorwärts, oder aus der Mitte heraus leſen kann, und immer gleich gut dabei fährt; ein Verdienſt, welches in unſern Tagen, wo der allgemeine Beruf zum Selbſtſprechen und Selbſtſchreiben faſt Niemand mehr zum Hören und Leſen Zeit läßt, ſeinen Werth hat. — Endlich wurden ſo viel glänzende Eigenſchaften noch durch die Gabe, mit nie irrendem Blick in der Zukunft zu leſen, gekrönt, wodurch Hr. de Pradt ſich unter den politiſchen Propheten unſers Jahrhunderts einen der erſten Plätze geſichert hat. So ſchrieb er z. B. im Jahr 1821, nachdem er ſeine verunglückten neapolitaniſchen Waffenträger aufs Schimpflichſte abgefertigt hatte: „Die Revolutionen von Spanien und Portugal — die werden unhalten; — die tragen Lebenskraft und Dauer in ſich; — denen werdet

Ihr nicht beikommen. Das darf ich mit froher Zuversicht verkündigen."

Es ist natürlich, daß ein so inspirirter Publizist auf uns andre subalterne Skribenten, wie er uns nennt, nur mit Geringschätzung herabsehen kann. Wenn wir daher, mit bescheidner Verzichtleistung auf höhere Ansprüche, uns begnügen, wenigstens Ordnung und Zusammenhang in unsre Gedankenfolge zu bringen, so nennt er das Pedanterei und Schwerfälligkeit; und Subtilität heißt bei ihm, was sonst unter dem Namen gesunder Logik bekannt war. So ist die glücklich combinirte Antithese schwerfälliger Subtilität entstanden, womit er uns am Schlusse seines Artikels den Todesstoß versetzt hat.

Ein eignes Mißgeschick war es doch für Hrn. de Pradt, und ein Mißgeschick, welches seine Mitarbeiter ihm so leicht hätten ersparen können, daß gerade das erste Wort seiner Diatribe eine handgreifliche Unwahrheit sein mußte. „Im Monat Oktober 1823" — hebt er an — „lieferte der Constitutionnel Bemerkungen über die politischen Flüchtlinge u. s. f. — und der Beobachter — setzt er hinzu, habe vier Monate Zeit gebraucht, sich dagegen zu rüsten. — Die Bemerkungen des Constitutionnel erschienen aber erst am 10ten Dezember und konnten folglich vor dem 24sten nicht zu uns gelangen. Der Aufsatz im Beobachter ward gleich nachher geschrieben, und, wie die Redaktion in einer eignen Note bemerkt hat — und zwar aus Gründen, für die Hr. de Pradt schwerlich Sinn

haben möchte — auf einige Wochen zurückgelegt. Von ſolchen kleinen Anachronismen nimmt freilich ein hoher Geiſt keine Kunde; doch ſollte er, wenn er uns Langſamkeit vorwirft, erwägen, daß es nicht Jedem wie ihm gegeben iſt, in acht oder vierzehn Tagen den ganzen Umfang der europäiſchen Politik zu durchwandern, und dabei noch die gründlichſten Nachrichten über den Zuſtand aller Theile der Welt zu liefern.

VIII.

Colonialfrage.

Den 13. Januar 1824.

Eine wiederholte Lektüre der Munroe'ſchen Rede hat mich zu einigen Bemerkungen über den jetzigen Stand der ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonial-Fragen veranlaßt. Wenn Ew. ... dieſen ohne weitre Ausarbeitung niedergeſchriebnen Bemerkungen eine Viertelſtunde Ihrer Zeit ſchenken wollen, ſo dürfte vielleicht eine oder die andre Ihrer Aufmerkſamkeit nicht ganz unwerth erſcheinen.

* * *

Die Rede des Präſidenten der Vereinigten Staaten iſt ein Aktenſtück, welches in der Geſchichte unſrer Zeit Epoche machen wird. Jede Zeile deſſelben verdient mit der ernſtlichſten Aufmerkſamkeit erwogen zu werden. Nicht blos die heutige Stellung jener ſo mächtig und furchtbar gewordnen Föderation gegen Europa, auch das Verhältniß des geſammten amerikaniſchen Continents zur alten Welt,

iſt hier mit einer Deutlichkeit und Präziſion ausgeſprochen, die allen Zweifeln und Zweideutigkeiten ein Ziel ſetzt.

Die Trennung zwiſchen Amerika und Europa iſt vollendet und unwiederruflich vollendet. Wenn die Wieder-Eroberung der Colonien auf dem Continent, oder ihre freiwillige Rückkehr zur alten Herrſchaft nicht bereits unmöglich geworden wäre, ſo würde dieſe längſt im Stillen vorbereitete, jetzt offen erklärte Oppoſition der nordamerikaniſchen Maſſe allein hinreichend ſein, jeden Gedanken daran zu entfernen. — Von den Inſeln iſt vor der Hand nicht die Rede; die Vereinigten Staaten fühlen ſelbſt, daß ſie ihre Anmaßungen ſo weit noch nicht treiben dürfen; und wahrſcheinlich ſehen ſie voraus, daß es mit der Herrſchaft der Europäer über Cuba, Jamaika, Martinique ꝛc. auch ohne ihr Zuthun, nicht lange mehr dauern wird.

Möge die uns jetzt aufgeſchloſſne Anſicht der Dinge große Staatsmänner bei Zeiten veranlaſſen, in gründliche und tiefe Erwägung zu ziehen, was jenem neuen, aus feindſeligen und gefahrvollen Elementen gebildeten transatlantiſchen Coloß gegenüber — nicht ſowohl für die materielle Sicherheit Europa's (denn dieſe kann in den nächſten funfzig oder hundert Jahren von dorther noch nicht wirkſam bedroht werden) aber für die moraliſche und politiſche Erhaltung der alten Welt auf ihrer jetzigen Baſis geſchehen muß? Eine Frage von ſo ungeheurem Umfange wird ſich freilich durch Jahre lange Erörterungen kaum erſchöpfen laſſen; wichtig aber iſt es, ſie nicht mehr aus den Augen zu verlieren, um falſche Schritte, zu welchen Gelegenheit und Reiz ſich häufig genug darbieten werden,

und welche künftigen reifern Entſchlüſſen zum voraus den Weg verſperren würden, zu vermeiden.

Für den Gang der Cabinette in den unmittelbar vorliegenden Fragen ſcheint es mir ein wahrer Gewinn zu ſein, daß durch die nordamerikaniſchen Proteſtationen die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, auf dem amerikaniſchen Continent im Sinn der Wiederherſtellung des Alten zu wirken, ſo nachdrücklich beſtätiget worden iſt. Allerdings bleibt es, nach wie vor, wünſchenswürdig, daß die Höfe mit dem ſpaniſchen Cabinet — in ſo fern dieſes nur irgend eine vernünftige Bereitwilligkeit dazu zeigt — über die Verhältniſſe Spaniens zu ſeinen bisherigen Colonien in regelmäßige Berathungen treten; dieſe Berathungen werden aber nur dann einen feſten Charakter gewinnen, wenn ſie von der Thatſache ausgehen, daß auf dem amerikaniſchen Continent nichts poſitives von Seiten der europäiſchen Mächte mehr verſucht werden kann, — daß Spanien ſelbſt gänzlich außer Stande iſt, ſich irgend eine der Colonien von neuem zu unterwerfen — daß in der gegenwärtigen Lage der Dinge, und bei reifer Prüfung der unausbleiblichen Folgen des Unternehmens, keine andre Macht ſich bewogen fühlen wird, dabei mitzuwirken, — daß für Spanien ſelbſt der Titular-Beſitz der Souverainetät über dieſe Colonien, mit keinem weſentlichen Vortheil weder jetzt, noch in Zukunft mehr verknüpft ſein kann — daß ohne das Handels-Monopol dieſer Beſitz eine reine Laſt für das Mutterland, die Wiederherſtellung des Handels-Monopols aber in irgend einer Geſtalt gerade das **punctum saliens** der Unmöglichkeit ihrer Unterwerfung ſein

würde — daß dieſe Schwierigkeiten durch keine Unterhandlungen, ſo wenig durch brittiſche (wenn es auch denkbar wäre, daß England ſich bona fide dazu verſtände) als durch andre überwunden werden können. In einer ſo wichtigen, ſo complicirten, und für Europa ſo unvortheilhaft geſtellten Angelegenheit, wie dieſe, iſt es nichts Geringes, zu wiſſen und zu erkennen, wo die Gränze des Erreichbaren liegt, und, anſtatt Zeit und Kräfte mit unausführbaren Projekten zu verſchwenden, alle Anſtrengungen des Geiſtes und der Kunſt auf dasjenige zu concentriren, was dieſſeits jener Linie noch Werth hat.

Die Conferenzen über die Colonial-Fragen müßten daher, nach meiner Einſicht, die Unterſuchung der Mittel zur Wiederherſtellung des vorigen Standes der Dinge in Amerika kaum pro forma berühren. Sie müßten ſich — ſo unendlich ſchwer es auch ſein wird, Spanien und Portugal für dieſe Wahrheit empfänglich zu machen — ein ganz verſchiednes Reſultat zum Ziel ſetzen. Spanien und Portugal — und Europa überhaupt — dürfen ihre alten wohlgegründeten Rechte und Anſprüche auf die Colonien nicht leichtſinnig, nicht ſtillſchweigend dahin geben. Wenn die Gewalt der Umſtände ihnen die Verzichtleiſtung zur Pflicht macht, ſo muß dieſe Verzichtleiſtung erſtlich in jedem Falle mit Anſtand und Würde, in freier und großmüthiger Form — dann, in ſo fern es ſich erreichen läßt, unter möglichſt vortheilhaften Modalitäten und Bedingungen erfolgen. Ob und wie dies geſchehen könne — das iſt, wie es mir ſcheint, die wahre und die einzige Aufgabe der bevorſtehenden Conferenzen. Werden ſie auf dieſe Ba-

ſis geſtellt, ſo wird auch England kein Bedenken tragen, Theil daran zu nehmen, und aufrichtig Theil daran zu nehmen.

Ein richtiges Gefühl hat früher ſchon gegen den flüchtig erzeugten Wunſch, die Colonial-Angelegenheiten auf einem europäiſchen Congreß verhandelt zu ſehen, gerechte Einwürfe erhoben. Jetzt bedarf es keines fernern Beweiſes, daß ein ſolcher Congreß die Würde der Höfe, ohne allen denkbaren Nutzen, aufs äußerſte compromittiren und zehnmal mehr Schaden ſtiften würde, als, in irgend einer vernünftigen Vorausſetzung, Gutes daraus hervorgehen könnte. Es iſt daher höchſt wünſchenswürdig, daß, wenn auch von irgend einem Cabinet jener Congreß wirklich in Vorſchlag gebracht werden ſollte, die Stimmen aller übrigen ſich dagegen vereinigen mögen. Wenn eine vollſtändige Uebereinkunft der Mächte, die in dieſem Falle von unendlichem Werth ſein würde, überhaupt zu hoffen iſt, ſo kann ſie nur in vertrauten Miniſterial-Conferenzen ſich bilden.

Ich habe von „möglichſt vortheilhaften Modalitäten und Bedingungen der Verzichtleiſtung,“ als dem wichtigſten, wo nicht dem einzigen Gegenſtande, der in dieſen Conferenzen verhandelt werden ſollte, geſprochen; ich wage es nunmehr, näher zu beſtimmen, was ich bei dieſen Worten denke. Wenn man die bisherigen Beſitzer der Colonien darauf verweiſet, daß ſie mit den unabhängig gewordnen Staaten vortheilhafte Handels-Traktate ſchließen ſollen — ſo halte ich dies für einen höchſt armſeligen, und wahrhaft lächerlichen Troſt. Dieſe Han-

dels-Traktate können und dürfen in der heutigen Lage der Dinge (auch die größte Bereitwilligkeit von Seiten der ehmaligen Colonien vorausgesetzt) nie mehr Bedingungen stipuliren, wodurch das Handels-Interesse der drei commerziellen Haupt-Staaten, England, Frankreich, und Nordamerika auf irgend eine Weise wesentlich gefährdet würde, weil solchenfalls diese drei Mächte sich bestimmt dagegen auflehnen würden. Sie müßten also in sehr gemäßigten Schranken bleiben; und da die depossedirten Mächte, in ihrer heutigen Zerrüttung und Verarmung wenig Seldsthandel besitzen, und ihr Antheil an dem Welthandel überhaupt von sehr geringer Bedeutung sein wird, so würden dergleichen Handels-Traktate nicht einmal den Namen einer Entschädigung verdienen.

Wahre Entschädigung für diese Staaten könnte nur auf zwei Wegen erlangt werden. Beide sind schwierig, abschreckend, doch nicht als ganz hoffnungslos zu betrachten.

Der erste wäre der, daß wenigstens ein Theil der vom Mutterlande losgerissnen Colonien von Prinzen aus den Häusern, die bisher dort Gesetze gegeben haben, in voller Unabhängigkeit regiert würde.

Dieser höchst wünschenswürdige Uebergang, welcher die Rettung des monarchischen Prinzipes (wenn gleich in noch so beschränkter Form) auf dem amerikanischen Continent, mit einer gerechten Befriedigung der depossedirten Dynastie verbinden würde, ist durch eine überschwenglich günstige Fügung der Umstände in Brasilien gleichsam von selbst herbeigeführt worden. Daher ist auch die brasilianische Frage in meinen Augen längst nicht mehr problema-

tiſch. Wenn der portugieſiſche Hof der Vernunft und ſeinem wahren Intereſſe Gehör geben wollte, müßte er ſofort die Unabhängigkeit Braſiliens vollſtändig, ſelbſt ohne alle weitre vorläufige Bedingung (mit Ausnahme ſolcher, die ſich auf die Familienſucceſſion beziehen) anerkennen. Das Haus Braganza kann in ſeiner jetzigen Lage keinen größern Vortheil mehr erwarten, noch begehren, als den, ſeinen eignen Descendenten dieſen Thron zu verſichern. Jede andre Beſtrebung iſt entweder rein vergeblich, oder verdient vor der Hand, mit jenem Vortheil verglichen, keine Rückſicht. Daher ſollten ſämmtliche Alliirte des Königs von Portugal, mit Beſeitigung aller andern fruchtloſen Diskuſſionen, einzig dahin gemeinſchaftlich wirken, daß dieſer Monarch ſich ohne Weitres entſchlöſſe, einen Schritt zu thun, der — ſo weit es in ſeiner Macht ſteht — Braſilien für ſein Haus, und für das monarchiſche Prinzip rettet, durch deſſen längre Verzögerung aber auch dieſer letzte, und gewiß nicht zu verachtende Vortheil verloren gehen kann. Wie glücklich wäre der König von Spanien, wenn er, um ſolchen Preis, die Unabhängigkeit ſeiner Colonien ausſprechen könnte!

In den ſpaniſchen Beſitzungen iſt die Schwierigkeit einer Auflöſung dieſer Art allerdings unendlich größer, und wahrſcheinlich unbeſiegbar. Dort hat der republikaniſche Geiſt ſich der neuen Regierungen ſchon zu ſehr bemächtiget, und die Völker ſchon zu ſehr durchdrungen, als daß die monarchiſche Form, wenn auch einzelne Parteien ihr geneigt ſein ſollten, die Oberhand gewinnen könnte. Hätte es der Vorſehung gefallen, in der ſpaniſchen Linie des

Hauſes Bourbon, einen Prinzen von großen Eigenſchaften zu erwecken, der, an Ort und Stelle, dem Uebergewicht feindſeliger Conjunkturen ſeine Perſönlichkeit entgegen zu ſetzen vermöchte, ſo wäre vielleicht noch an nichts zu verzweifeln. Da dieſe Hoffnung aber aufgegeben werden muß, ſo bleibt Spanien nur übrig, eine weniger ehrenvolle, doch immer noch ſehr reelle Entſchädigung auf dem zweiten Wege, nämlich in irgend einem finanziellen Aequivalent für den Verluſt ſeiner Souverainetätsrechte zu ſuchen.

Spanien hat die Colonien geſchaffen; es hat ſie durch ſeine Seefahrer ins Daſein gerufen, durch das Blut ſeiner Krieger und durch Aufopferung einer großen Summe ſeiner einheimiſchen Kräfte gegründet, durch ſeine Geſetze, durch ſeine Inſtitutionen, durch ſeine Beamten, durch ſeine Miſſionarien erzogen. Es hat ſie durch drei Jahrhunderte in einem, wenn gleich von vielen Seiten fehlerhaften, doch in ſeinen Grundzügen mit Kraft und Größe gedachten, mit Standhaftigkeit und Klugheit befeſtigten Syſtem zu einem hohen Grade von Wohlſtand empor gebracht. Alle Mittel und Werkzeuge, deren ſie ſich heute bedienen, um ihre ſelbſtſtändige Herrſchaft zu behaupten, hat Spanien ihnen verliehen.

Wenn Kinder mit voller Einſtimmung der Eltern die Verwaltung des Familienvermögens übernehmen, ſo iſt eine anſtändige Abfindung der Eltern ein gerechter und natürlicher Vorbehalt. Wenn dieſer Akt der Emanzipation durch Gewalt und Aufſtand bewirkt wird, ſo kann er wenigſtens nie rechtliche, nie moraliſche Gültigkeit erhalten, ohne daß ein ähnlicher Vorbehalt eintrete. Nach allen göttlichen und

menſchlichen Rechten kann Spanien fodern, daß die Colonien, im Verhältniß ihrer Kräfte, ihm einen Theil der unermeßlichen Opfer vergüten, durch die ſie das, was ſie jetzt ſind, geworden ſind, daß ſie im Augenblick der Trennung nicht die ganze Reihe früherer Verpflichtungen vergeſſen und auslöſchen, daß ſie die Mutter, deren Arm ſie gepflegt, nicht, weil ſie ſelbſt ſich ſtark genug fühlen, in hülfloſe Ohnmacht verſtoßen.

Ob die Colonien großmüthig genug ſein werden oder nicht, dieſen ewigen, tief in die menſchliche Bruſt gepflanzten Grundſätzen zu huldigen, das mag immerhin zweifelhaft bleiben. Es fragt ſich nur, ob ihr einleuchtendes Intereſſe ſie nicht geneigt machen ſollte, das nämliche zu thun, was Dankbarkeit und Großmuth ihnen vorſchreiben würde. Trotz allen pomphaften Erklärungen aufgeblaſener Demagogen, können die Verſtändigen und Aufgeklärten unter den neuen Machthabern ſich unmöglich der Ueberzeugung entziehen, daß eine freie, beſtimmte Anerkennung ihrer Unabhängigkeit von Seiten Spaniens ein nothwendiges Erforderniß ihrer künftigen Sicherheit iſt, und daß ihre ganze politiſche Exiſtenz, ſo lange dieſe Anerkennung nicht erfolgte, auf einem höchſt gebrechlichen Fundamente beruht. Die Colonien bedürfen alſo der Anerkennung; es iſt die letzte Wohlthat, die das Mutterland ihnen angedeihen laſſen ſoll. Wenn Spanien auf den Entſchluß, ſie von aller Abhängigkeit frei zu ſprechen, einen an und für ſich vollkommnen billigen, gemäßigten, nicht unausführbaren Preis ſetzt, unter welchem Vorwande könnten ſie den Antrag, als ſolchen verwerfen?

Hier iſt alſo Stoff und Grundlage zu einer regelmäßigen diplomatiſchen Unterhandlung: wechſelſeitige Anſprüche, wechſelſeitige Bedürfniſſe, gemeinſchaftlich zugeſtandne Nothwendigkeit einer definitiven Auseinanderſetzung. Unter der vereinten Autorität der verbündeten Höfe — wenn Spanien ſich auch durch unmittelbare Theilnahme an einer ſo unerfreulichen Diskuſſion gedemüthiget finden ſollte — würde eine ſolche Unterhandlung nicht ohne alle Hoffnung eines glücklichen Ausganges verſucht werden können.

Die nähern Beſtimmungen würden ſich im Laufe des Geſchäftes entwickeln. In welchem Verhältniſſe die einzelnen neuen Staaten zu dieſer Entſchädigung beitragen ſollten — ob ſie in der Form einer jährlichen Rente — oder durch Erlegung eines Capital-Werthes — oder durch Uebernahme gewiſſer an entfernte Termine geknüpften Verbindlichkeiten — ohne Druck für die Colonien, und doch zur weſentlichen Erleichterung der alten Monarchie, am zweckmäßigſten geleiſtet werden könnte — das ſind Fragen, die ihre Auflöſung wohl finden würden, wenn der Grundſatz der Uebereinkunft einmal feſtſtände. Nur ſo viel iſt zum Voraus gewiß, daß es, um eine ähnliche Uebereinkunft zur Vollziehung zu bringen, keiner Lokalkommiſſarien, keiner Delegationen, keiner Compagnien bedürfen würde. Die Stipulationen müßten von höchſt einfacher Beſchaffenheit ſein; und die Garantie der geſammten verbündeten Mächte würde die Erfüllung derſelben hinreichend ſichern.

Die Verlegenheit der Finanzen iſt eine der ſchwerſten Wunden, an denen Spanien blutet. Ein auf funf-

zig Jahre erneuerter Beſitz ſeiner ſämmtlichen Continentalkolonien — unter den Beſchränkungen, die in der günſtigſten aller Hypotheſen dieſen Beſitz nothwendig ſchmälern, und in der That völlig unfruchtbar machen würden — wäre in der heutigen Lage der ſpaniſchen Monarchie ein Vortheil von weit geringerm Gehalt, als der, welcher ihr zufallen würde, wenn ſie in dem Verluſt der Colonien ſelbſt ein weſentliches Hülfsmittel zu ihrer innern Wiederherſtellung fände.

IX.

Biographiſche Nachrichten über das Haus Rothſchild.

(Geſchrieben 1826, und auszugsweis im Brockhausiſchen Converſationslexikon mitgetheilt. D. H.)

Es iſt keine ganz neue, nur eine häufig verkannte Wahrheit, daß, was man in der Geſchichte einzelner berühmter Männer oder ausgezeichneter Familien Glück zu nennen pflegt, ein Wort ohne Sinn wird, ſobald man es von der Mitwirkung des Perſönlichen und Selbſtſtändigen im Menſchen durchaus abgeſondert denken will. Glück und Unglück mag in einzelnen Verhältniſſen und Vorfällen des Lebens, obgleich auch in dieſen nicht ausſchließend, die menſchlichen Schickſale beſtimmen; dauerhafte Erfolge aber, wie anhaltendes Mißgeſchick, ſind ſtets, und in einem weit höhern Grade als gemeinhin angenommen wird, die Frucht eignen Verdienſtes, oder eigner Unfähigkeit und Schuld derer, die dadurch gekrönt oder zu Grunde gerichtet werden.

Dieſer Satz gilt vielleicht von Individuen oder Fami-

lien, die ſich in den mittlern Klaſſen der Geſellſchaft emporſchwingen, noch unbedingter als von denen, die auf dem politiſchen Schauplatze der Welt zu unerwarteter Größe gelangen. Denn, mit welchen hervorragenden perſönlichen Eigenſchaften dieſe auch begabt ſein mochten, immer mußten, um ihnen den Weg zu bereiten, außerordentliche Umſtände, oft lange Reihen entſcheidender Weltbegebenheiten vorangehen. Ohne ſolche hätten die Stifter der mächtigſten Dynaſtien nie den Grund zu eigner Herrſchaft, und zum Glanz ihrer Geſchlechter gelegt. Ohne ſolche wäre dem kühnſten und verſchlagenſten Abentheurer nicht eingefallen, nach einem Thron zu ſtreben. Hingegen haben ſich in der Sphäre der bürgerlichen Geſchäfte, und beſonders im Kaufmannsſtande, wiewohl auch hier die Gunſt oder Ungunſt unerforſchlicher Fügungen oft den Ausſchlag giebt, mehr als einmal, ohne allen Einfluß wundervoller Conſtellationen oder zauberhafter Glücksſprünge, Familien erhoben, die blos durch einſichtsvolle Benutzung der Wege, die tauſend Andern, gleich ihnen, offen ſtanden, durch wohlverſtandnen Unternehmungsgeiſt, geregelten gleichförmigen Gang, richtige Schätzung der Menſchen und Dinge — bei feſt gegründetem Rufe unbeſcholtner Rechtlichkeit — einem Vorzuge, deſſen Abgang keine Kunſt und kein Glücksſtern zu erſetzen vermag — groß und blühend geworden ſind.

Unter den Handelshäuſern, denen dieſe Charakterzüge angehören, leuchtet das Haus Rothſchild, wie ein Geſtirn erſter Größe, hervor. Von einer in wenig Jahren zu ſolchem Umfange gediehnen Geldmacht — denn dieſer Ausdruck bezeichnet richtiger als das beſchränktere Wort

Reichthum den Standpunkt, den dies Haus in den öffentlichen und Privat-Verhältniſſen behauptet — möchte ſich nicht ein ähnliches Beiſpiel auffinden laſſen. Es liegt in einer ſo merkwürdigen Erſcheinung etwas, das auf Urſachen von ganz außergewöhnlicher Art zu deuten ſcheint; der große Haufe glaubt den Schlüſſel derſelben in tiefverborgnen Quellen ſuchen zu müſſen; ſelbſt denkende Menſchen verwundern ſich manchmal, wie ſo gewaltige Reſultate durch die natürlichſten und einfachſten Mittel erreicht werden konnten. Und dennoch wird der künftige Biograph des Rothſchild'ſchen Hauſes zur Erklärung der Geſchichte deſſelben keiner geheimnißvollen Nachforſchungen bedürfen.

Mayer Anſelm Rothſchild, der Vater der jetzt lebenden fünf Brüder, ward zu Frankfurt am Main 1743 geboren. Seine Aeltern, welche er ſchon in ſeinem eilften Jahre verlor, waren gottesfürchtige, rechtſchaffne Leute, die, da ſie frühzeitig an dem Knaben Spuren beſondrer Fähigkeiten bemerkten, alles daran wandten, ihm eine gute Erziehung zu geben. Zum Lehrfache beſtimmt, betrieb er mit vielem Fleiße die hiezu erforderlichen Wiſſenſchaften auf der Schule zu Fürth, und kehrte von dort nach einigen Jahren in ſeine Vaterſtadt zurück. Hier legte er ſich, theils aus Wißbegierde, theils in der Hoffnung von ſeinen Kenntniſſen einen ihm nützlichen Gebrauch zu machen, auf das Studium der Antiken, und vorzüglich auf die Kunde alter Münzen, und brachte es darin zu einer beſondern Fähigkeit. Dies Studium ward wirklich für ihn in der Folge nicht nur ein Mittel ſich angeſehne Verbindungen zu ver-

ſchaffen, ſondern ſelbſt ein nicht unbeträchtlicher Erwerbszweig. Da er ſich zugleich in den Comptoir-Wiſſenſchaften geübt hatte, ſo wurden ihm von mehreren Seiten Dienſtanträge gemacht. Er folgte einem Rufe nach Hannover in ein reiches dortiges Wechſelhaus, deſſen Geſchäften er durch mehrere Jahre mit großer Sorgfalt und Treue, und zu nicht geringem Vortheil des Prinzipals vorſtand. Bei ſeiner Rückkehr nach Frankfurt verheirathete er ſich mit der Tochter eines ehrlichen Mannes, und gründete mit einem kleinen, durch Fleiß und Sparſamkeit erworbnen Capital das bis heute beſtehende Wechſelhaus, deſſen nachmalige außerordentliche Fortſchritte bei ſeiner erſten Entſtehung wohl Niemand geahnet haben möchte.

In kurzer Zeit gewannen ihm ſeine Kenntniſſe und die erprobte Rechtlichkeit ſeiner Denkungsart das Vertrauen anſehnlicher Häuſer; er erhielt bedeutende Aufträge; ſein Credit und ſein Vermögensſtand nahmen zu. Eine weſentliche Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes ward ihm zu Theil, als der Landgraf, nachher Kurfürſt von Heſſen, der in ihm einen eben ſo zuverläſſigen, als brauchbaren Geſchäftsmann fand, ihn im Jahr 1801 zu ſeinem Hofagenten ernannte; in welcher Eigenſchaft er ſo erſprießliche Dienſte leiſtete, daß der Kurfürſt bis zu ſeinem Tode nicht aufhörte, ihm Merkmale ſeines Wohlwollens und Zutrauens zu geben. Während dieſer Zeit, namentlich in den Jahren 1802, 1803 und 1804 kam er auch in den Fall, die erſten durch ſein Haus contrahirten Staats-Anleihen, mit dem königl. däniſchen Hofe im Betrage von 10 Millionen abzuſchließen.

Doch nicht nur auswärtige Gönner und Handelsfreunde, auch Rothschild's Mitbürger in Frankfurt erkannten und schätzten seine Verdienste. Der damalige Großherzog, der bekanntlich den Israeliten den vollen Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte verliehen hatte, berief ihn zum Mitgliede des dortigen Wahlkollegiums; eine Auszeichnung, wodurch dieser Fürst besonders die zahlreichen Unterstützungen, die Rothschild in Zeiten der Noth seinen Mitbürgern angedeihen ließ, belohnen wollte. In aller Stille, in anspruchloser Bescheidenheit, ohne Rücksicht auf Religionsunterschied, übte er diese Werke der Liebe aus; seiner Pflicht gegen Gott und den Mitmenschen Genüge zu leisten, war der höchste Wunsch seines frommen und edeln Gemüthes.

Im Jahre 1812 ward er den Seinigen durch den Tod entrissen, nachdem er seine zehn Kinder gesegnet, und besonders seinen fünf Söhnen das Gebot unverbrüchlicher Eintracht ans Herz gelegt hatte. Nie ist ein väterliches Vermächtniß gewissenhafter und lohnender vollzogen worden. Es ist ein eigenthümlicher Zug in der Charakteristik dieser Familie, daß die sämmtlichen Mitglieder derselben, bei jedem wichtigen Ereigniß ihres Lebens, bei der Beurtheilung jedes Geschäftes, bei jeder zweifelhaften Entschließung, gleichsam den Schatten des Vaters zu Rathe ziehen, sich oft wörtlich seiner weisen, durch Verstand und Erfahrung gereiften Lehren erinnern, und seinen Namen nie ohne Ehrfurcht aussprechen.

Mit dem Jahr 1813 traten jene politischen Verhältnisse ein, welche das Haus Rothschild durch eine ununterbrochne Reihe großer Geld- und Creditoperationen, zu der

Stelle, die es gegenwärtig in den europäiſchen Commerz- und Finanzangelegenheiten einnimmt, geführt haben. Die einzelnen Schritte auf dieſer Bahn hier verfolgen und zergliedern zu wollen, wäre, wie ſich von ſelbſt verſteht, unzuläſſig, und unmöglich. Nur zur allgemeinen Ueberſicht des Umfanges derſelben darf bemerkt werden, daß in einem Zeitraum von 12 Jahren, durch Vermittlung dieſes Hauſes für Rechnung der europäiſchen Souverains zwiſchen eilf und zwölfhundert Millionen Gulden, theils als Anleihen, theils als Subſidienzahlungen übernommen wurden; wovon ungefähr 500 Millionen für England, 120 für Oeſterreich, 100 für Preußen, 200 für Frankreich, 120 für Neapel, 60 für Rußland, 10 für einige deutſche Höfe, und 30 für Braſilien; — ohne weder die an die verbündeten Höfe im Betrage von mehrern hundert Millionen ausgezahlten franzöſiſchen Kriegsentſchädigungsgelder, noch die mannigfaltigen vorübergehenden Geſchäfte, die ſie in Aufträgen der verſchiednen Regierungen vollzogen, und deren Geſammtbetrag die vorſtehenden Summen wohl noch weit überſtieg, in Anſchlag zu bringen.

Wenn es denen, die an der Spitze dieſes ausgebreiteten Geſchäftskreiſes ſtanden, jemals gefallen ſollte, über die innere Leitung deſſelben eigne Aufſchlüſſe zu geben, ſo würde gewiß viel praktiſch Lehrreiches daraus hervorgehen. Die Frage, wie das Haus Rothſchild in ſo kurzer Zeit alles das, was es wirklich geleiſtet, unternehmen und vollbringen konnte, hat ohne Zweifel mehr als einen merkantiliſchen und politiſchen Kopf beſchäftigt. Vielleicht aber iſt ſie weniger ſchwer zu löſen als man gemeinhin glaubt.

Wer, ohne bei Zufälligkeiten zu verweilen, Sinn genug hat, um zu faſſen, daß der Erfolg in allen großen Geſchäften nicht von der Wahl und Benutzung des günſtigen Augenblicks allein, ſondern mehr noch von der ſtrengen Befolgung einmal anerkannter Fundamentalmaximen abhängt, dem wird bald klar werden, daß es vornehmlich zwei Grundſätze gab, die dies Haus nie aus den Augen verloren, und denen es, neben einer klugen Geſchäftsführung, und vortheilhaften Conjunkturen, ſicher den größten Theil ſeines heutigen Flors zu verdanken hat.

Der erſte dieſer Grundſätze war der, welcher die fünf Brüder beſtimmte, ihre ſämmtlichen Geſchäfte in ſteter und ununterbrochner Gemeinſchaft zu betreiben. Das war die Regel, die der ſterbende Vater ihnen hinterließ; und wenn je ein Glücksſtern über ihnen gewaltet hat, ſo ging er ihnen in dem feſten Entſchluſſe auf, dieſer Regel nie untreu zu werden. Seit dem Tode des Vaters ward jeder Antrag, von welcher Seite er auch ausgehen mochte, der Gegenſtand ihrer gemeinſamen Berathungen; jede nur einigermaßen bedeutende Operation ward nach einem verabredeten Plan, und mit vereinten Anſtrengungen geführt; und alle hatten gleichen Antheil an den Reſultaten. Wiewohl ſeit mehrern Jahren ihre gewöhnlichen Wohnſitze weit von einander getrennt waren *), ſo konnte doch dieſer

*) Der älteſte Bruder (Anſelm), immerwährender Chef des Hauſes, hat Frankfurt nie verlaſſen. Der zweite (Salomon) hat ſich ſeit 1816 abwechſelnd in Berlin und Wien, größtentheils jedoch in letzter Hauptſtadt aufgehalten,

Umſtand ihr enges Einverſtändniß nie ſtören; vielmehr ſtiftete er den Vortheil, daß ſie, von der Lage der Dinge auf verſchiednen Hauptplätzen vollkommner unterrichtet, jeder auf ſeinem Punkte, die von dem Geſammthauſe zu übernehmenden Geſchäfte um ſo zweckmäßiger vorbereiten und einleiten konnte.

Der andre Grundſatz, den ſie ſich zum Augenmerk geſetzt, iſt der, bei keinem Unternehmen nach übertriebnen Gewinn zu trachten, jeder ihrer Operationen beſtimmte Schranken anzuweiſen, und ſo viel menſchliche Vorſicht und Klugheit es vermag, ſich von dem Spiel der Zufälle unabhängig zu machen. In dieſer Maxime,

Servare modum, finemque tenere *),

liegt eins der Hauptgeheimniſſe ihrer Stärke. Es iſt kein Zweifel, daß ſie mit den ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln, ihren Vortheil bei dieſer oder jener einzelnen Operation weit höher treiben konnten. Wenn aber auch die Sicherheit ihrer Unternehmungen dabei nicht gelitten haben ſollte, ſo hätten ſie doch zuletzt weniger gewonnen, als durch Verbreitung ihrer Kräfte auf eine größere An-

---

wo er allgemeiner Achtung genießt. Der dritte (Nathan), ein Mann, der durch ſeinen ſcharfen Geſchäftsblick, und durch wichtige Dienſte das Vertrauen der erſten brittiſchen Staatsmänner erworben hat, lebt ſeit 1798 zu London; der vierte (Carl) ſeit 1821 zu Neapel; der jüngſte (Jakob), mit einer Tochter des zweiten Bruders, einer der liebenswürdigſten Frauen ihrer Zeit, vermählt, ſeit 1812 zu Paris.

*) „Maß halten, das Ziel nie aus dem Auge verlieren.“

zahl immer wiederkehrender unter mannigfaltigen Conjunkturen erneuerten Geschäfte. Daß es ihnen an diesen nicht fehlen konnte, dafür bürgt nicht blos ihr Reichthum und Credit, sondern auch das Vertrauen, das sie durch die Billigkeit ihrer Forderungen, durch die Pünktlichkeit ihrer Leistungen, durch die Einfachheit und Klarheit ihrer Plane, und die verständige Ausführung derselben allen Regierungen und allen großen Häusern eingeflößt hatten. Was Andere durch sogenannte Hauptschläge, die auf dem kaufmännischen, wie auf dem militärischen Felde zu entscheidenden Siegen, oft aber auch zu großen Niederlagen führen, versucht hätten, ist ihnen durch glückliche Anwendung der besten Grundsätze merkantilischer Strategie, nicht durch Verwegenheit, sondern durch Besonnenheit und Ausdauer gelungen.

Der persönliche moralische Charakter der fünf Brüder hat auf den Succeß ihrer Unternehmungen keinen geringen Einfluß gehabt. Es ist nicht schwer, sich eine zahlreiche Partei zu schaffen, wenn man mächtig genug ist, Viele in sein Interesse zu ziehen. Aber die Stimmen aller Parteien vereinigen, und, wie die Volkssprache es ausdrückt, bei Groß und Klein hoch angesehen sein, setzt nicht blos materielle Mittel, sondern auch Gemüthseigenschaften voraus, die nicht immer mit Macht und Reichthum verbunden sind. Wohlthaten um sich her zu verbreiten, keinem Nothleidenden die Hand zu versagen, jedem Hülfesuchenden, zu welcher Klasse er auch gehöre, bereitwillig entgegen zu kommen, und die wesentlichsten Dienste in die gefälligsten Formen zu kleiden — diese Wege zur wahren und verdienten Popularität haben, wie Tausende von Zeu-

gen beſtätigen werden, ſämmtliche Zweige der Familie, und nicht aus Berechnung, ſondern aus angeborner Menſchlichkeit und Gutmüthigkeit, betreten. Auch haben ſie erreicht, was wenigen Beglückten zu Theil wird, neben einer Menge von Freunden nicht ein Heer von Feinden zu erblicken. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß ſie den Neid ſelbſt entwaffnet und dem Uebelwollen die Zunge gelähmt haben.

In einer ſolchen Lage hätten ſie äußrer Auszeichnungen nicht bedurft, um ihre durch ſich ſelbſt ausgezeichnete Stellung gelten zu machen. Nichts deſto weniger ſind ihre Verdienſte von mehreren Höfen öffentlich anerkannt worden. Außer verſchiednen ihnen verliehenen Ordensdekorationen, wurden ſämmtliche Brüder bereits im Jahr 1818 zu k. Pr. Geheimen Commerz-Räthen, im Jahr 1815 zu kurheſſiſchen Finanz-Räthen, von dem jetzigen Kurfürſten zu geheimen Finanz-Räthen ernannt. S. M. der Kaiſer von Oeſterreich verlieh ihnen im Jahr 1815 den erbländiſchen Adelſtand, und im Jahr 1822 den öſterreichiſchen Freiherrnſtand. Ueberdies wurde im Jahr 1820 der in London etablirte Bruder zum k. k. Conſul und zwei Jahre nachher zum Generalkonſul daſelbſt, ſo wie im Jahr 1822 der dem Pariſer Hauſe vorſtehende zum Generalkonſul ernannt.

* * *

Beilage.

Aus dem Morning-Chronicle.

Zu einer Zeit, wo ſich die engliſche Staatsſchuld nur auf 200 Millionen belief, glaubten wir, daß kein Einzelner mehr ſtark genug

wäre, darauf zu wirken; und doch haben wir erlebt, daß eine über 800 Millionen angewachsne Schuld von einem einzigen Manne an der Spitze einer mächtigen Partei, der er Gesetze giebt, abhängig geworden ist. Im Januar 1827 übernahm der mächtige Capitalist 2,800,000 Pf. St. Consols zu 87½; seit dieser Epoche ist der Preis derselben um 14 Prozent gestiegen. In wie fern diese große Summe von Zeit zu Zeit wieder theilweise veräußert worden sein mag, können wir nicht wissen; unstreitig hat man von den Fluktuationen der Preise Vortheil zu ziehen gewußt; im Durchschnitt aber ist während der letzten zwei Jahre die Tendenz zum Ankauf immer vorherrschend geblieben. Unerschüttert durch die politischen Conjunkturen, welche den Frieden Europas zu bedrohen schienen, blieb der große Capitalist seinem System getreu, indeß rund um ihn her die Geldbesitzer, Banquiers, und andre Kaufleute ihre Capitalien aus den Staatsfonds zurückzogen. Ohne diesen letzten Umstand hätte er vielleicht, so groß auch seine eignen Kräfte sein mochten, weniger siegreich sein Ziel erreicht. Es entstand nun ein solcher Ueberfluß an müßigen Capitalien, daß die, welche ihr Geld zurückgezogen hatten, es ohne Bedenken auf Stocks zu dem geringen Zins von 2 Prozent ausliehen, zu einer Zeit, wo diese nämlichen Stocks 3½ Prozent trugen. Hieraus erwuchs ein neuer ungeheurer Gewinn auf die Zinsen, während das Capital um 14 Prozent gestiegen war. Dies war ohne allen Zweifel der Gang, den dieser tiefschauende Meister in Geldoperationen, sowohl in England, als in andern Staaten, wo er die Credit-Systeme regiert, befolgte.

X.

Briefe an Lord Stanhope.

Mit Auszügen aus den Briefen von Stanhope an Gentz.

Der Graf Philipp Heinrich von Stanhope, Pair von England, iſt durch den Antheil, den er eine Zeit lang für Kaspar Hauſer's Schickſal an den Tag legte, auch unter uns bekannter worden. Von ſeinem erſten politiſchen Auftreten an ſchloß er ſich an die Partei ſeines Oheim Pitt, und denſelben Grundſätzen finden wir ihn auch hier, im innigen Verkehr mit Gentz, mit ganzer Strenge zugethan. Allein wir erkennen zugleich einen Mann von wohlwollendem Charakter, der von den Gefahren, die ſein Vaterland bedrohen, wohl nur eine zu düſtere Vorſtellung, und in den Mitteln, ihnen vorzubeugen, noch weniger den richtigen Weg erkannt hat. Um das Verhältniß zwiſchen ihm und Gentz anſchaulicher zu machen, theilen wir von den uns vorliegenden Briefen des Lord's Auszüge mit, die ihn ſelbſt am beſten charakteriſiren, und von dem innern Zuſtand Großbritanniens und der Lage der Tories ein anſchauliches Bild gewähren. Rührend, wenn auch zum Theil ſeltſam, iſt des Grafen Vorliebe für Deutſchland. Dieſe Briefe ſind ſogar in deutſcher Sprache, und im Ganzen ziemlich correkt geſchrieben.

Von weit höhrer Wichtigkeit ſind die hier folgenden Briefe von

Gentz. Da ſehen wir, daß im Grund etwas ganz Andres, als Abneigung gegen die Griechen, ſeine ſo hart angefochtne Anſicht über den Orient beſtimmte. Dieſe Anſicht gewinnt heut zu Tage immer größeres Gewicht, für uns Deutſche nun ganz beſonders. Denn Oeſterreich's Intereſſe und die Richtung ſeiner Staatsmänner muß in den ſchweren Verwicklungen des Oſtens, alle Deutſchen zunächſt berühren und beſtimmen, wollen ſie nicht auch hier einem leeren Kosmopolitismus das allgemeine Nationalintereſſe opfern. Vergeſſen wir in Zukunft nie, was Oeſterreich beabſichtigt, indem es die Pforte ſchützt; und danken wir es belehrenden Ereigniſſen, daß der Enthuſiasmus, der die Ruſſen einſt über den Balkan begleitete, ſchnell genug ſein Ende erreicht hat. Der Verfaſſer der „Europäiſchen Pentarchie" iſt auf Gentz übel genug zu ſprechen. Vielleicht wußte er, daß dieſer den pentarchiſchen Planen ſchon über ein Decennium widerſtrebt hatte, und daß deſſen frühzeitige Warnungen noch einmal laut werden und wie eine Stimme aus den Gräbern ihr Quos ego! zu der allgemeinen Entrüſtung werfen könnten!

D. H

* * *

Auszüge aus den Briefen des Grafen Stanhope an Gentz.

1.

Von Chevening, den 22ten Dezember 1825.

Graf Stanhope ſendet ſeinem Freunde Gentz das Sketch of an Address des Grafen Lauderdale, „welches, wie ich hoffe und glaube, Ihnen in vielen Hinſichten gefallen wird. Die Grundſätze ſcheinen mir ſehr richtig zu ſein und ſind auf eine philoſophiſche Art entwickelt, die man in Blackwood's Magazine eine Metaphyſik genannt hat, die aber durch ihre Klarheit ſich auszeichnet, und dieſe

betrachten Sie mit Recht als ein in allen Sachen höchſt nöthiges Erforderniß."

St. wünſcht und ſagte es Lauderdale ſelbſt, er hätte wenigſtens einige Winke über die Heilung der Krankheit und wie den Gefahren auszuweichen wäre, hinzufügen ſollen. Doch habe er ihm zur Antwort gegeben: „Es iſt keine leichte Sache Uebel zu vertilgen, die ſeit mehr als 30 Jahren immer zugenommen haben." „Sie haben, fährt Stanhope gegen Gentz fort, eine ſehr genaue und gründliche Kenntniß unſerer Geſchichte, und daher iſt es Ihnen ſchon wohl bekannt, daß unſere Verfaſſung in ihrem Urſprunge ariſtokratiſch war, und in ihrem Geiſte es noch immer bleibt, und zu der Ariſtokratie gehört nicht allein der Rang und Titel, ſondern weſentlich das Land-Eigenthum. Einer unſerer erſten Rechtsgelehrten, der früher Kanzler in Irland war, der Lord Redesdale, ſagte mehrere Male in der Pairskammer, „alle unſere Einrichtungen und unſere ganze Geſetzgebung ſind auf das Land-Eigenthum begründet, und alles, was dieſes angreift, hat eine revolutionairiſche Wirkung."

Gefährlich ſei vor allem die Unterdrückung des Ackerbaus und die unglückliche Lage der Bauern; die deutſchen Bauern hätten wenigſtens das Glück, ſelbſt Landeigenthümer zu ſein. Da ſie ihre Produkte hauptſächlich ſelbſt verzehren, würden ſie durch die niedrigen Preiſe wenigſtens nicht in Noth gebracht. Der Ackerbau habe ſich jedoch wieder gehoben und werde es noch mehr, „wenn man nicht die Tollheit begeht, die Korneinfuhr zu erlauben."

Es ſei für andere Länder ſehr belehrend, daß in England „die Verminderung der Auflagen die Vermehrung der Staatseinkünfte bewirkt hat." — — „Wäre nicht auch in den öſterreichiſchen Staaten ein ähnlicher Erfolg von der Verminderung der öffentlichen Laſten zu erwarten?"

„Ich habe lang und breit von dem Zuſtande des Ackerbau's geplaudert, weil ich viel auf dem Lande lebe, weil ich von den Landesprodukten meine Einkünfte beziehe, — — weil ich vor einigen Jahren eine kleine Schrift über dieſen Gegenſtand drucken ließ, die

ebenfalls die Form eines *Address* an den König führt, und von der ich mir die Freiheit nehme ein Exemplar beizulegen." Der Empfänger werde darin die Freimüthigkeit eines Mannes erkennen, der in seinen Grundsätzen sowohl, als in seinen Handlungen unabhängig sei, und an keine Partei sich anschließe. — Die Neuerungssucht, die noch immer in England grassire, werde höchst verderblich für dieses Land sein und könnte alle Grundlagen des Staats erschüttern. Sie werde noch gefährlicher durch die Verfassungsform selbst und durch die unsinnigen Meinungen, welche die Lehrer der sogenannten politischen Oekonomie zu verbreiten suchten. So proklamire man den freien Kornhandel. „Ein Professor dieser angeblichen Wissenschaft behauptet ganz dreist vor einem Ausschusse des Unterhauses, daß es einem Lande gar keinen Schaden zubringen könnte, wenn jeder Landeigenthümer immer und unaufhörlich im Auslande lebte und dort alle seine Einkünfte verzehren sollte. Weit entfernt, alle Grundsätze und alle Einrichtungen zu verehren, weil sie lange gedauert haben und durch eine hinreichende Erfahrung sind geprüft worden, sieht man sie eben darum mit Verdacht, wo nicht mit Verachtung an .... Schon hat man die **Act of Navigation** vernichtet, die nach der Meinung unserer Vorfahren der englischen Schifffarth und daher der englischen Uebermacht auf dem Meere unentbehrlich war; schon hat man den Handarbeitern erlaubt, sich zusammenzurotten, wodurch eine öffentliche Fehde mit den Fabrikanten entstanden ist .... Und wenn durch unvernünftige Neuerungen, durch die Wuth alles zu verändern, alles in Unordnung gebracht wäre, und unser ganzer Wohlstand verschwinden sollte, würde es gar nicht zum Troste gereichen, daß es nicht durch ein Edikt des Monarchen, sondern durch einen Parliamentsakt geschah."

Schließlich hofft er, daß er nach einigen Monaten das Glück haben werde, Gentz wieder zu sehen und bei bestem Wohlsein zu finden.

2.

London, den 25. November 1826 *).

Mein theuerer und verehrter Freund!

Ich benutze die gütige Erlaubniß, die Sie mir gaben, Ihnen zu schreiben, und ich eile, Ihnen eine Flugschrift mitzutheilen, die nur durch die Gesinnungen, die ich Ihnen gewidmet habe, Ihnen interessant werden könnte. Es war nicht meine Absicht eine weitläufige, und eben deswegen eine langweilige, Abhandlung über die Korngesetze zu schreiben; ich habe nur versucht auf eine faßliche Art und mit aller möglichen Kürze den Gegenstand darzustellen und einige gewöhnliche Vorurtheile zu vertreiben. Ich hatte aber nicht die eitle Hoffnung, dadurch Bekehrungen zu bewirken, ich wünschte nur meine Pflicht zu erfüllen, mein Gewissen zu befriedigen und vielleicht den Eifer anzufeuern, der einzig und allein fähig wäre, uns vom Verderben, ja sogar von einer Revolution zu retten.

Unsere Minister haben schon beschlossen, eine Veränderung in den Korngesetzen vorzunehmen, und ihren Plan sobald als möglich nach den Weihnachtsferien vor das Parlament zu bringen; doch sind sie schon uneinig unter sich über diesen Gegenstand. Der Großkanzler kann seinen Unwillen darüber nicht verbergen, und der vorige Staatssecretair, Lord Sidmouth, theilt seine Gesinnungen, und der Herzog von Clarence, ob er gleich keine Landgüter besitzt, ist sehr eifrig für die gute Sache. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die Minister viele und sehr vornehme Anhänger verlieren werden, wie zum Beispiel die Herzöge von Northumberland, von Rutland, von Newcastle u. s. w. und sie haben schon zu Gegnern alle, die in die beiden Kammern von Schottland oder von Irland kommen, doch steht Canning, wie man behauptet, noch fester als sonst jemals in der Gunst des Königs, und dies muß ich als ein großes Unglück betrach-

*) Wir nehmen diesen Brief wegen des mannigfach interessanten Inhalts vollständig auf.

ten. Ein alter Freund von mir, der eine beträchtliche Stelle bei der Regierung bekleidet, hat mir neulich, mit großer Zuverſicht, ſeine Meinung geäußert, daß dieſe Neuerungen in Betreff der Korngeſetze, des freien Handel u. ſ. w. eine partielle oder gänzliche Veränderung des Miniſteriums hervorbringen werden. Man glaubt, daß die Minorität im Unterhauſe nicht weniger als 280 bei den Korngeſetzen zählen wird, doch iſt es gar nicht zu läugnen, daß auf unſerer Seite große Feigheit herrſcht. Man darf nicht, haben einige Parlamentsmitglieder mir geſagt (die jedoch die Sache aus demſelben Geſichtspunkte als ich betrachten), ſich zu ſehr der Volksmeinung widerſetzen. Sobald man aber das Geſchrei fürchtet, kann man ſehr weit geführt werden, und wenn man kriechend und kleinmüthig iſt, wenn man weit entfernt den Pöbel zu bändigen, ſeinen Vorurtheilen und Leidenſchaften Genüge leiſten will, ſo hat man eine Revolution zu erwarten. In der That ſehe ich Aengſtlichkeit, Sorgen- und Unruhe in allen Gemüthern, und je mehr ich die Sache betrachte, je näher ich ſie beſehe, deſto einleuchtender, deſto gewiſſer wird mir die Gefahr. Ach! mein theuerer Freund, ich bin dieſes Landes und dieſes Volkes in den jetzigen Umſtänden herzlich überdrüſſig, ihrer vielgeprieſenen, aber nach meiner Ueberzeugung ſehr verderblichen Staatsverfaſſung, ihrer ſchlechten Einrichtungen, ihrer unerſättlichen Neuerungsſucht, ihrer Aufrührer, ihres ſelbſtverſchuldeten Unglücks, ihrer Blindheit, die uns alle den dringendſten Gefahren ausſetzt. Dieſes Land und dieſes Volk habe ich niemals geliebt, und wenn die Vorſehung mich nicht nach England gepflanzt hätte, ſo würde ich es niemals als meinen Aufenthalt gewählt haben. Wenn es mir möglich wäre, mein Schloß und alle meine Landgüter einzupacken und fortzuſchaffen, ſo würde ich ſie alle in ein Paar Tagen nach den öſterreichiſchen Staaten tragen und dort mein Leben zubringen. Da mir dieſes nicht vergönnt wird, ſo wünſche ich wenigſtens ein Landgut in Deutſchland zu beſitzen, und ich habe eines in der Nähe von Innsbruck geſehen, welches ich vielleicht kaufen werde. Als Sommeraufenthalt wäre es unvergleichlich, und ich kann Ihnen nicht genug ſagen, wie ſehr die Schönheiten des Tyrols mich bezaubert und ge-

feſſelt haben. Ich erwartete wohl viele Schönheiten zu finden, ich wußte aber nicht, daß die ganze Gegend, von den Gränzen Steyermarks bis zu dem Bodenſee, auf jedem einzelnen Punkte Stoff zu den herrlichſten Panoramen liefert. Sie kennen gewiß das Schloß Weyerburg, das von Kaiſer Maximilian dem erſten gebaut wurde und das wegen ſeiner ſchönen Ausſicht ſehr berühmt iſt; und ich bin ſehr begierig zu wiſſen, wie es Ihnen gefallen hat. Man ſagte mir, daß der Fürſt Metternich es bei ſeiner letzten Durchreiſe geſucht habe. Ich könnte dort einen Garten anlegen, der herrlich wäre, und ich würde dort das Glück genießen, mit einem vortrefflichen Volke und unter einer väterlichen Regierung zu leben.

Ich habe mehrere Mal meinen Freund, den Lord Strangford geſehen, der keine Hoffnung hat wieder in Thätigkeit geſetzt zu werden, ob man gleich in ſeinem Betragen nichts auszuſetzen findet, und ihm ſeine Talente, ſeine Verdienſte und ſeinen wohlerworbenen Ruhm nicht abſprechen kann. Doch ſagt der Canning, daß er lange genug gedient habe und Platz für Andere jetzt machen ſoll. Wenn ich ſo glücklich bin, Sie wider zu ſehen, welches, wie ich hoffe und erwarte, im künftigen Jahre der Fall ſein wird, ſo werde ich ſehr viele und ſehr intereſſante Thatſachen erzählen, die ich von ihm erfahren habe. Dazu habe ich jetzt leider! keine Zeit und ich kann nur hinzuſetzen, daß er ſehr vertraut und freundſchaftlich mit dem Herzoge von Wellington lebt, der im höchſten Grade gegen den Canning erbittert iſt.

Ich habe das Vergnügen Ihnen unter der Adreſſe des engliſchen Botſchafters eine Rolle zu ſchicken, die einen ſehr ähnlichen Kupferſtich des Herrn Pitt enthält, der für Sie eine tiefe Verehrung empfand, einen andern des Herrn Burke, der durch Ihre Ueberſetzung ſo berühmt in Deutſchland geworden iſt und dem Sie dadurch die Unſterblichkeit verliehen haben, und noch einen dritten, wovon Sie das Original mit Ihrer Freundſchaft beehren und beglücken. Er wird in der Tracht vorgeſtellt, die bei der Krönung ehemals gebräuchlich war; doch hat der jetzige König einen Kragen, kurze Beinkleider und Schuhe mit Roſetten, alles nach den Zeiten Heinrich IV.

eingeführt. Die Krone, der Mantel und der Rock von rothem Sammt ſind unverändert geblieben. Ihr Bild iſt immer in meinem Kabinet vor meinen Augen, und macht mir die größte Freude.

Ich hoffe, daß Sie noch immer die Geſundheit genießen, die das Gaſteiner Bad befördert und, wie ich mir ſchmeichle, begründet hat. Es wäre mir höchſt erfreulich dies zu erfahren, doch bitte ich Sie, mir nicht zu ſchreiben, wenn es Ihnen an Zeit fehlt, ſonſt würde ich mir Vorwürfe machen und aufrichtig bedauern, daß Sie durch meine Schuld einige Augenblicke verloren hätten, die der Ruhe oder der Erholung zu widmen wären, und daß ich dadurch Ihnen und dem öffentlichen Wohl geſchadet hätte. Ich bitte Sie, die Eile, womit ich dieſe Zeilen ſchreibe, und alle die Fehler, die ohne Zweifel darin wimmeln, gütigſt zu entſchuldigen, und mir zu erlauben, Ihnen dann und wann einige Bülletins zu ſchreiben, um Ihnen zu melden, was in dieſem unglücklichen und verwirrten Lande vorgeht. Daß Sie immer glücklich und geſund leben, und immer jedes Segens genießen mögen, iſt der ſehnliche Wunſch Eines, der mit der innigſten Verehrung, mit der treueſten Anhänglichkeit und mit der herzlichſten Freundſchaft immer verbleiben wird

Ihr ganz ergebener
Graf Stanhope.

3.

Ehevening, den 10. Sept. 1828.

Der Graf ſendet Gentz ſeine Flugſchrift über den Wollhandel, und das Werk des Lord Londonderry über den ſpaniſchen Krieg. „Man ſagt, daß er [Londonderry] nur die Materie dazu geliefert hat, und daß der wahre Verfaſſer deſſelben ein gewiſſer Herr Glegg ſei, der ſchon ein Buch, der „Subaltern“ genannt, geſchrieben hatte, und man behauptet, daß er ſogar die Hälfte des Honorar's bekam. Dieſes wird allgemein geglaubt und nur von ſeinem Sohne, dem

Caſtlereagh, widerſprochen, der ſich beleidigt fand, daß man den Ruhm ſeines Vaters als Schriftſteller zu verkleinern wagte, und der jedermann herauszufordern drohte, der dieſes Gerücht ausbreiten ſollte. Londonderry hat, ſo viel ich weiß, kein einziges Exemplar verſchenkt, und ich hoffe, daß Sie dieſe Kleinigkeit von einem ergebenen Freunde gütigſt genehmigen werden ꝛc."

Kurz vorher hatte er ihm durch den kaiſ. Botſchaftsrath von Neumann in London die eben erſchienene Flugſchrift: **on the doings of Russia by Colonel Lacy Ewans**, von der er glaubte, daß ſie dem Freunde intereſſant ſein könne, zugehen laſſen.

„In Deutſchland befinde ich mich eigentlich mehr zu Hauſe, wie hier in England; ich genieße dort einer beſſern Geſundheit, und aus mehreren andern Gründen würde ich, wenn es in meiner Wahl ſtünde, immer dort bleiben."

„Ob ich ſchon ſehr gute Nachrichten von der Fortdauer Ihrer Geſundheit durch unſern Freund Neumann erhalte, wäre es mir doch noch lieber, wenn Sie mir dero Beſtätigung ſelbſt geben wollten. Ich hoffe, daß Sie nicht ſo ſehr wie wir, von der naſſen Witterung dieſes ſogenannten Sommers gelitten haben, daß Sie Ihres ſchönen, geſchmackvollen Gartens genießen, und daß Ihnen alles beſſer gerathen iſt wie hier."

Im nächſten Mai gedenkt er wieder eine Reiſe nach Deutſchland anzutreten, nochmals durch Tyrol und Salzburg zu gehn, Gaſtein und Iſchel zu beſuchen, längere Zeit und hoffentlich den ganzen folgenden Winter in Wien zuzubringen, und dann, wo möglich, auch die Illyriſchen Provinzen, bis Trieſt, zu durchreiſen.

Dann kommt er auf den Zuſtand Irlands, wo die Unzufriedenheit in dieſem Jahre eine vorher nie dageweſene Höhe erſtieg und eine Revolution ſchon ſo gut wie ausgebrochen ſchien. Die Maſſen ſeien vollkommen organiſirt. „Keiner trug [bei den Zuſammenrottungen] einen Stock oder einen Regenſchirm, doch ſchien Jeder mit dem Bewußtſein ſeiner Ueberwiegenheit zu trotzen, und innerlich die Ueberzeugung zu haben, daß alles in ihrer Gewalt ſtehen würde, ſobald ſie es wollten... Der Zuſtand wird mit jedem Tage gefähr-

licher und ich bin weit entfernt zu glauben, daß die Gefahr verſchwinden und die Forderungen von O'Connel und ſeiner Anhänger aufhören würden, wenn man die viel geprieſene „Catholic Emancipation“ bewilligen ſollte. Ich bin vielmehr der Meinung, daß dieſe ein Vorwand iſt und daß im Hintergrunde ganz andere Abſichten und Plane: die Wiederherſtellung der katholiſchen Kirche in Irland oder wenigſtens die Zurückgabe aller der geiſtlichen Güter, und beſonders aller der confiscirten, jetzt Proteſtanten gehörigen Landgüter, die, wie ich von einem gut unterrichteten Irländer erfahren habe, $^{19}/_{20}$ Theile des ganzen Landes ausmachen. Dieſe wären freilich eine reiche Beute für die Anhänger des O'Connel, der durch dieſe Hoffnung, wo nicht durch das Verſprechen einer ſolchen Plünderung ſie immer nach ſeinen Befehlen richten würde. Der Himmel weiß, ob ich nicht ſelbſt ein Landgut, welches unglücklicherweiſe noch immer dort bleibt, verlieren werde, und da ich ohnehin nicht reich bin, könnte ich ſeiner ſchwerlich entbehren. Dafür iſt die Regierung verantwortlich, da ſie die unverzeihliche Schwachheit hatte, ein imperium in imperio zu dulden, einer aufrühreriſchen Rotte zu erlauben, Gelder zu ſammeln und ſich zu organiſiren, bis ſie endlich eine Geſtalt angenommen und eine Gewalt beſitzt, wobei Jedermann zittern muß, obſchon man eine Parlamentsakte ergehen ließ, die den erklärten Zweck hatte, dieſem Uebel Einhalt zu thun. Der Graf Winchilſea, der ein eifriger Gegner der katholiſchen Sache iſt, ſchrieb mir neulich ſeinen Vorſchlag, einen proteſtantiſchen Verein zu bilden, wie auch eine Verſammlung in dieſer Grafſchaft zu halten, und erſuchte mich um meine Mitwirkung. Ich gab ihm zur Antwort, daß unter den jetzigen Umſtänden, die allergrößte Vorſicht erforderlich, daß die Sache viel zu wichtig und verwickelt wäre, um die Maßregeln der Regierung leiten zu wollen, und daß ich gar nicht wünſchte ihre Verantwortlichkeit zu theilen, oder mir für den Fall, der mir ſehr wahrſcheinlich vorkommt, daß eine allgemeine Gährung, wo nicht ein öffentlicher Krieg in Irland entſtehen ſollte, irgend eine Beſchuldigung zuzuziehen. Ein Jeder fragt: was wird daraus werden? wie wird die Regierung handeln?

Um die erſte Frage zu beantworten, ſollte man ſich an O'Connel wenden, indem wir lediglich von ſeiner Gnade abhängen, denn nur ſo lange als er es gütigſt zu erlauben geruht, werden die Geiſtlichen ihre Zehnten, und wir anderen unſere Renten einziehen. Es bedarf nur ein Wort von ihm, und plötzlich würde man es unmöglich finden, die einen oder die andern zu bekommen. Denn, was würde es im Nothfalle helfen, die Habſeligkeiten eines Pächters in Beſchlag zu nehmen, wenn man keinen Käufer findet, oder ihn zu vertreiben, wenn niemand ſeine Stelle erſetzen würde. In der That iſt es ſchon ſo weit gekommen, der Schrecken iſt ſo allgemein, daß unter ſolchen Umſtänden niemand es wagen würde, ſich dem Haſſe, der Verfolgung, den harten Strafen einer erboſten, wüthenden Partei auszuſetzen. Was die Regierung thun wird, wiſſen vielleicht die Miniſter ſelbſt noch nicht, man ſagt aber, daß das Parlament ſich ſchon im November verſammeln ſolle, und daß der Herzog von W. eine Beſoldung der katholiſchen Geiſtlichkeit vorſchlagen wolle, ob dieſe gleich ſchon erklärt hat, daß ſie ſolche nur in dem Falle annehmen könnte, wenn man die völlige Emancipation bewilligte. Es iſt ſehr leicht vorauszuſehen, daß der Herzog drei rieſenhafte, vor allen andern gefährliche Klippen zu umfahren hat, wobei ſeine Barke ſo gut als er ſie wohl ſteuern mag, zu Grunde gehen könnte und vielleicht gehen wird; ich brauche nicht hinzuzuſetzen, der Zuſtand von Irland, der jetzige Krieg in der Türkei, und die Abſchaffung eines großen Theils des Papiergeldes. Die letztere könnte er doch ohne Schwierigkeit vermeiden, wenn einige ſeiner Collegen ihre vorigen Irrthümer nicht immer behielten und ſchon zu weit auf dem irrigen Pfade gegangen wären, um ohne Beſchämung zurückkehren zu können. Wenn man dies alles überlegt, ſo muß man vollkommen Ihrer Meinung beiſtimmen: „ich zittere für die Zukunft des Herzogs."

„Dieſe Zukunft wird auf eine andere Art noch dunkler, durch die Entfernung des Groß-Admirals [des Herzogs von Clarence, nachmaligen Königs Wilhelm IV.], der, allem Anſcheine nach, ſein unverſöhnlicher Feind werden wird. Der Schritt iſt ſehr nöthig,

ſagte Einer, der im Vertrauen des Herzogs ſteht, denn der Groß-Admiral war nicht verantwortlich, kehrte ſich gar nicht an die Meinungen oder Einwendungen ſeiner Räthe, gab Befehle die Dispoſition der Seemacht betreffend, wovon die Miniſter nichts wußten, verſchwendete viel Geld, und der Herzog wird keine Schwierigkeit finden, ſein Betragen zu rechtfertigen. Alles was er ſagte, iſt vielleicht vollkommen gegründet, doch muß der Herzog einſehen, daß dieſe Begebenheit, wenn ſie auch unvermeidlich war, keine angenehmen Folgen haben kann. Die Ernennung des Lord Melville zu der Admiralität würde allen, die dem Seedienſt angehören, äußerſt mißfallen, und die geraume Zeit, die man darüber durchgebracht hat, ohne jedoch einen Entſchluß faſſen zu können, ſcheint zu beweiſen, daß es gar nicht leicht war, die ledige Miniſterialſtelle wieder auszufüllen. Man hat unter andern von meinem Nachbar, dem Marquis Camden, geſprochen, der freilich das Glück und die Ehre hatte, unter Pitt zu dienen, der aber ſchon ſeit 16 Jahren ſich von den Geſchäften zurückgezogen hat."

„Ich höre aus guter Quelle, daß der König ſehr unzufrieden mit dem Marquis Angleſea iſt, weil er Unterredungen, wo nicht Unterhandlungen mit O'Connel hatte, und daß er, wie ſein Vater, ſagt: „Man wird mich endlich zwingen, nach Hannover zu gehen." Man ſetzt hinzu, daß er entſchloſſen iſt, nicht nachzugeben, doch iſt ſein Nachfolger ganz auf der anderen Seite, und durch die Erfahrung, die man von Beiden hat, darf es uns wohl erlaubt ſein, den Zweifel zu hegen, ob der eine oder der andere in dieſem Entſchluſſe ſehr ſtandhaft ſein werde." — — —

„Der treue, gute Watchmann hat, wie ich befürchte, gänzlich aufgehört, und ich fand darüber eine Andeutung im John Bull. Ich kann ſo wenig, als Sie begreifen, warum ein ſo vortreffliches Journal ſo wenig Unterſtützung fand, und der politiſche wie auch der moraliſche Zuſtand einer Nation, bei welcher dieſes geſchehen konnte, iſt ſehr bedenklich. Ein ſolches Blatt mußte natürlicherweiſe denjenigen mißfallen, die den Observer, die Sunday Times und ähnliche Journale leſen, und die von den peſtartigen Grund-

ſätzen und Meinungen des heutigen Tages angeſteckt ſind. Für die frivole Welt ſind **John Bull** und **the Age** hinreichend, die beide witzig ſind oder wenigſtens es waren, beißend, im höchſten Grade verläumderiſch, und dadurch denen Unterhaltung verſchaffen, die gern über alles ſpotten, wenn ſie auch ehrliche Staatsbürger oder ruhige Privatperſonen dadurch beleidigen. Alle dieſe Zeitungen wie noch mehrere andere erſcheinen nur wöchentlich. Doch hätte der **Watchmann** immer ſeinen Platz behaupten ſollen."

„Lord Strangford hofft den Zweck ſeiner Botſchaft bald erreichen zu können, welcher, wie ich glaube, kein anderer iſt, als die Anerkennung des jetzigen Beherrſchers von Portugal, und in wenigen Monaten zurückzukehren. Ob er ſchon voller Freude war, wieder ſeine Laufbahn zu betreten, war ihm doch eine Botſchaft nicht ſehr angenehm, die keine Beſoldung gewährt, und bei der er nur die Wiedererſtattung ſeiner Unkoſten zu erwarten hat, auf der andern Seite aber durch eine ſehr harte, unvernünftige Verordnung ſeine Penſion während ſeiner Abweſenheit einbüßt. Da Napier eine kleine Schrift drucken ließ, um ſich zu rechtfertigen, hat Strangford noch vor ſeiner Abreiſe, den Wünſchen des Herzogs von W. zu Folge, eine Antwort herausgegeben, die, wie die vorige, mit vieler Ruhe geſchrieben iſt."

Jetzt kommt er auf die drohende Gefahr im Orient, und fügt bei, daß nach ſeiner Anſicht, die engliſche Regierung keinen geſchickteren Diplomaten als den Lord Heytesbury dahin habe ſenden können.

4.

Ehevening, den 1. November 1828.

— — — „Es iſt Ihnen ſchon bekannt, daß die Regierung von ihrem langen Schlummer endlich erwacht iſt und einen der Hauptaufwiegler, Lawleß, arretirt hat, doch wird dieſe Maßregel, wenn

ich mich nicht irre, zu einer Niederlage führen, weil man die Vorsicht nicht hatte, die Habeas-Corpus-Akte vorläufig suspendiren zu lassen. So allgemein und so fürchterlich ist der Schrecken, den die Aufrührer verbreitet haben, daß die Geschwornen es kaum wagen würden, ihn schuldig zu erklären, und wenn sie ihn frei sprechen, so wird es für ihn ein Triumph und für alle seine Anhänger eine Aufmunterung werden. Die Mitglieder der sogenannten Brunswick-Clubs und die übrigen Protestanten würden sich ohne Zweifel durch Tapferkeit auszeichnen, so oft als sie in corpore handeln, es sind aber Wenige, die bereit wären, sich einzeln und persönlich der Nähe einer wüthenden Partei auszusetzen, oder sich freiwillig entschließen, den Dolchen von Meuchelmördern Trotz zu bieten. Einige Irländer, die, wie viele unter ihren Landsleuten, alles schief beurtheilen, behaupten, daß nichts zu befürchten sei, weil alles ganz ruhig ist. Die Thatsache ist begründet, sie ist aber kein Beweis für den Schluß, indem die Rotte, die vires acquirit eundo, besorgt sein muß, ihre Kräfte nicht theilweise oder ohne gehörige Vorbereitung zu verschleudern." — —

„Man erzählt, ich kann aber nicht dafür bürgen, daß der König gesagt habe: Sollte die Emancipation jemals zu Stande kommen, so geht der König Arthur in die Hölle und der König Georg nach Hannover."

„Der alte treue Watchmann hat eine Auferstehung gehabt und erscheint jetzt täglich als eine Fortsetzung der New-Times, die aufgehört haben, unter dem Namen des Morning-Journal. Der Redakteur ist derselbe, der den Watchmann führte, und wird, wie ich hoffe und glaube, dieselben Grundsätze standhaft vertheidigen. Ich muß aber bedauern, daß er gar zu eifrig wider die Katholiken ist, und daß er eine sehr unziemende Sprache in Rücksicht auf die Angelegenheiten Portugals führt, indem er dreist behauptet, daß der Don Miguel der rechtmäßige Beherrscher sei, ob er gleich von keinem Monarchen und nicht einmal von seinem eigenen Oheim anerkannt wird. Man hat mir gesagt, daß man sehr zuverlässig weiß, daß dieser Redakteur im Solde des Miguel stehe; und der

Palmella und ſeine Partei haben die Times und noch eine andere Zeitung für ſich gekauft. Man ſagt ferner, daß es Miguel gänzlich am Gelde fehlt, und daß die Truppen ſogar einen Rückſtand von Monaten haben. Der Graf Villa Real iſt, wie ich höre, mit ſeiner Familie nach Brüſſel abgegangen." —

Gentz an Lord Stanhope.

1.

Den 30. Dezember 1827.

Mein theuerſter Lord!

Ich laſſe dieſen Brief durch eine fremde, aber vollkommen ſichre Hand ſchreiben, weil ich einmal weiß, daß deutſche Briefe Ihnen die liebſten ſind, und doch beſorge, daß Sie meine Hand mit etwas mehr Anſtrengung als eine Kanzleiſchrift leſen möchten.

Ich habe aus Ihren lieben Briefen von München und St. Goar mit Vergnügen erſehen, daß Sie bis dahin Ihre Reiſe glücklich zurückgelegt hatten. Auch iſt mir von verſchiednen Orten, wo Sie einige Tage verweilten, die Kunde zugekommen, daß Sie allenthalben, durch edle und freimüthige Aeußerungen, den Gutdenkenden einen Triumph bereitet, und die Schwächlinge erſchreckt hatten.

Sie kehren, mein verehrter Lord, in einem höchſt entſcheidenden Augenblick in Ihr Vaterland zurück. Nach allem, was ſich in den letzten vier oder ſechs Wochen in England zugetragen hat, ſcheint mir eine Miniſterial-Revolution unvermeidlich. Die öffentliche Meinung ſpricht

ſich täglich ſtärker und drohender über das Attentat von Navarin, den Traktat von London, und die ganze verderbliche Politik, die dieſen Traktat erzeugt hat, aus. Es iſt klar, daß in der nächſten Parlamentsſitzung den Miniſtern ein furchtbarer Sturm bevorſteht. Unſern neuſten Nachrichten zufolge ſcheinen einige unter ihnen, namentlich der Chef [Lord Goderich], durch freiwillige Niederlegung ihrer Stellen dem Ungewitter zuvorkommen zu wollen. Der einzige Mann von Talent, Huskiſſon, — und auch dieſer hat ſeinen Credit größtentheils verloren — wird der Oppoſition ſchwerlich die Spitze bieten können; Burdett, Brougham und Conſorten werden kaum ihre Stimme erheben dürfen. Und, was vollends das Oberhaus betrifft, wie wäre es nur denkbar, daß Lord Dudley und Lord Landsdown gegen den Phalanx, der dort, wie ich deutlich ſehe, gebildet wird, aufkommen ſollten?

Was wird aber von dem allen die Folge ſein? Wenn ich mir dieſe Frage vorlege — there comes my fit again, um mit Makbeth zu ſprechen. Das jetzige Miſchmaſch-Cabinet kann nicht beſtehen; wird es aber nicht durch eine Tory-Adminiſtration erſetzt, — ſollten die gemäßigtern unter den jetzigen Miniſtern (wie Goderich, Dudley ꝛc.) austreten und Huskiſſon und Lord Landsdown ſich allein des Ruders bemächtigen, oder endlich gar Lord Holland ſich zu ihnen geſellen, — ſo hat England nichts gewonnen, und Europa das Aeußerſte zu fürchten. Es wäre freilich eine faſt unnatürliche Erſcheinung, daß dieſelbe öffentliche Meinung, die heute ſo mächtig gegen den halben Liberalismus proteſtirt, ſich

den ganzen und vollen gefallen laſſen ſollte. Aber die Möglichkeit der Sache kann ich mir, wenn ich alle Umſtände zuſammen nehme, nicht verbergen. Was mich am meiſten ſchreckt, iſt nicht der freche, zuverſichtliche Ton, mit welchem die Times und andere Journale der Faktion, eine ſolche Wendung als unausbleiblich ankündigen; ich weiß, wie wenig man auf dergleichen Autoritäten und ihre Drohungen zu achten hat. Meine Beſorgniſſe liegen auf einer andern Seite. Einmal, wird es mir ſchwer zu begreifen, wie die Häupter der jetzigen Oppoſition (ſo hoch ich auch einige derſelben ſchätze) die Maſſe von Fähigkeiten und Gewicht im Lande unter ſich aufbringen könnten, welche zur Leitnng der Geſchäfte mehr als jemals erforderlich iſt; und dann — bin ich auch der Entſchließungen des Königs nicht gewiß. Und doch wird offenbar das Reſultat der gegenwärtigen Kriſis in ſehr hohem Grade, über das künftige Schickſal, nicht nur Englands ſondern der Welt entſcheiden.

Unterdeſſen hat ſich die Stellung Oeſterreichs gegen das brittiſche Miniſterium ſeit kurzem weſentlich geändert. Sie wiſſen, daß wir ſeit Canning's Tode uns allerlei frohen Hoffnungen hingegeben hatten; daß die Sprache, die bei verſchiednen Gelegenheiten geführt worden war, ſo wie die vortheilhaften Berichte, die wir von unſerm Botſchafter [Fürſt Eſterhazy] erhielten, dieſe Hoffnungen täglich ſteigerten; daß wir eine wirkliche Neigung, wenn auch noch keinen ernſtlichen Entſchluß, den bisherigen Weg zu verlaſſen, wahrzunehmen glaubten.

Das alles hat in den letzten vier Wochen eine andre Geſtalt angenommen. Ihre Miniſter hatten ſich geſchmeichelt, daß Oeſterreich durch ſeinen Einfluß in Conſtantinopel die Türken zum Nachgeben bewegen, und daß ihnen dies einen Ausgang aus dem Labyrinth, in welches ſie ſich durch ein grundfalſches und verderbliches Syſtem verwickelt hatten, bereiten würde. Dieſe Ausſicht ſchlug fehl. Obgleich unſer Cabinet, mit altgewohnter Treue und Ehrlichkeit, alle ſeine Kräfte anſtrengte, um den letzten Bruch zu hintertreiben, ſo war doch, ſeit der Kataſtrophe von Navarin, und bei dem fortdauernden höchſt unklugen und feindlichen Benehmen der drei Geſandten, nach dieſer Kataſtrophe, jeder Verſuch bei der Pforte fruchtlos. Sobald man dies in London inne ward, zog man ſich von uns zurück; und als die Umſtände immer drohender, die Beſchwerden in England immer lauter wurden, ſuchte man ſich nun dadurch zu helfen, daß man die ganze Sündenſchuld auf Oeſterreich ſchob, und mit eben ſo viel Unverſchämtheit als Treuloſigkeit behauptete, „unſere Intriguen allein hätten die Pforte abgehalten, ſich den weiſen Anträgen der coaliſirten Höfe zu unterwerfen.“ Zwiſchen dem 5. und 15. Dezember (ſo weit gehen unſre neueſten Nachrichten) wurde dieſe Sprache in den drei miniſteriellen Journalen Courier, Times und New-Times — während alle übrigen den Grund des Uebels da aufdeckten, wo er wirklich zu finden war, tagtäglich mit der größten Bitterkeit geführt. Ich glaube nicht, daß Lord Dudley an dieſem unredlichen Kriege gegen Oeſterreich thätigen Antheil genommen hat; daß er ihn aber

zuließ, war ſchon ſchlimm genug; und zuverläſſig und erwieſen iſt, daß die giftigſten Artikel gegen uns von Leuten, die unmittelbar unter ihm dienen, und aus ſeinen Büreaux geliefert wurden.

Aus dem beiliegenden, von mir abgefaßten Artikel im Beobachter werden Sie erſehen, daß wir endlich unſer Stillſchweigen gebrochen, und uns gegen eine der ungerechteſten, und empörendſten Beſchuldigungen, die jemals Haß und Verlegenheit (denn beide haben hiebei mitgewirkt) auf ein, blos ſeiner rechtlichen und feſten Grundſätze wegen verunglimpftes Cabinet gebracht, mit Nachdruck vertheidiget haben. Dieſer Artikel wird hoffentlich in England mit Aufmerkſamkeit geleſen und beherziget werden.

Wenn das jetzige Miniſterium ſich nicht etwa noch vor der Parlamentsſitzung auflöſt (welches ich nicht für unmöglich halte) ſo werden, wie man mir ſchreibt, einige der Creaturen des großen Canning, die Anklage gegen Oeſterreich ſogar im Parlament erheben. Ich bin darüber ſehr unbeſorgt; denn eine reinere und beſſre Sache, als die unſrige, möchte wohl in dem Kreiſe der heutigen Diplomatie nicht leicht zu finden ſein, und überdies wird es uns an geſchickten Vertheidigern ſicher nicht fehlen. Was wir von Ihnen, mein edler Lord, zu erwarten haben, iſt mir nicht zweifelhaft; und ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich Ihren rühmlichen Eifer eher mäßigen als anſpornen möchte, weil ich nicht wünſchte, daß Sie, Ihren Freunden zu Liebe, ſich den Vorwurf großer Parteilichkeit für

einen Staat, der Sie allerdings unter ſeine erſten Bundesgenoſſen zählt, zuzögen.

Wenn der Traktat vom 6ten Juli nicht das Siegel der Verdammniß an der Stirn trüge, ſo müßte ein wahrer Engländer ſchon bei der Betrachtung, mit welchen Alliirten er geſchloſſen iſt, zurückbeben.

Die franzöſiſche Regierung iſt die verachtetſte, und die verächtlichſte, die es heute in Europa giebt. Hierüber ſind alle Parteien einig. Wie dieſe im Todeskampf begriffne, elende Regierung die türkiſch-griechiſche Sache behandelt hat — wird man dereinſt den Geſchichtſchreibern kaum glauben. Sie erinnern Sich, daß am 10ten November, bei der erſten Nachricht von der Zerſtörung der türkiſchen Flotte, der Moniteur ſeinen Artikel mit den Worten anfing: **L'affaire de l'Orient est terminée!** — Dieſe Worte hielt man damals für das Maximum, welches Blödſinn mit Großſprecherei gepaart, erſchwingen konnte. Man irrte ſich. Leſen Sie den **Moniteur** vom 18ten Dezember! In dem Augenblick, wo die Abreiſe der Geſandten von Conſtantinopel die letzte Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung abſchneidet, wiederholen dieſe unſinnigen Miniſter den Jubelgeſang vom 10ten November, und wünſchen ſich zu ihrer vorausſehenden Weisheit Glück!!

Das iſt noch nicht alles. Nebenher ſuchen ſie auch die Eitelkeit und Vergrößerungsſucht der franzöſiſchen Nation, durch Andeutungen von Eroberungs-Projekten zu reizen. Die miniſterielle **Gazette de France** ſprach vor kurzem von einem (erlognen) Plan zur Vertreibung der Türken aus Europa, den Bonaparte und der Kaiſer

Alexander gemeinſchaftlich zu Tilſit entworfen haben ſollen, bedauerte dabei ſehr naiv, daß dieſer herrliche Plan mit ſeinen Urhebern zu Grabe gegangen ſei, ſetzt jedoch folgende nicht zweideutige Worte hinzu: — — *)

Wollte Gott, daß man über den andern Alliirten Englands ſo lachen könnte, wie über das franzöſiſche Cabinet! Sobald man aber ſeine Blicke auf Rußland richtet, wird man von einem ernſthaften Schauer ergriffen. Die „großartige und freiſinnige" Politik (wie die deutſchen Radikalen ſie nennen) des unſterblichen Canning hat dieſem für die Sicherheit und Freiheit Europas ſo unendlich gefahrvollen Reiche, in den letzten zwei Jahren, ohne daß es (außer gegen die armſeligen Perſer) einen Flintenſchuß gethan hätte, ſo viel Vortheile zugewendet, als es in dem glücklichſten Feldzuge kaum erreichen konnte. Für Rußland allein haben England und Frankreich gearbeitet, für Rußland allein den unſeligen Tripeltraktat unterzeichnet, für Rußland allein bei Navarin die türkiſche Seemacht vertilgt. Die Conventionen von Ackjerman haben die moraliſche und politiſche Eroberung der Fürſtenthümer an der Donau vollendet; zu der materiellen bedarf es nur eines Schrittes. Der Weg nach der Hauptſtadt des türkiſchen Reiches iſt jetzt den Ruſſen auf allen Seiten geöffnet; denn, während ihre Flotte im ſchwarzen Meere ihre Landarmee ungehindert begleiten und verſorgen kann, giebt ihnen die Linie des Araxes, und der Beſitz des nördlichen

*) Die Stelle fehlt in der Handſchrift von Gentz.

D. H.

Perſiens den Eingang in die aſiatiſchen Provinzen der Türkei Preis. Der Friede, den ſie ſo eben mit Perſien geſchloſſen haben, ſetzt ſie in den Stand, in vier oder fünf Tagesmärſchen den Schah aus Teheran zu vertreiben; in acht oder zehn Tagen können ſie Erzerum überfallen; und wenn jemals die ſo oft angekündigte Gefahr für die engliſchen Beſitzungen in Oſtindien mehr als ein Traum war, ſo iſt unſtreitig jetzt die Zeit gekommen, wo dieſer Traum in Erfüllung gehen könnte.

Und das alles ſetzt England für das lächerlichſte aller Hirngeſpinnſte, für die ſogenannte Befreiung der unwürdigſten Rebellen, die je die Sonne beſchienen hat, auf's Spiel! It cannot be. Die Furcht vor Rußland, und der Haß gegen dieſe unerſättliche Macht, wird und muß in Kurzem das allgemeine Feldgeſchrei in England werden; und ſein Sie verſichert, daß der beſſre Theil aller Nationen des Continents bald aus voller Bruſt einſtimmen wird!

Wenn dieſer Brief, wie ich beſorge, zu lang geworden iſt, ſo haben Sie Sich ſelbſt darüber anzuklagen. Männer von Ihren Einſichten und Charakter ſind jetzt ſo ſelten, daß, wenn man das Glück hat, einem ſolchen zu begegnen, es ſehr ſchwer hält, ſich von ihm zu trennen. Ich erwarte mit wahrer Sehnſucht, aber auch mit großer Zuverſicht, Ihre vertrauten Mittheilungen, aus denen ich unter allen Umſtänden Belehrung und Troſt ſchöpfen werde. Um die Fortdauer Ihrer Freundſchaft bitte ich nicht; ich weiß, daß mir dieſe auf immer geſichert iſt. Und, wie ſehr Sie auf meine treue Ergebenheit rechnen

können, iſt Ihnen nicht weniger bekannt als das unwandelbare Gefühl, womit ich verharre

Mein theurer Lord!

ꝛc. ꝛc.

P. S. Manu propria. — Haben Sie die Gnade mich der Lady Stanhope aufs angelegentlichſte zu empfehlen. Stets werde ich mich mit innigem Vergnügen der angenehmen Stunden erinnern, die wir in Weinhaus, und in meiner kleinen Stube auf der Baſtei mit einander verlebt haben.

Ihr Auftrag an Herrn C. iſt aufs Pünktlichſte vollzogen worden. Die Dankbarkeit, die ich Ihnen für einen ſo großen Freundſchaftsdienſt ſchuldig bin, hier auszudrükken vermag ich nicht.

Mit meiner Geſundheit geht es gut. Ich erſtaune täglich darüber, daß ein Zeitraum, ſo voll von heftiger Bewegung, Verdruß, und Sorgen, meinen Körper nicht empfindlicher angreift. Die Wahrheit iſt, daß ich mich ſeit vielen Jahren in keinem Winter ſo wohl befunden habe, als in dem gegenwärtigen.

2.

Ende März 1828.

Ich ſchicke Ihnen durch gegenwärtige Gelegenheit ein Exemplar des Bildes, welches Sie für Lord Ellenborough zu wünſchen ſchienen. Mir kann es nicht anders

als höchſt ſchmeichelhaft ſein, daß ein Mann, für den ich eine ſo hohe Achtung habe, mich auf irgend eine Weiſe Seiner Aufmerkſamkeit würdig finde. Nach allem was ich von L. E. zu wiſſen glaube, betrachte ich ihn heute als einen der erſten Staatsmänner Ihres Landes, und bedaure täglich, daß Er nicht eines der Aemter bekleidet, in welchen er unmittelbar auf den Gang der großen Geſchäfte wirken könnte. Ich verkenne nicht, daß Seine ehrenvolle Stellung im Conſeil, Seiner Stimme ein großes Gewicht geben muß; aber ich würde dem Herzog von Wellington Glück gewünſcht haben, wenn er Ihm das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten hätte übertragen können. Ich denke mir, daß Niemand in England dieſen Platz mit beſſerm Erfolg behauptet haben würde, als Lord Ellenborough; und ich vermuthe, daß nur unüberwindliche Hinderniſſe einem ſo wohlthätigen Entſchluſſe im Wege geſtanden haben können.

Ich kenne bis jetzt noch nicht den Text der dem F. Lieven, auf die furchtbare Petersburger Depeſche vom 26. Februar, von dem engliſchen Miniſterium ertheilten Antwort. Vorläufig aber weiß ich genug, um die Hoffnung, daß England den neuen Unternehmungen der Ruſſen ernſtlich Einhalt zu thun Willens wäre, für jetzt wenigſtens ganz aus meiner Seele zu verbannen. Meine Meinung von den wahrſcheinlichen Reſultaten jener Unternehmungen iſt in wenig Worten folgende: Der gegenwärtige Krieg wird entweder der vorletzte oder der letzte ſein, den Rußland gegen die Pforte zu führen hat. Der vorletzte, wenn der Sultan im erſten oder zweiten Akte

der Tragödie nachgeben ſollte; der letzte, wenn er den dritten Akt erwartet.

Sollte der Sultan im erſten Akt (nach Beſetzung der Fürſtenthümer) oder auch im zweiten (wenn die ruſſiſchen Armeen jenſeits des Balkan ſtehen werden) Frieden ſchließen, ſo iſt bereits mit völliger Gewißheit vorauszuſehen, daß er denſelben nur 1. mit dem Verluſt einiger Provinzen an der Donau, 2. mit der Verzichtleiſtung auf den größten Theil von Griechenland, 3. mit einem unerſchwinglichen Löſegelde (etwa 100 Millionen Rubel), und 4. — was bei weitem das Schrecklichſte iſt — mit einer ſogenannten Garantie der immerwährenden freien Fahrt durch den Bosphorus — das heißt, mit der Abtretung eines oder mehrerer feſten Punkte am Eingange der Meerenge — erkaufen wird. Geht die Pforte dieſe Bedingungen ein, ſo bleibt Rußland bei der nächſten Veranlaſſung zum Streit, nichts mehr übrig, als ſogleich ſeine Kanonen gegen Conſtantinopel zu richten, und dem türkiſchen Reich den Todesſtoß zu verſetzen. Deshalb nenne ich, in der bisherigen Vorausſetzung des Nachgebens im erſten oder zweiten Akt, den gegenwärtigen Krieg den vorletzten; denn in dieſem Falle würde das türkiſche Reich ſeine lingering existence, ſeine wirkliche Agonie vielleicht noch auf 10 Jahre hinaus verlängern.

Faßt der Sultan hingegen den Entſchluß, ſich gegen die jetzigen Forderungen Rußlands auf Leben und Tod zu vertheidigen, ſo iſt, leider, mit Gewißheit vorauszuſehen, daß der dann ausbrechende Krieg ſein letzter, wenigſtens das Ende ſeiner Herrſchaft in Europa ſein würde. Denn,

daß er der ruſſiſchen Armee, und beſonders der ruſſiſchen Artillerie mit Erfolg Widerſtand leiſte, halte ich nicht für möglich. Seine Streitkräfte ſind in der vollkommenſten Desorganiſation; die alten Truppen ſind größtentheils aufgelöſet; die neuen theils nicht zahlreich, theils bei weitem nicht geübt genug, um einem regelmäßigen Angriff Trotz zu bieten. Die ſchlechte Verfaſſung der türkiſchen Seemacht, und der Schrecken, den der Tag von Navarin über dieſelbe verbreitet hat, ſichert ihren Feinden (ſo wenig auch die Sebaſtopol-Flotte an ſich zu bedeuten haben mag) die Oberhand im ſchwarzen Meer, und mithin die beſtändige Zufuhr von Kriegsmitteln; endlich iſt es ſo gut als gewiß, daß das türkiſche Reich nicht blos von der Seite der Donau, ſondern gleichzeitig von der aſiatiſchen Seite angegriffen werden wird, und daß Paskewitſch bereits den Befehl hat, gleich nach Abſchluß des Friedens mit Perſien, ſeinen Marſch auf Erzerum und Trebiſond zu richten; eine Expedition, welche die Pforte leicht aller ihrer Hülfsquellen in Klein-Aſien berauben kann. Wenn Sie alle dieſe Umſtände in Erwägung ziehen, und zugleich die wichtige Betrachtung anſtellen, daß der alte kriegeriſche Geiſt des osmanniſchen Volkes in hohem Grade gebrochen, daß der jetzige Sultan ein nichts weniger als populärer Regent iſt, daß ein wirkſamer Nationalaufſtand unter ihm ſchwerlich gedeihen, vielmehr bei der erſten großen Niederlage ſein Kopf in augenſcheinlicher Gefahr ſchweben würde — ſo möchten Sie ſchwerlich von einem ruſſiſch-türkiſchen Kriege ein andres Reſultat erwarten, als ich. Daß dieſer Krieg ein paarmal hunderttauſend Ruſſen das Leben-

licht ausblasen wird, iſt nicht zu bezweifeln; aber die Uebrigbleibenden und der Autokrat, werden in Conſtantinopel thronen.

Sie werden mir vielleicht einwerfen, daß ich einen völlig troſtloſen und ſcheinbar ungereimten Satz aufſtelle, indem ich behaupte, die Pforte ſei — früher oder ſpäter — immer verloren, ſie möge heute capituliren, oder ſich aufs äußerſte wehren. — Hierauf erwiedre ich: Erſtens: Es iſt ſo; und für dies ſchreckliche Dilemma ſind diejenigen verantwortlich, die durch den Tripeltraktat muthwilliger Weiſe die jetzige Kriſis herbeigeführt haben. Zweitens: Da Nachgeben und Widerſtand, beide für die Pforte ungefähr gleich verderblich ſind, ſo bleibt, wenn dieſe Macht noch gerettet werden ſoll, nichts übrig, als daß durch die Dazwiſchenkunft andrer Mächte beides verhindert werden muß. Daß dies gegenwärtig noch geſchehen könnte, iſt unläugbar; daß es große Entſchlüſſe und große Anſtrengungen erfordern würde, iſt es nicht weniger; daß aber bei ſolchen Entſchlüſſen und Anſtrengungen England nothwendig vorangehen, daß es das belebende Prinzip, der Kopf und das Herz derſelben werden müßte, iſt keinem Zweifel unterworfen.

Sie kennen mich genug, um mir keine unpraktiſche oder phantaſtiſche Projekte zuzutrauen. Die zahlloſen Schwierigkeiten, mit welchen jedes engliſche Miniſterium zu kämpfen haben würde, um ein den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſnes Syſtem der Nation angenehm, ja auch nur erträglich zu machen, und die Mittel, die deſſen Vollziehung erfordern würde, aufzubringen, ſind mir vollkommen be-

kannt; ſo vollkommen, daß ich, aufrichtig zu ſprechen, nie den Miniſter, der Geiſtesgröße, Heldenmuth, und Einfluß genug in ſich vereinigte, um dieſe Schwierigkeiten zu überwinden, kaum zu denken vermag. Da ich nun nie das Unmögliche verlange, ſo erwarte ich auch nicht, daß England ſich ſofort aller ſeiner Feſſeln entſchlagen, und zu jedem Opfer bereit erklären ſollte, welches die ruſſiſchen Unternehmungen in der Geburt erſticken könnte. Allein es giebt in dieſer Frage Abſtufungen verſchiedner Art. Zwiſchen heroiſchen Maßregeln, und gänzlicher Ergebung liegt eine Menge von Mittelwegen, auf welchen viel, wenn auch nicht alles, zu erreichen iſt. Rußland befindet ſich noch nicht in der Lage, in welcher Frankreich unter Napoleon ſich befand. Der Kaiſer Nikolaus ſteht noch — ich weiß es gewiß — auf dem Scheidewege zwiſchen einer Politik der Gerechtigkeit und Mäßigung, und den Lockungen einer ungebundnen Ruhmbegierde; die Furcht, ſich mit allen großen Mächten zu entzweien, iſt wenigſtens noch eben ſo ſtark in ihm, als der Wunſch, Alleinherrſcher im ſchwarzen Meer, und Schutzherr aller Chriſten im Orient zu werden. Eine nachdrückliche Sprache, eine impoſante Stellung Englands würde dieſem Monarchen noch viel zu denken geben. Wenn England hingegen durch ſein Stillſchweigen, oder durch diplomatiſche Subtilitäten, die nur Verlegenheit und Unentſchloſſenheit verrathen, mit den ruſſiſchen Anmaßungen capitulirt — von welcher Seite ſoll dann die Hülfe kommen? Oeſterreich, welches keinen ermunternden Wink Englands unbeachtet laſſen würde, iſt, leider, nicht in der Verfaſſung, in der es ſein müßte, um

allein den Fortſchritten Rußlands Schranken zu ſetzen. Preußen hat nicht die geringſte Neigung dazu; wir können uns glücklich preiſen, wenn es im entſcheidenden Momente nur neutral bleibt; und wie die Sachen in Frankreich ſtehen, wiſſen Sie vermuthlich ſo gut, wie ich.

In dieſen Bemerkungen werden Sie, mein edler Graf, zugleich eine Antwort auf die Frage des Lord Ellenborough, die Sie mir in Ihrem geehrten Schreiben vom 19. v. M. vorlegten, finden.

3.

Le 9 Juillet 1828.

Mylord!

Deux courriers sont arrivés de suite, sans m'apporter aucun signe de Votre souvenir. Je viens de voir par les Journaux que Vous étiez à Londres; ce qui me rassure sur Votre santé, mais augmente le chagrin que j'éprouve de Votre silence. On prétend ici, que Vous êtes à la veille de Vous rendre sur le Continent; cette nouvelle même, quelqu' agréable qu'elle soit, m'afflige sévèrement; car, sans trop de fierté, ne devrois-je être un des premiers qui en seroient informés? Je me perds en conjectures sur ce qui peut m'avoir privé de Vos nouvelles pendant un si long intervalle.

Ne sachant pas, Mylord, sous quel point-de-vue

Vous envisagez l'état actuel des choses, je ne hasarderai pas de me livrer à des réflexions sur un sujet, que chaque jour, au lieu de l'éclaircir, paroit rendre plus problématique, et par conséquent plus difficile à traiter.

Au milieu des cruelles incertitudes qui entourent le plus prochain avenir, je viens d'apprendre par les feuilles publiques un fait, qui, je puis bien le dire, a versé du baume dans mon coeur. C'est le récit de la première séance du Comité établi pour la fondation de la nouvelle Université de Londres. Depuis longtems les principes honorables, et le zèle pour les grands intérêts de l'humanité, qui animent la partie la plus respectable du clergé et de la noblesse d'Angleterre, ne se sont manifestés d'une manière plus brillante. J'ai été vivement touché, et vraiment enchanté du discours par lequel le Duc de Wellington a fait l'ouverture de cette assemblée; cet acte de sagesse et de magnanimité, est, à mes yeux, un des évènemens les plus glorieux d'une vie si riche en actions immortelles; et si un sentiment de modestie, tel qu'il convient à mon humble station, ne m'avoit pas forcément retenu, j'aurois eu le courage de Lui en adresser mes solennels hommages. Comme le Duc m'a honoré quelquefois de ses bontés, Il auroit peut-être prêté un moment d'attention aux accens de mon admiration; et si Vous aviez quelque moyen de Lui en rendre compte, ce seroit un bienfait de plus que je devrois à Votre amitié.

Il y a une autre circonstance, Mylord, dans laquelle Votre intervention me seroit d'un grand prix. Vous êtes, autant que je suis, en relations suivies avec le Marquis de Londonderry. Plusieurs articles (entr'autres celui dans Blackwood's Magazine) relativement à l'ouvrage qu'il vient de publier sur la guerre d'Espagne, m'ont inspiré le plus grand désir de lire cet ouvrage; et j'ai tout lieu de croire qu'il accueilleroit avec bonté la demande, que Vous voudriez bien lui adresser en mon nom, de m'en accorder un exemplaire, que je regarderois en même tems comme une marque de son gracieux souvenir. J'ai eu le bonheur de passer avec Lord Londonderry plusieurs années fort intéressantes, et Il n'ignore pas, combien j'ai toujours rendu justice à ses belles qualités. L'attitude qu'Il a prise pendant les derniers reviremens ministeriels n'a pu que réveiller de nouveau les sentimens qu'Il m'avoit depuis long-tems inspirés; et je Vous prie, de Lui dire, que pas un mot ne m'a échappé des discours aussi honorables qu'énergiques qu'Il a prononcés au Parlement dans différentes occasions. Son ouvrage m'intéressera d'autant plus, que j'y trouverai sans doute, la rectification d'une quantité d'erreurs, que ceux du Général Foy, du Lieutenant-Colonel Napier, et de tant d'autres on repandues dans le public.

S'il est vrai, Mylord, que Vous Vous prépares à un voyage prochain — ce qui seroit de toutes les nouvelles que Vous pourriez me donner, la plus satisfaisante, et la plus aimable — je Vous prierai aussi d'en

prévenir Lord Strangford, qui en profiteroit peut-être pour me faire parvenir quelques lignes confidentielles, dont je serois très charmé. Je lui ai écrit à propos de l'excellente brochure qu'il a opposée aux mensonges de Mr. Napier, et sur laquelle j'ai fait insérer dans l'Observateur Autrichien quelques observations également dictées par la force de la vérité, et par mon affection sincère pour l'Auteur.

Ma lettre d'aujourd'hui ne restera pas, j'en suis sûr, sans réponse. La meilleure seroit celle, que Vous me porteriez en personne. Mais si cette perspective étoit encore le moins du monde éloignée, je Vous prie de ne pas me laisser davantage dans un état de privation, qui me peine beaucoup. Je présente mes plus tendres respects à Mylady, et je puis m'épargner toutes les phrases, par lesquelles je Vous entretiendrois de nouveau des sentimens dont est pénétré pour la vie etc. etc.

XI.

Vertrauliche Bemerkungen über den Stand und die nächſte Zukunft der ruſſiſch-türkiſchen Angelegenheiten.

Geſchrieben zu Anfang des Feldzugs von 1829.

Wenn die Briefe an Stanhope geſchrieben waren, um gegen Rußland's bedrohlichen Uebermuth anzuſtacheln, ſo legt Gentz hier einen kalten, und doch eher tröſtenden Bericht über das nieder, was unter den obſchwebenden Conjuncturen für die nächſte Zukunft der türkiſchen Sache und den Weltfrieden zu hoffen ſei. Es iſt nicht unmöglich, daß dieſe Bemerkungen auch zu vertraulicher Mittheilung beſtimmt waren. Er ſchont die Ruſſen ſichtbar und ſchmeichelt dem Herzoge von Wellington. Der Satz, daß die Ruſſen eingeſehen, daß ſie um den Beſitz Conſtantinopels nicht mit den Türken allein, ſondern mit ganz Europa kämpfen müßten, iſt jetzt zur völligen Gewißheit erhoben. D. H.

Wien, den 16. Juni 1829.

Die folgenden Bemerkungen ſind ſämmtlich aus den zuverläſſigſten Quellen geſchöpft, mithin nicht als leere Hypotheſen oder politiſche Träume, ſondern als ein treuer

Abriß der Gegenwart, und Leitfaden zu einem vernünftigen Wahrſcheinlichkeits-Calkül für die nächſte Zukunft zu betrachten.

* * *

Die Fortdauer oder baldige Beendigung des ruſſiſch-türkiſchen Krieges iſt für die jetzige und künftige Ruhe Europa's unſtreitig die wichtigſte Frage. Wenn es heute noch erlaubt wäre, dem ruſſiſchen Cabinet die Abſichten und Plane beizumeſſen, welche man demſelben im Anfange dieſes Krieges zuſchrieb, und die durch die damalige Sprache des ruſſiſchen Hofes allerdings gerechtfertigt ſchienen, ſo wäre keine andre Alternative offen, als entweder die Auflöſung des türkiſchen Reiches, oder, um dieſe zu verhindern, ein bewaffneter Widerſtand von Seiten andrer Mächte, der früher oder ſpäter einen allgemeinen europäiſchen Krieg herbeiführen würde, und müßte.

Wir haben aber alle Urſach zu glauben, daß weder die eine noch die andre dieſer Gefahren uns bevorſteht. Wir können jetzt, mit ungleich größrer Sicherheit als im vorigen Jahre behaupten, daß der Kaiſer von Rußland keineswegs mit dem Gedanken umgeht, das türkiſche Reich zu zerſtören, noch auch nur der Pforte ſolche Friedensbedingungen vorzuſchreiben, die ihren Untergang nach ſich ziehen, oder beſchleunigen würden.

Der Kaiſer iſt gegenwärtig mehr als je zuvor überzeugt, daß es unüberlegte, unreife, und unheilſame Rathſchläge waren, die ihn in dieſen Krieg verwickelten. Wenn ihm auch die Ungerechtigkeit des Unternehmens noch

zweifelhaft ſein ſollte (obgleich er auch dieſe ſich ſchwerlich verbergen kann), ſo leuchtet ihm doch die Falſchheit aller Berechnungen, denen er ſich aus jugendlicher Unerfahrenheit Preis gegeben hat, bereits vollkommen ein. Die Geſchichte des vorigen Feldzuges hat ihn und ſeine Rathgeber von dem größten Theil ihrer Illuſionen geheilt. Er ſieht jetzt ein, daß dieſer ſo leichtſinnig beſchloſſne Krieg nichts als ein zweckloſes Abentheuer iſt, wobei er die Kräfte ſeines Reiches, ſeine Truppen, ſeine Finanzen, ja ſelbſt ſeinen perſönlichen Ruhm aufs Spiel ſetzt, ohne daß ſelbſt beim günſtigſten Ausgange irgend ein dieſen Aufopferungen angemeſſner Gewinn ihm zu Theil werden könnte. Denn es iſt ihm endlich klar geworden, daß, wenn auch ſeine Armeen und ſeine Flotten durch Succeſſe, die außer aller Wahrſcheinlichkeit liegen, bis an die Mauern von Conſtantinopel vordringen ſollten, doch alsdann ſeine eignen bisherigen Bundesgenoſſen den entſcheidenden Schlag von der Pforte abwenden, ja, daß ſie ſelbſt einen Frieden, den dieſe Macht mit dem Verluſt einiger Provinzen, oder mit unerſchwinglichen Geldopfern erkaufen müßte, keineswegs zulaſſen würden. Und, da der Kaiſer wiederholentlich erklärt hat, daß er auf alle Eroberungen Verzicht leiſte, ſo dürfte er nicht einmal Forderungen dieſer Art ausſprechen, ohne ſich einer offenbaren Wortbrüchigkeit ſchuldig zu machen, und ſämmtliche europäiſche Höfe gegen ſich aufzubringen.

Der Kaiſer fühlt überdies und fühlt lebhaft, daß dieſer völlig nutzloſe Krieg die zahlreichen und weitausſehenden Verbeſſerungsplane, womit er in den erſten Monaten

ſeiner Regierung ausſchließend beſchäftigt war, auf lange hinaus unmöglich macht, daß er die (nach ſeinen eignen Geſtändniſſen) im hohen Grade desorganiſirte innre Verwaltung ſeines Reiches gänzlich zu Grunde zu richten droht, und daß er ſich auf einem Wege befindet, der früher oder ſpäter zu Seinem Verderben führen muß.

Hiezu kömmt, daß das (zu allen Zeiten nur halbe) Vertrauen, welches der Kaiſer in die wenigen Perſonen, die man als die eigentlichen Urheber des Krieges betrachten kann, geſetzt hatte, nach und nach erloſchen iſt, daß man in vertraulichen Geſprächen Klagen aus ſeinem Munde hört, welche deutlich verrathen, wie ſehr er ſich von tüchtigen Geſchäftsmännern verlaſſen fühlt, daß endlich diejenigen, die heute den meiſten perſönlichen Credit bei ihm haben (und unter welche weder Graf Neſſelrode, noch General Diebitſch gehören, die er beide nur noch aus Noth conſultirt) die Lage der Dinge beurtheilen, wie ſie wirklich iſt, und den nächſten und ſchnellſten Ausgang für den beſten halten.

Der ſtärkſte Beweis von der Rückkehr des Kaiſers zu einem geſunden politiſchen Syſtem, iſt der Umſtand, daß in der letzten Zeit ſeine bekannten Vorurtheile, und ſeine Abneigung gegen Oeſterreich, wenn auch nicht ganz verſchwunden, doch einer beſſern Stimmung merklich gewichen ſind. Die einſichtsvollſten Männer in Rußland fangen an zu glauben, daß ein freundſchaftliches Einverſtändniß mit Oeſterreich nicht nur das beſte Mittel zur Beförderung des Friedens, ſondern überhaupt dem wohlverſtandnen Intereſſe des ruſſiſchen Reiches, zuträglicher ſein

würde, als der heutige unſichre, wandelbare, und gefahrvolle Stand der Dinge, und daß die großen Staaten, anſtatt ihre Mittel und Kräfte in abentheuerlichen Kriegen zu verſchwenden, vielmehr mit vereintem Willen, und vereinter Kraft dem furchtbaren Feinde entgegen wirken ſollten, der ſie alle gemeinſchaftlich bedroht. Dieſe Anſicht iſt auch dem Kaiſer Nikolaus nicht mehr fremd; und es bedarf vielleicht nur noch einiger glücklicher Conjunkturen, oder unglücklicher Erfahrungen, um ſie zur Reife zu bringen. Der Kaiſer iſt mit ſeiner heutigen politiſchen Stellung nichts weniger als zufrieden. Er ſieht in England einen Alliirten, der jede ſeiner Bewegungen controlirt, und von einem Tage zum andern ſich in einen Gegner verwandeln kann. Er ſchmeichelt Frankreich, und wird von Frankreich geſchmeichelt; das franzöſiſche Cabinet aber iſt ein ſchwankendes Rohr, das keiner andern Macht zur Stütze dienen, und von allen Winden bewegt, ſeinen Freunden noch verderblicher werden kann als ſeinen Feinden. Preußen knüpft ein enges Familienband an Rußland; ſeine Politik aber widerſtrebt jeder Verbindung, die ſich mit dem Grundſatz unverbrüchlicher Neutralität, dem einzigen, welchem der König und ſein Miniſterium huldigt, nicht verträgt. Rußland iſt groß und mächtig genug, um allein zu ſtehen, nicht aber um ſeine Nachbarn zu verſchlingen; und daſſelbe Syſtem der Mäßigung und des Friedens, welches Oeſterreich aus Grundſatz und Inſtinkt befolgt, ſchreibt das Geſetz der Selbſterhaltung, und ein richtig berechnetes politiſches Intereſſe, auch dem ruſſiſchen Monarchen vor.

Dieſe Wahrheiten bringen ſich dem Kaiſer Nikolaus, ſo ſchlecht er auch jetzt noch berathen ſein mag, täglich unwiderſtehlicher auf; und er ſehnt ſich nach dem Ende eines Krieges, der ihm keine andre Ausſicht mehr darbietet, als unbedeutende und viel zu theuer erkaufte Vortheile, oder eine Maſſe von Unheil, welche die längſte Regierung nicht wieder gut machen könnte. Auch würde er ſich, wenn es auf Wollen und Wünſchen nur ankäme, zu äußerſt leidlichen Bedingungen verſtehen, die überſpannten Forderungen, die ſeine Manifeſte zur Schau trugen, gern beſeitigen, und die Wiederherſtellung der frühern Traktate, die Abtretung einiger Plätze am ſchwarzen Meere, und die Sicherſtellung der Handelsſchiffahrt auf dem Bosphorus, als vollſtändige Genugthuung betrachten. Aber leichtſinnig begonnene Unternehmungen ſtrafen ſich ſelbſt; und in den Labyrinthen des Unrechts und der falſchen Politik iſt der Rückweg oft eben ſo ſchwierig als der Fortgang. Der Kaiſer glaubt den Frieden nicht ſuchen zu können; er ſoll durch Blut und Verwüſtung erzwungen, oder von einem gedemüthigten Feinde erfleht werden. Noch iſt weder das eine, noch das andre zu erwarten. Die Pforte fühlt ſich zu ſchwer beleidigt, zu empfindlich gereizt, und dennoch viel zu wenig bedroht, um zuvorkommende Schritte zu thun, um auch nur Vorſchlägen, die verhältnißmäßig geringe Opfer verlangten, mit Bereitwilligkeit Gehör zu geben; ſie ſieht den Stand der Dinge vor dem Kriege, mit wenigen Ausnahmen, als die einzig billige Friedens-Baſis an. Gleichwohl iſt nicht zu verkennen, daß, wenn eine Friedensunterhandlung nur einmal in Gang gebracht

werden könnte, ſie in Kurzem, es ſei auf direktem Wege, es ſei durch Vermittlung freundſchaftlicher und neutraler Mächte, die Rußland nicht mehr, wie früher, zurückweiſen würde, ein gedeihliches Reſultat verſpräche.

Die Ankunft der Botſchafter von England und Frankreich in Conſtantinopel, und der Verſuch, die griechiſche Frage aufzulöſen, wäre unſtreitig ein glückliches Mittel geweſen, zur Wiederherſtellung des Friedens zu gelangen, wenn der verderbliche Einfluß der franzöſiſchen Politik, das Protokoll vom 22. März, die Hoffnungen, zu welchen der frühere Beſchluß vom 16. November berechtigte, nicht muthwillig umgeſtoßen hätte. Der Erfolg der unter dieſen veränderten Umſtänden zu eröffnenden Unterhandlung iſt nicht ſchwer vorauszuſehen; ſie wird ein unwirkſames Zwiſchenſpiel ſein. Ein Griechenland, wie man es zu London geträumt hat, wird und kann die Pforte nicht gut heißen; von einem Ultimatum ſoll, ſelbſt nach den Beſtimmungen des Protokolls, nicht die Rede ſein; man will die Einwürfe der Pforte vernehmen; zwiſchen Debatten in Conſtantinopel, und Correſpondenzen der Botſchafter, und wechſelſeitigen Berathungen der drei Höfe, und allen Incidenzen der europäiſchen Politik, müſſen Monate und Monate verſtreichen; der Feldzug wird früher endigen als die Negoziation; und das Schickſal der griechiſchen Frage wird, aller menſchlichen Wahrſcheinlichkeit nach, nur gleichzeitig mit dem des Krieges entſchieden werden.

Verblendete, oder oberflächliche Beobachter ſind der Meinung, daß nichts dem Frieden förderlicher ſein würde, als große Succeſſe der Ruſſen, weil, wenn die Ehre der

ruſſiſchen Waffen nur hinlänglich gedeckt ſei, Rußland nicht zögern werde, ſich auf die billigſten Bedingungen einzulaſſen. Man vergißt hiebei ganz, wie weſentlich die Stellung der kriegführenden Mächte ſich ſeit dem vergangnen Jahre geändert hat. Die Pforte hat gelernt, daß, wie weit ſie auch in den Vortheilen der Kriegskunſt hinter ihren mächtigen Gegnern noch zurückſtehen mag, doch ihr militairiſches und politiſches Defenſiv-Vermögen weiter reicht, als alle Angriffs-Mittel ihrer Feinde. Wenn es Rußland im Jahr 1828 nicht gelang, den Sultan durch Schrecken zur Unterwerfung zu bewegen — und auf dieſe Erwartung war die ganze ruſſiſche Invaſion berechnet — was dürfte man ſich jetzt von einzelnen Unfällen verſprechen? Die Siege der Ruſſen können den Krieg nur verlängern, nicht entſcheiden. Wenn hingegen das Kriegsglück die Türken begünſtigt, ſo wird bei den gegenwärtigen Dispoſitionen des Kaiſers, bei den Widerwärtigkeiten aller Art, mit denen ſeine Armee zu kämpfen hatte, bei den gefahrvollen Aufgaben, die ihrer warten, die Wagſchale ſich unvermeidlich auf die Seite des Friedens neigen; und der, welcher ſich auf einen von Vorliebe und Widerwillen gleich entfernten Standpunkt zu verſetzen weiß, kann über das, was im Intereſſe von Europa das Wünſchenswürdigſte und Wohlthätigſte ſei, keinen Augenblick zweifelhaft bleiben.

Wie aber der diesjährige Feldzug auch ausfallen möge, alles deutet darauf hin, daß er der letzte ſein wird. Die Kriſis hat den Gipfel erreicht; materielle und politiſche Hinderniſſe werden zuſammentreten, um die Fortdauer die-

ſes Krieges unmöglich zu machen. Nach den glaubwürdigſten und ſachkundigſten Zeugniſſen, ſind die Hülfsquellen Rußlands dergeſtalt erſchöpft, daß ein dritter Feldzug, ſelbſt wenn der gegenwärtige mit Vortheilen endigen ſollte, nicht ohne die gewaltſamſten Anſtrengungen, und die bedenklichſten Rückwirkungen unternommen werden könnte. Neben dieſem erſten Beruhigungsgrunde erhebt ſich ein zweiter von gleichem, oder größerm Gewicht. Schon zu lange hat das brittiſche Cabinet die Entſchlüſſe vertagt, wodurch es dieſem heilloſen Kampfe mit unwiderſtehlicher Superiorität ein Ziel ſetzen kann. Es iſt klar, daß die engliſche Nation dieſen Entſchlüſſen mit Bereitwilligkeit und Ruhe, ja ſelbſt mit Verlangen entgegen ſieht. Die friedlichen Aeußerungen der Miniſter, die Schonung womit ſie Rußland behandeln, ihre ſcheinbare Nachgiebigkeit gegen Frankreich, und das Intermezzo der Verhandlungen in Conſtantinopel, beweiſen nichts, als daß der Zeitpunkt einer entſcheidenden Intervention, den England nie aus dem Geſicht verlor, bis hieher noch nicht gekommen war. Es liegt tief im Charakter des Herzogs von Wellington — und die unerwartete Auflöſung des irländiſchen Problems hat an einem glänzenden Beiſpiel erwieſen — daß er vorbereitende Demonſtrationen nicht liebt, daß er ſeine größten Plane nicht laut werden läßt, bevor ſie in ihm ſelbſt und in ſeinen nächſten Umgebungen zur vollen Reife gediehen ſind — und daß er ſein Geheimniß mit undurchdringlicher Verſchloſſenheit zu bewahren weiß. In Bezug auf den ruſſiſch-türkiſchen Krieg ſind nur die Modalitäten ſeines Ganges uns noch verborgen; die Endpunkte

ſeines Syſtems ſtehen längſt feſt. Die Aufrechthaltung des Ottomaniſchen Reiches, und deſſen weſentliche Integrität iſt unwiderruflich beſchloſſen; England wird keine Zerſtückelung, keine namhafte Territorialabtretung, weder in Aſien noch in Europa geſtatten, die dieſen großen Zweck beeinträchtigen könnte, und jeder Unternehmung, jeder definitiven Stipulation, die eine ruſſiſche Herrſchaft im mittelländiſchen Meere begründen, oder vorbereiten könnte, mit Ernſt und Nachdruck Widerſtand leiſten. So viel allein iſt gewiß; das Uebrige wird ſich entwickeln, wenn Wellingtons Stunde geſchlagen haben wird. Die Wahl des Augenblicks und der Mittel, und Formen, hängt von Conjunkturen ab, die kein politiſcher Scharfblick zu antizipiren vermag.

Eins der größten, vielleicht das größte aller Hinderniſſe einer nahen Beendigung der orientaliſchen Verwicklungen iſt das, welches die unſichre, ſchiefe, und treuloſe Politik Frankreichs allen weiſen und rechtlichen Combinationen entgegen ſtellt. Wenn das franzöſiſche Cabinet, anſtatt mit ruſſiſchem Winde zu ſegeln, ſich offen und beſtimmt an England ſchließen wollte, wäre der allgemeine Friede in wenig Monaten erreicht. Dies iſt um ſo weniger zu hoffen, als die beiden Parteien, die in Frankreich um die Oberherrſchaft kämpfen, von aufgeklärten politiſchen Anſichten, und uneigennützigen Beſtrebungen, jede auf ihrer Seite, gleich weit entfernt ſind. Während die eine dieſer Parteien von ausſchweifenden Vergrößerungsprojekten beſeelt, und die Wiederkehr allgemeiner Ruhe, wie einen für ſie tödtlichen Schlaftrunk verabſcheuend, die Ver-

längerung der Kriſis ſehnlich wünſcht, und raſtlos befördert, will die andere, obgleich der Ordnung weniger feind, doch aus übelverſtandnem Ehrgeiz, und thörichter Sucht nach Präponderanz, weder Rußlands Freundſchaft verſcherzen, noch England den Ruhm laſſen, der Welt den Frieden zu ſchenken, noch Griechenland auf ſeine natürlichen Gränzen beſchränkt ſehen. Zwiſchen beiden Parteien ſteht eine Regierung, die in ihrer Ohnmacht und Zerriſſenheit, weder ſelbſt taugliche Maßregeln erfinden, noch die von andern Cabinetten ausgehenden, mit Offenheit und Zuverſicht unterſtützen kann. Die Krankheit, an welcher Frankreich heute leidet, iſt auch für das übrige Europa eine Quelle unſäglicher Uebel; und da Niemand beſtimmen kann, wohin ſie Frankreich führen wird, ſo läßt ſich auch nicht berechnen, was Europa von Frankreich in der nächſten Zukunft zu fürchten oder zu hoffen hat. Doch dieſe Frage erfordert eine eigne Zergliederung, die bei ihrer Wichtigkeit und ihrem Umfange hier nicht unternommen werden kann.

XII.

Beim Friedensſchluß von Adrianopel.

Mit Weglaſſung der eingeklammerten Stelle abgedruckt im Beobachter vom 28. Oktober 1829.

Der Friede zwiſchen Rußland und der Pforte iſt geſchloſſen, und von beiden Seiten ratificirt. Das Ende des Krieges im Orient bezeichnet einen wichtigen Abſchnitt in der Zeitgeſchichte. Wir haben den Wunſch geäußert, daß es ein glücklicher ſein möge; wir ſind berechtiget, es zu hoffen.

[Die denkwürdigen Verhandlungen der Jahre 1814, 1815 und 1818, hatten zum Zwecke, Europa einen dauerhaften politiſchen Frieden zu ſichern; ſie haben dieſe Beſtimmung bisher erfüllt. Die militairiſchen Bewegungen in den Jahren 1821 und 1823 wurden durch innere Revolutionen veranlaßt, deren Folgen für die Nachbarſtaaten und für die Geſammtheit Europas gefährlich wurden

konnten; die Maßregeln, durch welche in den davon ergriffnen Ländern die Ordnung wieder hergeſtellt ward, waren von den Mächten gemeinſchaftlich beſchloſſen, und wurden, ohne irgend eine Störung in ihren freundſchaftlichen Verhältniſſen, zur Ausführung gebracht.

Der im Jahr 1828 ausgebrochne Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte war ſeit dem Pariſer Frieden der erſte, worin zwei große Mächte einander feindlich gegenüber ſtanden. Von mehr als einer Seite erhob ſich die Beſorgniß, daß dieſer Krieg der Anfang einer allgemeinen Erſchütterung werden könnte. Aber die im Schoße einer großartigen Politik früher geſtifteten Bande hatten noch Kraft genug, um jede finſtre Prophezeiung zu vereiteln; und auch dieſer Krieg iſt vorüber gegangen, ohne die friedliche Stellung der chriſtlichen Staaten unter einander zu verletzen, oder ernſtlich zu bedrohen. Noch ſtehen die Grundpfeiler des Syſtems, welches mit der innern Reſtauration Frankreichs begann, feſt; und das Gebäude kann noch manchen Plan überleben, dem ſeine Trümmern zur Unterlage dienen ſollten.]

Der Eindruck, welchen die ſchnelle Beendigung des ruſſiſch-türkiſchen Krieges auf die verſchiednen Parteien, welche die Herrſchaft über die öffentliche Meinung theilen, gemacht hat, iſt nicht nur für den Charakter dieſer Parteien entſcheidend, ſondern giebt auch den ſicherſten Maßſtab für ihre fernern Beſtrebungen ab. Die, welche die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, die Eintracht unter den Staaten, den regelmäßigen Fortſchritt des allgemeinen Wohlſtandes, das ungeſtörte Gedeihen aller Geſchäfte und

Künſte des Friedens, als die höchſten geſellſchaftlichen Güter verehren, — die Regierungen, die ihre heiligſten Pflichten und ihr wahres Intereſſe nicht verkennen, die Mehrzahl der aufgeklärten Staatsbürger, die große Maſſe der Völker, die nur von Ordnung und Gerechtigkeit lebt, — dieſe alle vernahmen die Friedenskunde mit ungeheuchelter Freude. Ganz anders wirkte ſie auf Jene, die in der öffentlichen Ruhe nur den Stillſtand ihrer ausſchweifenden Hoffnungen, in der Zufriedenheit ihrer Mitbürger die Kritik ihrer ungeſtümen Klagen, und in dem Kampf zwiſchen den Mächten die günſtigſte Gelegenheit, ihre ehrgeizigen Wünſche und hochfliegenden Plane geltend zu machen, ſahen.

Die Anhänger dieſer Partei, die ihren Hauptſitz in Frankreich, ihre Geiſtesverwandten in ganz Europa hat, haben in der letzten Zeit ihre Grundſätze und Abſichten ſo klar und vernehmlich an den Tag gelegt, daß man gewiß kein Unrecht an ihnen begeht, wenn man ſie als erklärte Feinde des Friedens bezeichnet. Sie haben alles aufgeboten, um durch gleißneriſche Argumente, deklamatoriſche Kunſtgriffe, geſchickte Benutzung der edelſten, wie der ſtrafbarſten Leidenſchaften, die Verwicklungen im Orient zu verlängern, und im offnen Widerſpruch mit den ausgeſprochnen Geſinnungen des ruſſiſchen Monarchen, an den Ausgang dieſes Krieges eine unabſehliche Reihe neuer Umwälzungen und neuer Kriege zu knüpfen. Sie haben mit merkwürdiger Verwegenheit, bald unter dem Vorwande, auf Koſten des Rechtes und der Gerechtigkeit, auf Koſten des Unterganges ganzer Völker und Reiche, die Civiliſation der Welt zu befördern, bald als unverſtellte Lob-

redner des Eroberungs-Syſtems, mit lockenden Zauberformeln von „National-Ehre,“ und „natürlichen Gränzen“ bewaffnet, Projekte geſchmiedet, die nichts geringeres als die Auflöſung aller beſtehenden Verträge, eine weit ausgedehnte Ländertheilung, und den Aufſtand der einen Hälfte Europas gegen die andre zum Gegenſtande hatten. Ihre Redner und Schriftſteller ſind nicht müde geworden, durch die boshafteſten Erfindungen, die feindſeligſten Verunglimpfungen, den Samen des Mißtrauens, der Eiferſucht, der Zwietracht unter den Machthabern auszuſtreuen, und hätten gern, wenn ihre Kunſt und Kraft nicht beſchränkter geweſen wäre als ihr Wille, die Flamme, die auf einem für ihre Wünſche viel zu engen Schauplatze brannte, über den beſten Theil der Erde verbreitet *).

Es konnte uns nicht unerwartet ſein, daß eine von ſolchen Geſinnungen beſeelte Partei die Nachricht vom Aufhören der Feindſeligkeiten mit bitterm Unmuth empfing, und daß ſie den lauten Ausbruch dieſes Unmuthes mit zuverſichtlichen Ankündigungen neuer furchtbarer Revolutionen zu verſüßen ſuchte. Eben ſo wenig befremdet es uns, daß, wenn ſich der tägliche Strom ihrer Anklagen und Läſterungen über alle fremde Regierungen, wie über ihre eigne, ergießt, Oeſterreich ſtets in der erſten Linie ſteht. Die während der Dauer des nun beendigten Krieges nie

*) Daß das hier Geſagte von aller Uebertreibung frei iſt, könnten wir durch unzählige ſeit Jahr und Tag erſchienene Journal-Artikel darthun. Die bekannte Schrift des General Richemont war nur der concentrirte Widerhall dieſer Artikel.

verläugnete ruhige Stellung dieſes Hofes, ſeine auf Erhaltung des Friedens und der geſetzlichen Ordnung unverwandt gerichtete Politik, ſeine Entferntheit von allen Vergrößrungs-Entwürfen, ſeine gewiſſenhafte Achtung aller beſtehenden Verträge, der Unabhängigkeit aller Staaten, aller rechtmäßigen Verfaſſungen, und aller gegründeten Freiheiten — ſind in den Augen einer nach Verwirrung und Umſturz dürſtenden Faktion unverzeihliche Verbrechen. Ihre Wortführer werden auch in unſern heutigen Bemerkungen Stoff genug zu giftigen Auslegungen finden. Dies Spiel, das Lebensprinzip ihres Syſtems, müſſen wir ihnen gönnen. Die Antwort auf alle ihre vergangne und künftige Diatriben ſei die einfache Erklärung: daß Oeſterreich den Grundſätzen, denen es ihren Haß, zugleich aber das Bewußtſein ſeiner Stärke, und das Vertrauen aller Freunde des Rechtes und des Guten verdankt, unabänderlich treu bleiben wird.

XIII.

Argumente für die Wahrſcheinlichkeit des Friedens.

Wien, den 5. Dezember 1830.

Die neuſten Berichte aus Paris haben hier einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht. Die Dispoſitionen des jetzigen franzöſiſchen Miniſteriums ſind von der Art, daß ſie jede vernünftige Beſorgniß über die heutige Stellung Frankreichs gegen das Ausland entwaffnen müſſen.

Die Aeußerungen des General Sebaſtiani gehören einem Syſtem an, deſſen Tendenz zur Aufrechthaltung des Friedens unverkennbar iſt. Sein Wunſch, mit den auswärtigen Höfen, und namentlich mit Oeſterreich die freundſchaftlichſten Verhältniſſe zu unterhalten, ſpricht deutlich ſeine politiſchen Grundſätze aus, und die ehrenvolle Meinung, die er von dem Chef des öſterreichiſchen Cabinets hegt, betrachte ich als eine ſehr willkommne Vorbedeutung.

Die Erklärungen dieſes Miniſters über die belgiſchen

Angelegenheiten, und beſonders über die Luxemburgiſche Frage laſſen nichts zu wünſchen übrig.

In gleichem Sinne, und mit derſelben Zuverſicht drückt ſich Hr. Lafitte bei jeder Gelegenheit aus. Weit entfernt, revolutionairen Bewegungen in den benachbarten Ländern irgend einen Vorſchub leiſten zu wollen, iſt er vielmehr entſchloſſen, jeden Verſuch der ſpaniſchen und italieniſchen Flüchtlinge, die Ruhe der Länder, aus welchen ſie verbannt waren, zu ſtören, durch die nachdrücklichſten und wirkſamſten Maßregeln zu hintertreiben.

Die Geſinnungen des Königes Selbſt ſind nicht minder beruhigend, und loyal; und Er hat ſie in verſchiednen langen und vertraulichen Geſprächen mit Graf Apponyi auf eine ſo unzweideutige Weiſe an den Tag gelegt, daß ich kein Bedenken mehr trage, den Verdacht, als ob der König insgeheim den Krieg wünſche, für vollkommen grundlos zu erklären.

Zur Beſtätigung dieſer meiner Anſicht mögen folgende Beweiſe dienen.

Der König betrachtet das Fehlſchlagen der Unternehmungen der ſpaniſchen Inſurgenten als ein wahres Glück, und eine große Satisfaktion für ſeine Regierung. Daß an den Gränzen von Italien ein ähnlicher Verſuch ſich nicht erneuern ſoll, dafür glaubt Er haften zu können.

Das Dekret des Belgiſchen Congreſſes, welches die Mitglieder des Hauſes Oranien von der Regierung des neuen Staates ausſchließen ſoll, bedauert der König aufs lebhafteſte, und hat am 22ſten v. M. einen eignen Agenten an den franzöſiſchen Commiſſair Breſſon nach Brüſſel

abgeſendet, um den Congreß von dieſem Beſchluß abzumahnen, und ihm andeuten zu laſſen, daß, wenn er thöricht genug wäre, durch dieſen, oder ähnliche Mißgriffe, die benachbarten großen Mächte gegen ſich aufzubringen, die Verantwortung davon ihn allein treffen, Frankreich hingegen ihm keine Art von Unterſtützung leiſten würde. Der Wunſch des Königs war, daß der Sohn des Prinzen von Oranien, mit einer Regentſchaft während ſeiner Minderjährigkeit, zum Souverain ernannt werden möchte.

In ſeinem letzten Geſpräch mit Graf Apponyi drückte Er ſich folgendermaßen aus: (Graf Apponyi citirt ſeine eignen Worte) „Unſre Gränzen ſind nicht die beſten; ich „thue aber ein für allemal Verzicht darauf, ſie zu ver„rücken, oder zu erweitern. Fern von mir ſei jeder Ge„danke an Eroberungen, oder Vergrößerungen! Ein glück„licher Krieg könnte Hoffnungen dieſer Art bei der fran„zöſiſchen Nation erwecken. Eben deshalb muß der Krieg „vermieden werden. Greift man uns an, ſo würde das „Volk einen Aufſchwung nehmen, dem die Regierung nicht „mehr Einhalt zu thun vermöchte. Die Folgen würden „dann unberechenbar ſein. Die Republik, die Pro„paganda, die allgemeine Zerſtörung — das wä„ren die Uebel, die ein Krieg über Frankreich — „und über Europa verbreiten würde!“

Ein Fürſt, der ſolche Geſinnungen äußert, müßte der frechſte aller Heuchler ſein, wenn es Ihm mit dem Wunſche, den Frieden zu erhalten, nicht Ernſt ſein ſollte.

General Sebaſtiani ſagt: „Schwierigkeiten ſcheuen wir nicht; wir werden ſie, dem Frieden zu Liebe,

alle überwinden. Wenn man aber gefliſſentlich Vorwände ſuchen ſollte, um uns in Feindſeligkeiten zu verwickeln — dann könnte man uns für nichts mehr verantwortlich machen.“

Die erſte Nachricht von den Rüſtungen Rußlands hatte die Regierung einigermaßen alarmirt. General Sebaſtiani begab ſich ſelbſt (ungeachtet der perſönlichen Feindſchaft, die bekanntlich zwiſchen ihm und General Pozzo beſteht) zu dem ruſſiſchen Botſchafter, und bat ihn um eine Erklärung über dieſe unerwartete Demonſtration. Er erhielt zur Antwort: die Maßregeln des Kaiſers wären vermuthlich durch die Nachrichten von dem Volksaufſtande in der Nacht vom 18ten Oktober, und durch die Vorgänge in den Niederlanden veranlaßt worden; die in mehrern Theilen des ruſſiſchen Reiches herrſchende Krankheit, und die dadurch bewirkte Nothwendigkeit einer Dislokation der Truppen, möchte ebenfalls dazu beigetragen haben. Uebrigens dürfe man nie vergeſſen, daß bei der Größe des Reiches, ſelbſt bloße Vorſichtsmaßregeln viel Zeit erforderten; in Rußland rechne man nach Jahren, wo andre Staaten nur Monate brauchten.“ — Ich habe Gründe zu glauben, daß General Pozzo den Befehl erhalten wird, oder bereits erhalten hat, noch beſtimmtere und befriedigendere Erklärungen abzugeben.

Die belgiſche Revolution, die Vielen noch ein ſchwerer Stein des Anſtoßes zu ſein ſcheint, kann, nach dem Gange, den ſie genommen hat, keinem europäiſchen Hofe zum Grunde, oder auch nur zum Vorwande eines Krieges dienen. Wenn die Mächte die Waffen ergriffen hät-

ten, um die durch europäiſche Traktate geſtiftete Vereinigung zwiſchen Belgien und Holland aufrecht zu erhalten, ſo hätte man ſie, in völkerrechtlicher Rückſicht, nicht tadeln können. Sie haben aber die Trennung der beiden Länder zugegeben, zuletzt ſogar gebilligt; der König der Niederlande ſelbſt hat ihre Nothwendigkeit anerkannt, und die ganze holländiſche Nation ſich Glück dazu gewünſcht. Nachdem dies geſchehen, gab es einen zweiten wichtigen Punkt, der dem übrigen Europa nicht gleichgültig ſein konnte; nämlich die Gefahr, das abgeſonderte Belgien mit Frankreich vereinigt zu ſehen. Dieſe Gefahr iſt beſeitigt; bei den Deliberationen des Brüſſler Congreſſes hat ſich gezeigt, daß nur eine geringe Minorität für die Vereinigung mit Frankreich geſtimmt war; und die franzöſiſche Regierung ſelbſt hat keinem Vorſchlage, der dazu hätte führen können, Gehör gegeben. — Was jetzt noch zu reguliren bleibt — die Wahl des künftigen Fürſten — und die nähere Beſtimmung der Gränzen zwiſchen Holland und Belgien — wird entweder der Dazwiſchenkunft der Fremden überhaupt nicht, oder wenigſtens keiner bewaffneten bedürfen. Die Miniſterial-Conferenz zu London hat keinen andern Charakter als den eines neutralen Vermittlers in Anſpruch genommen; mit dem Abſchluß des Waffenſtillſtands wird, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ihr Geſchäft geendiget ſein; und es iſt ſogar zweifelhaft, ob das jetzige engliſche Miniſterium nicht die Fortdauer dieſer Conferenz mit ſeinen früher ausgeſprochnen Grundſätzen abſoluter Neutralität unvereinbar finden wird.

Der einzige Artikel in dem gegenwärtigen Verhält-

niſſe Belgiens, der zu ernſthaften Verwicklungen führen könnte, iſt das künftige Schickſal des Großherzogthums Luxemburg. Der deutſche Bund hat ſeine rechtmäßigen Anſprüche auf dieſes kleine Land, auf diplomatiſchen Wegen geltend gemacht, und wird ſich vielleicht genöthiget glauben, ſie durch eine Militair-Okkupation zu ſichern. Die franzöſiſche Regierung hat erklärt, daß ſie den Maßregeln des Bundes nichts entgegen ſetzen würde. Unter dieſen Umſtänden iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der belgiſche Congreß die Sache bis zur Extremität bringen, und um den Beſitz des Großherzogthums, deſſen wichtigſter Punkt, die Feſtung Luxemburg, ſich ohnehin in den Händen einer deutſchen Garniſon befindet, ſich die Feindſchaft des geſammten deutſchen Bundes zuziehen ſollte.

Ich glaube daher mit vollem Rechte behaupten zu können, daß die niederländiſche Frage durchaus keine Kriegsfrage (question de guerre) mehr iſt, noch eine Kriegsfrage werden kann, wenn man ſie nicht muthwillig in eine ſolche verwandeln will. Ich gehe weiter, und ſage: es giebt in dieſem Augenblick gar keine politiſche Complikation in Europa, die nicht ohne alle Schwierigkeit gütlich ausgeglichen werden könnte. Die Gefahr des Krieges liegt nicht in den Dingen, ſondern in den Menſchen; in dem Widerwillen einiger großen Cabinette gegen das durch die letzte Revolution in Frankreich erzeugte Regierungsſyſtem, in dem ohnmächtigen Kitzel einiger Miniſter, dieſen Widerwillen bei jeder Gelegenheit zur Schau zu tragen, in den eiteln Drohungen, den öffentlich ausposaunten Rüſtungen, in allen den prahleriſchen Demonſtra-

tionen, womit man Frankreich zu imponiren oder zu ſchrecken glaubt, indeß man dadurch Frankreich nur reizt, und ſeine eignen Unterthanen entmuthigt. Die Wirkung ſolcher Demonſtrationen auf eine lebhafte und feuerfangende Nation wie die franzöſiſche iſt nicht zu berechnen; und, wenn man ſich in allen benachbarten Staaten zum Kriege vorbereitet, oder doch vorzubereiten ſcheint, und ſcheinen will, ſo iſt die franzöſiſche Regierung zu ihrer Selbſtvertheidigung nicht allein befugt, ſondern verpflichtet, auch ihrer Seits Kriegsrüſtungen zu veranſtalten. Aus dieſen wechſelſeitigen Vorbereitungen können wechſelſeitige Beſchwerden, Erklärungen, und Gegenerklärungen entſpringen, und zuletzt der wirkliche Krieg, den urſprünglich Niemand im Ernſt gewollt hat, herbeigeführt werden. Wir haben alle mögliche Gründe zu hoffen, daß der heutige moraliſche und ökonomiſche Zuſtand aller Länder, die Creditloſigkeit aller Regierungen, die Unzufriedenheit der Völker, der definitive Austritt Englands aus dem Syſtem der europäiſchen Allianz, und eine Menge andrer Umſtände, die, mehr als je zuvor, über jede gewagte Unternehmung den Stab brechen, den ruheſtörenden Mißgriffen das Gegengewicht halten, und die Exploſion verhindern werden; ſollte aber, allen vernünftigen Erwartungen zum Trotz, das Unheil eines allgemeinen Krieges, mit ſeinem (von dem Könige Ludwig Philipp ſo richtig geſchilderten) Gefolge von allgemeiner Revolution und allgemeinem Bankerutt über die Welt verhängt ſein, ſo darf man zum Voraus mit Zuverſicht erklären, daß nicht eine unvermeidliche Nothwendigkeit, ſondern einzig die Irrthümer und Leidenſchaften

einzelner Machthaber, und verblendeter Rathgeber, an der schrecklichſten aller Kataſtrophen Schuld geweſen ſein werden. Noch hängt es durchaus von den Regierungen ab, ihr vorzubeugen.

Es cirkulirt heute in der Maſſe der Völker, und ſelbſt in vielen denkenden Köpfen eine Meinung, die vielleicht mehr als jede andre, wenn die Regierungen ſich nicht ſorgfältig dagegen verſchließen, dem Kriege den Weg bereiten würde. Es iſt die, daß heute in Europa, und überhaupt in der civiliſirten Welt, zwei einander diametral-entgegengeſetzte Syſteme (man bezeichnet ſie gewöhnlich mit den Namen der Legitimität und der Volks-Souverainetät) beſtehen, daß beide unmöglich neben einander fortbeſtehen können und daß früher oder ſpäter, am beſten aber gleich, die Alleinherrſchaft des einen oder des andern durch Waffengewalt entſchieden werden muß. Dieſe Meinung wird von leidenſchaftlichen Anhängern beider Syſteme, von fanatiſchen Verehrern des alten, und fanatiſchen Apoſteln des neuen, von der Gazette wie vom Globe, von ruſſiſchen Diplomaten und von Mauguin und Conſorten mit gleicher Zuverſicht und Heftigkeit verfochten. Ich bekämpfe ſie mit zwei unüberwindlichen Gründen.

1. Es iſt nicht wahr, daß die beiden Syſteme nicht neben einander beſtehen könnten. Im abſtrakten Grundſatz ſtehen ſie ſich freilich ſchroff gegenüber; in der Praxis aber verwiſcht ſich die Differenz zuſehends; die mit Recht gefürchtete Volks-Souverainetät wird jetzt ſchon von den beſten Köpfen Frankreichs ſo definirt und paraphraſirt, daß ſie unvermerkt in eine neue Legitimität übergeht. Und

ziehen wir die Geſchichte zu Rathe, ſo finden wir, daß England, eine conſtitutionelle Monarchie, durch hundert Jahre mit rein-monarchiſchen Staaten in Freundſchaft und engen Bündniſſen gelebt hat. Wir finden — was noch viel merkwürdiger iſt — daß Katholizismus und Proteſtantismus, die man wie die beiden Erdpole von einander entfernt glaubte, nach hundertjährigen blutigen Kriegen, nicht nur in demſelben Welttheile, ſondern in demſelben Lande, und derſelben Stadt friedlich neben einander wohnen.

2. Geſetzt endlich, die beiden Syſteme, welche gegenwärtig Europa ſpalten, wären wirklich von ſo unverſöhnbarer Natur, daß eins oder das andre die Alleinherrſchaft an ſich reißen müßte — wäre es weiſe, durch den fürchterlichſten aller Kriege, durch einen Meinungskrieg mit materiellen Waffen, den Ausgang zu beſchleunigen? Sind wir unſers Sieges ſo gewiß, daß wir nicht beſſer thäten, den Tag der Entſcheidung hinaus zu ſchieben? Oder ſollen wir, anſtatt mit den uns noch übrigen Kräften vernünftig Haus zu halten, beſſre Conjunkturen, vielleicht einen uns günſtigen Stillſtand, vielleicht einen Umſchwung zur wahren Reſtauration zu erwarten, gleich einem verzweifelten Spieler, unſern letzten Reſt auf eine Karte ſetzen, und wenn dieſe verloren geht, unſre Bücher ſchließen?

XIV.

Bemerkungen über das Interventions-Recht.

März 1831.

So lange wir uns auf poſitive Traktate, auf Familien-Rezeſſe, auf Reverſions- und Succeſſions-Anſprüche, und ähnliche ſpezielle Titel ſtützen, werden wir, nach meiner Ueberzeugung das Recht der Intervention nie auf einer breiten und feſten Baſis zu behaupten im Stande ſein. Selbſt der Antrag auf Beiſtand von Seiten der durch Revolutionen ihrer Macht beraubten Regenten, kann dieſes Recht wohl verſtärken, und evidenter machen, aber nicht ausſchließend begründen. Der Fundamental-Grundſatz muß ſein und bleiben, daß jeder Souverain, auch ohne Traktate, Familien-Verhältniſſe, und ohne Reklamation des betheiligten Regenten, die unbeſtreitbare Befugniß hat, ſo gut außerhalb als innerhalb ſeiner Gränzen, denjenigen Friedensſtörungen Einhalt zu thun, wodurch ſeine eigne Sicherheit, oder ſeine eigne Exiſtenz bedroht wird. Und ſollte (was ich jedoch nicht

glaube) kein andres Cabinet dieſem Grundſatz unumwunden beitreten wollen, ſo meine ich, daß es nichts deſto weniger der Würde und dem höchſten Intereſſe des Unſrigen völlig angemeſſen wäre, denſelben ſtandhaft zu behaupten, und nie aufzugeben.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das an ſich unbeſchränkte Recht der Intervention in ſeiner Anwendung auf einzelne Fälle ſtets durch Rückſichten der Klugheit und wahren Politik modifizirt werden muß. Oeſterreich war z. B. ohne allen Zweifel berechtiget, die Revolution in Sachſen mit bewaffneter Hand zu hintertreiben. Gleichwohl iſt dies nicht geſchehen, theils, weil politiſche Hinderniſſe die Intervention bedenklich gemacht hätten, theils auch, weil die Gefahr für unſre deutſchen Provinzen, bei weitem nicht ſo dringend war, als die, welche aus den Revolutionen in Italien für unſre dortigen Beſitzungen entſpringt.

Ich gebe zu, daß England, wenn es von kurzſichtigen Egoiſten regiert, weit weniger Grund hat, als die Continental-Staaten, dieſem Syſtem zu huldigen, weil vermöge ſeiner inſulariſchen Lage ſeine innere Sicherheit nicht leicht unmittelbar gefährdet werden kann, wenn auch der geſammte Continent in Revolutionen zu Grunde ginge. Ein aufgeklärtes, freiſtehendes, durch das Geſchrei des Augenblicks nicht gefeſſeltes (oder gar darin einſtimmendes) Miniſterium aber würde ſich über den Augenblick zu erheben wiſſen, und nicht verkennen, daß die entferntern Folgen ſolcher gewaltſamen Erſchütterungen auch England

nothwendig treffen müſſen, und denen, welche für die Erhaltung des Beſtehenden kämpfen, wenigſtens ſeinen moraliſchen Beiſtand nicht verſagen.

* * *

Nachſchrift des Herausgebers.

In den Verhältniſſen Oeſterreichs zum deutſchen Bunde würde das hier von Gentz vertheidigte Prinzip gewiß unanwendbar ſein. Denn ſo lange der Bund beſteht und nicht von außen angegriffen iſt, hat kein zum Bunde gehörender Staat das Recht, in die innern Angelegenheiten ſeiner Nachbarn bewaffnet einzugreifen, außer er wäre von der Geſammtheit der Bundesſtaaten dazu beauftragt, oder von dem rechtmäßigen Oberhaupte des betreffenden Staates förmlich zur Hülfe gerufen. Wie wenig übrigens der Chef des öſterreichiſchen Cabinets geneigt war, das Interventions-Recht in ſolcher Ausdehnung zu proklamiren, beweiſt wohl hinlänglich der Umſtand, daß es ſogar in viel unbedenklicherer Faſſung aus der von Gentz geſchriebenen und um dieſelbe Zeit (Beobachter vom 13. März) publizirten Deklaration, welche der kaiſerliche Hof bei dem Einrükken ſeiner Truppen in Modena, Parma und die Legationen erließ, entfernt wurde. Die Stelle lautete:

„Seine Majeſtät hegen die volle und gewiſſenhafte Ueberzeugung, daß ein Souverain, dem Gott die Pflicht auferlegt und die Mittel verliehen hat, auf das Wohl Seiner Unterthanen zu wachen, auch das unbeſtreitbare Recht beſitzt, gewaltſamen Erſchütterungen des geſetzlichen Zuſtandes außerhalb der Gränzen Seines Gebiets, wenn ſeine eigene Sicherheit, und das höchſte Intereſſe Seiner Völker dabei dringende Gefahr läuft, durch jede zweckmäßige Vorkehrung Einhalt zu thun, und, indem er die Flamme, die Seine Nachbarn verzehrt, zu dämpfen ſucht, Sich Selbſt und die Seinigen vor ihren Verheerungen zu beſchützen.

„Dieſer durch Vernunft und Erfahrung geheiligte, im Völker-Recht wie im Privatrecht, bis auf unſere Tage nie angefochtne, von der Nothwendigkeit einer Gemeinſchaft der Staaten, ohne welche Europa in Kurzem eine Wildniß werden müßte, unzertrennliche Grundſatz hätte den kaiſerlichen Hof, auch ohne äußre Veranlaſſungen, bewogen, den Fortſchritten der Revolution in Italien die wirkſamſten Maßregeln entgegen zu ſetzen. Die Befugniß ward nur noch einleuchtender, die Verpflichtung noch dringender, da die durch die Attentate einer feindſeligen Faktion in der Ausübung ihrer Rechte gekränkten Regenten den Beiſtand dieſes Hofes, der ihnen unter keinem Vorwande verweigert werden konnte, angerufen hatten."

Wenn das öſterreichiſche Cabinet nicht einmal dieſe Sätze auszuſprechen für gut fand, wie viel weniger würde es dieſes Prinzip den deutſchen Staaten gegenüber, mit denen es in einem feſtbeſtimmten Rechtsverhältniß ſteht, in ſolcher Weiſe geltend machen wollen!

Dagegen verdienen die wenigen Worte, die Gentz über das auf entgegengeſetzter Seite in derſelben Allgemeinheit verkündigte Nicht-Interventionsprinzip niederſchrieb, volle Beachtung. Wir fügen ſie zum Schluß hier an:

Non-Intervention.

„La France — dit Mr. Lafitte — „ne permettra pas que le principe de non-intervention soit violé." (Discours de Mr. Lafitte du 2 Décembre).

C'est-à-dire: Pour empêcher, que le principe nouvellement inventé, et tout-à-fait arbitraire, que l'on désigne comme celui de non-intervention, ne soit violé, la France violera ce même principe, en intervenant dans des actes, par lequels des gouvernemens indépendans s'opposeroient en vertu des principes universellement admis jusqu'à-présent, et en vertu des traités les plus solemnels à des entreprises directement attentatoires à ces traités, à leurs droits incon-

testables, et à l'interêt de leur propre existence. Pour empêcher la Prusse ou telle autre puissance voisine des Pays-Bas de combattre la violation manifeste des traités de 1814 et des droits positifs de la confédération Germanique, la France, en vertu du principe de non-intervention, attaquera la Prusse et la confédération, et sous prétexte de maintenir la paix allumera la guerre générale.

XV.

Cormenin und ſeine Widerſacher.

Für den Beobachter, Oktober 1831

1.

Der ehemalige Staatsrath, Vicomte Cormenin, hat am 30. Auguſt, bei Gelegenheit der Diskuſſionen über die künftige Form der Pairskammer, ein Sendſchreiben an mehrere franzöſiſche Journale erlaſſen, worin er, obgleich ſelbſt Mitglied der Deputirtenkammer, und durch mehr als einen Eid an die jetzige Verfaſſung gebunden, alles was ſeit einem Jahre in Frankreich beſchloſſen worden iſt, für ein Attentat gegen die Volksſouverainetät, mithin für ungültig, null und nichtig erklärt, und in einer Sprache, wie man ſie bisher nur von den ausgelaſſenſten Revolutionairs gewohnt war, die Zuſammenberufung des Volkes in ſogenannten Primairverſammlungen, und deſſen förmliche Abſtimmung über ſämmtliche Artikel der dermaligen Conſtitution (die Königswürde mit eingeſchloſſen) verlangt. Dieſer abentheuerliche Antrag iſt von mehreren Oppoſitionsblättern der entgegengeſetzten Farben mit großem Beifall

aufgenommen, von den miniſteriellen mit Strenge, und nicht unverdienter Bitterkeit zurückgewieſen worden. Eins dieſer letztern, das neue Journal de Paris, hat die Veranlaſſung benutzt, um ſeine Gedanken über das Prinzip der Volksſouverainetät kund zu geben, und folgende Aeußerungen ſcheinen uns ſo merkwürdig, daß wir nicht anſtehen, ſie zur Kenntniß unſrer Leſer zu bringen.

„Es iſt endlich Zeit zu unterſuchen, was man unter der Volksſouverainetät, die von ſo vielen Mißvergnügten angerufen wird, zu verſtehen habe.“

„Die Volksſouverainetät iſt mehr als ein Recht, ſie iſt eine Thatſache, der jede Gewalt ſich unterwerfen muß. Sie iſt die Herrſchaft der Mehrheit, ihr Recht iſt ganz einfach das Recht des Stärkern. Wenn wir von dieſem poſitiven Grundſatz ausgehen, werden wir alle unnützen Streitigkeiten vermeiden.“

Sobald eine ſich ſelbſt überlaſſne, durch fremde Einflüſſe nicht beſchränkte Nation, einer Gewalt, welche ſie auch ſei, geſtattet, ihr Geſetze zu geben, und ſolche ſtillſchweigend anerkennt, iſt dieſe Gewalt von der Volks-Souverainetät geſchaffen. Denn wenn die Mehrheit der Nation ſich ihr nicht anvertrauen wollte, nicht ihren Vortheil dabei fände, ſie aufrecht zu erhalten, wie könnte die neue Gewalt nur einen Augenblick beſtehen? — Das Recht des ſouverainen Volkes iſt das Recht des Stärkern; ſo lange der ſtärkre Theil den ſchwächern nicht zu Boden wirft, beweiſet er, daß es ſein Wille ſei, ihn gewähren zu laſſen. In dieſer Hinſicht war der Abſolutismus in Dännemark eine eben ſo rechtmäßige Regierungsform,

als die Magna-Charta in England, und die Conſtitutionen des franzöſiſchen Kaiſerreiches." *).

Wenn es die Abſicht der Journaliſten geweſen ſein ſollte, dem Prinzip der Volks-Souverainetät durch die hier gegebne Definition deſſelben, bei ihren Leſern Gunſt oder Achtung zu verſchaffen, ſo müßten ſie vergeſſen haben, was das große Orakel der Demokratie, der Verfaſſer des Contrat social vom Rechte des Stärkern dachte und ſchrieb:

„Das ſogenannte Recht des Stärkern — ſagt Johann Jacob Rouſſeau — iſt nichts als ein unverſtändliches Rothwälſch (un galimatias inintelligible). Wenn die Gewalt das Recht begründen ſoll, ſo muß die Wirkung mit der Urſach aufhören; eine größere Gewalt kann die geringre unterdrücken und folglich, was heute Recht war, morgen Unrecht werden. Sobald man ungeſtraft den Gehorſam verſagen darf, iſt es in dieſem Syſtem auch völlig erlaubt, es zu thun; und wenn der Stärkere ein für allemal Recht hat, ſo kömmt es nur darauf an, ſich zu verſichern, daß man der Stärkere ſei. Was iſt aber das für ein Recht, dem nur ein erzwungener Gehorſam und keine Pflicht gegenüberſteht?"

Mit dieſer Erklärung iſt demnach dem Prinzip der Volks-Souverainetät, wenn es auf keiner andern Baſis

*) La France nouvelle, ou, Nouveau Journal de Paris du 3. Septembre. Man hält dafür, daß dieſes Journal unter dem unmittelbaren Schutze des Hrn. Caſimir Perier ſteht.

als dem Recht des Stärkern beruht, im Gebiet der Jurisprudenz der Stab gebrochen; und wir sind hinreichend berechtigt, in der obigen Definition dieses verderblichen Prinzips, nicht eine gewagte Apologie, sondern ein, vielleicht unwillkührliches, vielleicht absichtliches Geständniß der Nichtigkeit und Unhaltbarkeit desselben, und die Morgenröthe einer Rückkehr zu gesunden staatsrechtlichen Begriffen zu erblicken.

Ein gegen dieselbe Herausforderung des Hrn. von Cormenin gerichtetes Schreiben zweier Deputirten (Devaux und Keratry) an den Redakteur des **Journal des Débats** schließt mit folgender Stelle:

„Die National-Souverainetät ist die Gottheit, der Hr. v. Cormenin alles und unter andern, die Nation selbst aufopfern würde. Ohne die Frage zu erörtern, welchen Antheil diese National-Souverainetät — denn das gefahrvolle Wort Volks-Souverainetät vermeiden wir aus guten Gründen — bei der ursprünglichen Bildung der öffentlichen Gewalten gehabt habe, erklären wir unzweideutig, daß wir ihr keinen bleibenden Charakter zugestehen, weil dies eben so viel wäre, als die Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung zu proklamiren. Mit fortdauernder Berufung auf die Volks-Souverainetät, das heißt, auf das materielle Uebergewicht der Zahl und der Massen, ist keine Staatsverwaltung möglich."

Die Vernunft und die Wahrheit machten sich von allen Seiten Luft.

2.

Das Sendſchreiben des Herrn von Cormenin, und ſeine Anmaßung, alles, was ſeit Jahr und Tag in Frankreich über Verfaſſung und Geſetzgebung beſchloſſen worden iſt, für abſolut ungültig zu erklären, ſo lange es nicht von der Totalität des ſouverainen Volkes ausdrücklich beſtätiget worden iſt, hat unter den franzöſiſchen Zeitſchriftſtellern eine ſo lebhafte Bewegung, und eine ſo heftige Controverſe veranlaßt, daß die für und wider ihn erſchienenen Aufſätze jetzt ſchon einen mäßigen Band anfüllen würden.

Abgeſehen von dem, was in dem Labyrinth widerſprechender Meinungen, die dieſer Streit erzeugt hat, dem aufgeregten Parteigeiſt, und perſönlichen Leidenſchaften zufällt, hat der Streit ſelbſt, für den ruhigen Beobachter den weſentlichen Vortheil gehabt, daß er über das mit beiſpielloſem Leichtſinn ausgeſprochne Prinzip der Volks-Souverainetät mehr Licht verbreitete, als ohne einen ſolchen Anlaß auf dem langſamen Wege der Erfahrung und des Nachdenkens zu hoffen geweſen wäre. Auf der einen Seite haben die Anhänger des Herrn v. Cormenin — wozu die ſämmtlichen Oppoſitions-Journaliſten, die royaliſtiſchen, wie die republikaniſch-geſinnten gehören — um die Nothwendigkeit conſtituirender Primair-Verſammlungen oder wenigſtens eines von dieſen zu ernennenden Nationalconvents und einer allgemeinen Abſtimmung nach Kopfzahl über die künftige Regierungsform Frankreichs darzuthun, ihre Zuflucht zu Behauptungen genommen, wider welche „auch ohne alle tiefere

Einſicht in das Weſen des Staates, der geſunde Menſchen-Verſtand ſich empörte." Sie haben ſolchergeſtalt, wie Cormenin ſelbſt, das Prinzip der Volksſouverainetät (welches die Gazette de France mit dem National und der Tribune um die Wette vertheidigt!) auf ſeine äußerſte Spitze geſtellt und, indem ſie Folgerungen daraus gezogen, die, wenn gleich anſcheinend logiſch richtig, doch zu den halsbrechendſten Experimenten, oder zu offenbaren Ungereimtheiten führten, das Syſtem, dem ſie das Wort reden wollten, um Ehre und Credit gebracht. Auf der andern Seite haben ihre Gegner *), wiewohl ſie nicht wagen durften, den Götzen, vor dem ſie einmal die Kniee gebeugt hatten, im offnen Angriff von ſeinem eingebildeten Throne zu ſtoßen, doch ſeine Macht in ſo enge Schranken verwieſen, ſeine Blößen ſo augenſcheinlich aufgedeckt, den Unterſchied zwiſchen eiteln Theorien, und den Bedürfniſſen und Forderungen der Wirklichkeit ſo ſiegreich herausgehoben, daß, nach ihren heutigen Lehren, von jenem in einer unglücklichen Stunde zum Fundamental-Grundſatz ausgerufenen Phantom ſchon nichts mehr als der todte Name übrig bleibt. Wenn es ſo fortgeht, dürfen wir mit Recht erwarten, daß, ſo wie das willkührlich

*) Die ſcharfſinnigſten und ſchlagendſten Argumente, deren dieſe ſich bedienten, hat das Journal des Débats geliefert. Da der Artikel, welcher die merkwürdige Parallele zwiſchen Rouſſeau und Montesquieu enthält (Journal des Débats vom 12ten September) Herrn Guizot zum Verfaſſer haben ſoll, ſo werden hoffentlich auch die deutſchen Liberalen davon Kenntniß zu nehmen belieben.

erſonnene Prinzip der Nicht-Intervention nach kurzer und unſichrer Herrſchaft, von Freunden und Feinden, theoretiſch und praktiſch, verläugnet und aufgegeben werden mußte, auch die Zeit, wo den Traum der Volks-Souverainetät ein ähnliches Schickſal treffen wird, weit weniger entfernt iſt, als man ſich früher geſchmeichelt haben würde.

XVI.

In der niederländiſch-belgiſchen Frage.

Januar 1832.

Daß der König von Holland die Unabhängigkeit Belgiens, und die politiſche Trennung der beiden Länder, wie ſolche in den Protokollen vom 20. und 27. Januar ausgeſprochen waren, angenommen hatte, glaube ich bis zur höchſten Evidenz beweiſen zu können; und hierüber wird die Arbeit, die ich morgen vorzulegen hoffe, keinen Zweifel laſſen.

Wenn die Conferenz die ſpeziellen Dispoſitionen jener beiden Protokolle unverändert gelaſſen, und die Belgier gezwungen hätte, denſelben beizutreten, ſo hätte der König von Holland auch nicht einmal einen Vorwand gehabt, die Anerkennung der Unabhängigkeit und der abſoluten Trennung zurück zu nehmen.

Durch die von der Conferenz ſeit dem 27. Juni v. J. begangnen Fehler, und die eigenmächtige, und einſeitige Abänderung der Spezial-Dispoſitionen (in puncto der Grän-

zen, der Schiffahrt, der Staatsſchuld ꝛc. ꝛc.) zu Gunſten der Belgier, iſt der König allerdings von ſeinem frühern Beitritt entbunden worden, und hat dieſen Umſtand benutzt, und nunmehr auch (NB. ſtillſchweigend) den Fundamental-Artikel der ganzen Transaktion, der von den Spezial-Dispoſitionen ganz unabhängig war, zurückzunehmen oder verläugnen zu können geglaubt.

Dieſes, freilich viel zu ſpät entdeckte, und, wenn ich frei ſprechen ſoll, eben ſo unwürdige als ungereimte Spiel, ſetzt Er nun, wie es ſcheint, fort, und hat daher auch in ſeinem neuſten Projekt offenbar alles vermieden, was die Unabhängigkeit und Souverainetät Belgiens, in einem oder dem andern Sinne conſtatiren könnte.

Da aber die fünf erſten Mächte Europas über dieſe Fundamental-Artikel mit einander einig ſind, ſolche auch nicht mehr umſtoßen können, mithin mit dem Könige von Holland nur allein über die Detail-Fragen noch unterhandeln und ſtreiten dürfen, ſo frage ich: Was hält ſie denn ab, ohne weitres kategoriſch zu erklären, daß es bei den Fundamental-Bedingungen des Protokolls Nr. 12 ein für allemal, und unabänderlich bleibt — daß dem Könige nur noch das Recht zuſteht, gegen einzelne Beſtimmungen des Traktats vom 15. November Einwendungen zu machen — und daß mithin jedes Projekt, welches jene Fundamental-Bedingungen zu verläugnen oder zu umgehen beabſichtet, ipso facto verworfen werden muß?

Dieſer Gang wäre, wie mich dünkt, nicht nur dem Wunſche die Sache zu beendigen, ſondern auch der Würde der Höfe weit angemeſſner, als, jetzt erſt dem Könige

von Holland Fragen zu ſtellen, welche die Mächte als längſt beantwortet betrachten müſſen, und die zu nichts führen können, als ſich einige Wochen oder Monate länger mit Winkelzügen und Rabuliſten-Kniffen hinhalten zu laſſen.

Es wäre freilich aller Mühe werth, zu erforſchen, was ſich der König bei ſeinen ſtummen Proteſtationen gegen das Fundamental-Prinzip der Verhandlung eigentlich denkt, ob Er z. B. unter den von ihm ſelbſt vorgeſchlagnen Bedingungen die Souverainetät von Belgien behalten und behaupten zu können glaubt? ſo vollkommen abgeſchmackt dies auch erſcheint, wenn man ſeinen eignen Traktatsentwurf lieſt. Doch alle dieſe Unterſuchungen werden überflüſſig, und fallen von ſelbſt weg, ſobald die Mächte, préalablement à toute négociation ultérieure, erklären, daß der vom Könige, zwar nie ausgeſprochne, aber ſtillſchweigend gehegte und gepflegte, und durch das letzte Projekt ſogar deutlich beurkundete Vorbehalt, in den Augen der Mächte null und nichtig iſt *).

*) Dieſes Votum führte Gentz weitläuftig in dem angekündigten Memoire aus: Observations sur un Mémoire relatif à la position de S. M. le Roi des Pays-Bas vis-à-vis de la conférence de Londres dans les transactions des années 1830 et 1831. Dazu fügte er zwei Entwürfe: 1. Marche à suivre par la conférence, und 2. Projet de déclaration à émettre par la conférence. D. H.

XVII.

Betrachtungen über die politiſche Lage von Europa.

Nach dem Fall Warſchau's.

Dieſer merkwürdige Artikel erſchien in der Allgemeinen Zeitung vom 27. und 28. September 1831 mit dem Beifügen, von der Donau. Es iſt ohne Zweifel der wichtigſte unter den gedruckten Aufſätzen aus Gentz's ſpäterer Epoche und dient den ungedruckten Stücken, die wir hier zuerſt mittheilen, beſonders Nro. XIII und XIX, augenfällig zur Ergänzung. Sie bilden zuſammen eine Art politiſches Teſtament, deſſen Werth noch lange fühlbar bleiben und verſtändigen Köpfen Stoff zum Nachdenken liefern wird. D. H.

Die Beendigung der polniſchen Revolution iſt ein bedeutungsvolles Ereigniß, wodurch die Möglichkeit herbeigeführt wird, dem bisherigen ſchwankenden Zuſtande in Europa wieder Entſchloſſenheit und Konſequenz folgen zu ſehen. Der unſelige Kampf an der Weichſel, obgleich deſſen Ausgang zu erwarten war, gab dennoch allen politiſchen Verhält-

niſſen den Schein einer Ungewißheit, die auf die Maßregeln der Kabinette ſelbſt überzugehen drohte. Der blutige Urſprung der Empörung wurde zum Theil vergeſſen, weil die Tapferkeit der polniſchen Armee ein großmüthiges Mitgefühl der Völker erzeugte, welches die Meinung beherrſchte, und jene That als durch das Ziel der Unabhängigkeit gerechtfertigt darſtellte. Die Kabinette zwar mußten die Unternehmung aus einem höhern Geſichtspunkte anſehen. Sie konnten ſchon um deswillen ihr nicht günſtig ſein, als dieſelbe auf ein unmöglich zu erreichendes Ziel gerichtet war. Sie mußten erwägen, daß gerade derjenige Theil von Polen, der die Fahne der Empörung erhob, durch unbeſtrittenes Recht der Eroberung dem ruſſiſchen Scepter unterworfen war, ſo daß ſelbſt die ſpäter in feierlichen Traktaten ausgeſprochene Anerkennung dieſes Verhältniſſes dem guten Rechte des Krieges keine höhere Weihe geben konnte Es lag weder in dem Berufe der Kabinette noch in dem Umkreiſe ihrer Macht, die früheren Theilungen ungeſchehen zu machen und deren Folgen aus der Geſchichte zu verbannen. Wie ſie aber auch über den Charakter der erſten Auflöſung der polniſchen Republik denken mochten, ſo konnten ſie nicht ohne Theilnahme bemerken, daß in den fünfzehn Jahren ſeit dem Wiener Congreſſe der ehedem traurige Zuſtand dieſes Landes ſich wie durch Zauberei in einen blühenden verwandelt hatte, indem hier, wo ſonſt unwegſame Moräſte und kaum der Anfang der Civiliſation in einem rohen Ackerbau zu bemerken, unter der Fürſorge der ruſſiſchen Regierung prachtvolle Kunſtſtraßen, Kanäle, wohlbeſtellte Felder, reiche Fabriken, ein muſterhaft gebil-

detes Heer, und wohlgeordnete Finanzen, den Beweis einer wohlthätigen neuen Schöpfung aufstellten. Sonach konnten die Kabinette in der polnischen Revolution weder eine rechtmäßige, noch eine durch unleidlichen Druck gerechtfertigte Unternehmung erkennen. Wie sehr sie auch geneigt waren, der schwärmerischen Gesinnung eines neuen Rittergeistes Nachsicht zu schenken, mußten sie dennoch in dem Aufstande der Polen Empörung, Undankbarkeit und Unbesonnenheit entdecken. Eine solche Ansicht früher laut auszusprechen, wäre ungroßmüthig gewesen, so lange die Polen noch kämpften, und ihnen die Bekanntmachung dieser Ansicht hätte nachtheilig sein können. Jetzt, nachdem ihr Schicksal entschieden ist, behaupten die Thatsachen den Rang vor der Meinung. Die Kabinette fanden sich durch die Verhältnisse veranlaßt, eine durch die Aufregung der Gemüther weit verbreitete Meinung zu schonen und ihr Zeit zu gönnen, den Kreis der Verirrung vollständig zu durchlaufen. Es war sogar Gewinn für die Gesellschaft von dem Irrthum zu hoffen; denn nachdem die poetische Politik der sogenannten liberalen Partei sich vorzüglich auf die Hoffnung einer fremden Hülfe stützte, und nachdem diese nicht eintreffen wollte noch konnte, mußten die Völker am Ende wohl einsehen, daß jene Hoffnung eitel sei, und weder vom Willen noch von der Kraft gerechtfertigt wurde.

Das Betragen der französischen Regierung in dieser bedenklichen Zeit und bei diesen verwickelten Verhältnissen verdient den unzweideutigen Dank Europa's. Denn indem dieselbe alle Zumuthungen der zerstörungssüchtigen Parteien

zurückwies, gab ſie den vollſtändigen Beweis ihrer Achtung für die beſtehenden Rechte, für die Heiligkeit der Traktate; ſie gab den Beweis ihrer Weisheit, indem ſie die aufgeregten Geiſter beherrſchte, welche im Wahne, eine neue Schöpfung in Europa einzuführen, nur den Umſturz aller Ordnung bewirkt haben würden. Sollte auch an dieſer Mäßigung und Weisheit der Wunſch, ſich auf die Ereigniſſe vorzubereiten, Antheil gehabt haben, ſo iſt die Wirkung darum nicht weniger allgemein wohlthätig geworden; denn die Politik der franzöſiſchen Regierung gönnte auch andern Staaten die Vorbereitung, und hat dadurch den Nachtheil der Ueberraſchung von ihnen abgewendet.

Jetzt, nachdem das Schickſal über eine, alle thätige Politik lähmende Unternehmung entſchieden hat, iſt es an der Zeit, den Blick umſichtig und prüfend auf die großen europäiſchen Verhältniſſe zu richten, um in ihnen die Aufgabe der Politik zu erkennen, und nach denſelben die Berechnung der Zukunft anzuſtellen. Es ſcheint, daß die gegenwärtige Periode vorzüglich durch den Kampf zweier entgegengeſetzter Syſteme ſich charakteriſire, und daß in dieſem Kampfe Alles darauf ankomme, ob die Volks-Souverainetät als die Quelle aller Rechte im Staate ſich geltend mache, oder ob das monarchiſche Prinzip, wie bisher, als die bewegende Feder in der Uhr des Staatslebens erhalten werden könne. Die Anhänger der Volks-Souverainetät beſchuldigen ihre Gegner, daß ſie die Willkühr zur Baſis des Rechts machen wollen, während viele Anhänger des monarchiſchen Prinzips durch die

That bewieſen haben, daß ſie Bürgſchaft gegen Willkühr für nothwendig erkennen, und um ſolche zu gewähren, in feierlich beſchwornen Verfaſſungsurkunden die Rechte der Unterthanen, die Herrſchaft der Geſetze anerkennen. Welche Beſchaffenheit aber auch der Streit zweier widerſprechender Theorien haben mag, immer iſt es nöthig, ſich davon zu überzeugen, daß dieſe Theorien nicht blos ſich in metaphyſiſchen Regionen bewegen und gleichſam in der Luft ſchweben, ſondern daß ihnen reelle Maſſen von Kräften zur Unterlage dienen, welche Kräfte man kennen muß, um darnach den Ausgang eines ebenfalls reellen, nicht blos theoretiſchen Kampfes errathen zu können.

Auf dem Feſtlande Europa's iſt, nach Beendigung der erſten franzöſiſchen Revolution, nur erſt in einem großen Staate, und zwar erſt ſeit ungefähr einem Jahre, der Verſuch gemacht worden, die Volks-Souverainetät zum Grundgeſetze des Staates zu erheben. Ließe nun der Begriff einer ſolchen Souverainetät auch eine annehmbare Auslegung zu, ſo haben doch in demſelben Lande, wo der Verſuch im Großen angeſtellt wurde, zahlreiche, zum Theil blutige Volksaufläufe bewieſen, wie leicht der Begriff mißverſtanden werden könne. Erſt nachdem die Regierung, um ſich gegen die Aufſtände zu ſichern, eine größere Energie entwickelte, und dadurch faktiſch das monarchiſche Prinzip wieder in ſeine Rechte einſetzte, iſt dort Ruhe und Vertrauen im Innern wie in den äußern Verhältniſſen wieder möglich geworden. Die Nachahmungen jenes Verſuchs, die in einigen benachbarten Ländern im Kleinen bemerkt wurden, waren noch weniger geeig-

net, die Vortrefflichkeit der Volks-Souverainetät über allen Zweifel zu erheben, und die Regierungen geneigt zu machen, ihr zu huldigen.

Vielleicht weiſt man auf England hin, wo ebenfalls, ſeit länger als einem Jahrhundert, durch eine Revolution gleichſam das göttliche Recht abgeſchafft und das Prinzip der Volks-Souverainetät anerkannt wurde? Aber man vergeſſe nicht, daß in England, durch bisher unerſchütterte Inſtitutionen, der Volksgewalt ein mächtiger Damm gegen ihre Uebergriffe errichtet war; daß in dieſen Inſtitutionen die Regierung eine feſte Stütze fand gegen die Beweglichkeit des demokratiſchen Prinzips.

Selbſt in den Republiken, die ſich in Europa erhalten hatten, wurde dieſes Prinzip durch Inſtitutionen, die nicht aus demſelben hervorgegangen waren, wohlthätig gemäßigt. Wenn ſonach der noch junge große Staat, in welchem die Herrſchaft der Volksſouverainetät verkündet wird, als einziges Phänomen in Europa daſteht, und bisher noch keine Gelegenheit hatte, die Haltbarkeit ſeines Prinzips durch die That zu beweiſen: ſo ſieht man dagegen auf der andern Seite alle großen Mächte des Feſtlandes, im Vereine mit den Mächten des zweiten Ranges, fortwährend zur Erhaltung und Vertheidigung des monarchiſchen Prinzips entſchloſſen, wie ſolches ihnen von der Weisheit der Vorfahren vererbt wurde, wie es ſich durch die Erfahrung der Jahrhunderte bewährt hat. Bei dem Abwägen der Kraftmaſſen alſo, auf welche ſich die beiden erwähnten Syſteme ſtützen, iſt offenbar das Uebergewicht

auf Seite der alten Monarchien, die überdem durch einen einzelnen, noch unentſchiedenen Verſuch unmöglich ſich für erſchüttert und bedroht halten können. Der Krieg wäre ſonach von ihnen nicht zu fürchten. Folgt aber aus dem Widerſpruche beider Prinzipe, daß derſelbe nothwendig in einem blutigen Kriege ſich auflöſen müſſe? Wir glauben dies nicht. Europa iſt zu civiliſirt, als daß es, wie in den Jahrhunderten der Religionskriege, die Entſcheidung in politiſchen Glaubensſachen dem barbariſchen, blinden Spiele der Schlachten anvertrauen ſollte. Zu ſolchem Spiele iſt der Augenblick auch keineswegs günſtig. Der Aufregung der Gemüther muß Zeit gelaſſen werden, ſich zu beſänftigen; die mörderiſche Seuche, die den Norden und Oſten heimſucht, fordert zu andern Sorgen auf, und hält durch Furcht vor Berührung, die Kämpfenden in vorſichtiger Entfernung zurück. Befänden wir uns aber auch in günſtigeren Umſtänden, wären die Geiſter weniger in Gährung, wäre das Leben der Bevölkerungen weniger bedroht, ſo ſähe ſich das monarchiſche Europa dennoch nicht genöthigt, zu dem Kriege, als letztem Mittel, ſeine Zuflucht zu nehmen. Es ſtützt ſich auf die Erfahrung der Jahrhunderte, die ſein Syſtem bewährt hat; es kann alſo gelaſſen das Reſultat abwarten, wenn in einem einzelnen Lande, auf deſſen eigene Gefahr der kühne Verſuch gemacht wird, eine ganz neue, bisher unbekannte Erfahrung auf ungebahntem Wege aufzufinden. Was bisher bei dieſem Verſuche zu Stande kam, iſt nicht geeignet, dem Schrecken vor einer neuen, Alles umſtürzenden Rieſenmacht Gehör zu geben; vielmehr wird man zu dem

Glauben berechtigt, daß bald die noch erhitzten Parteien in Frankreich ſich von der Nothwendigkeit überzeugen werden, die Macht der Verhältniſſe und die beſtehende Ordnung in Europa zu achten, wie ſchon jetzt die franzöſiſche Regierung ſich von dieſer Nothwendigkeit überzeugt hat.

Ein Krieg gegen Prinzipien könnte dieſer die Allianz der Leidenſchaften, der Nationalvorurtheile und des politiſchen Fanatismus zuführen. Die Kabinette haben die Lehren der frühern Kriege gegen die Revolution nicht vergeſſen. Europa kann alſo den Frieden wollen, und es will ihn aus Klugheit, wie aus innerer Ueberzeugung, weil es in ſeiner Macht ſicher iſt, die Ordnung bei ſich aufrecht erhalten zu können. So wenig aber es zum Angriffe geneigt ſein kann, um ſo entſchloſſener muß es zugleich ſein für die Vertheidigung, im Fall es ſelbſt angegriffen würde. Dieſen Fall fürchtet es nicht, und hat ihn um ſo weniger zu fürchten, als dann alle Gehäſſigkeit eines ungerechten Angriffs auf dem Gegner laſten würde. Auch die öffentliche Meinung würde ſich für diejenigen erklären, welche nur erhalten, nicht umſtürzen wollen. Denn auch die Völker haben aus den frühern Kriegen gelernt, wie koſtbar die Einquartierung der Freiheit bringenden Verbündeten aller Völker, wie läſtig ſie ihnen werden muß; ſie haben ganz neuerlich, aus dem Schickſale der Polen, die Zuverläſſigkeit der Verheißungen einer hülfebringenden Propaganda ermeſſen können. Sollten daher auch einzelne Stimmen, im Dienſte auswärtiger Parteien, oder von eigner Verblendung beherrſcht, die gerechte Abwehr des Angriffs, durch

die Organe der öffentlichen Meinung, verdächtig zu machen verſuchen wollen, ſo werden dieſe einzelnen Stimmen um ſo leichter zum Schweigen zu bringen ſein, als der aufgeklärte Theil einer Nation, die für ihre Ehre und Selbſtſtändigkeit kämpft, ihnen kein Gehör geben wird.

Iſt ſonach der allgemeine Friede, bei der Unmöglichkeit einer umwälzenden Propaganda, als geſichert anzuſehen, ſo kann es zur völligen Beruhigung der Gemüther vielleicht nützlich ſein, darauf aufmerkſam zu machen, wie eine etwaige Anfeindung des wahrhaft conſtitutionellen Syſtemes in den Ländern, wo daſſelbe Staatsgrundgeſetz geworden iſt, keineswegs in der Abſicht derjenigen liegen könne, welche in dem monarchiſchen Prinzipe die ſicherſte Bürgſchaft für den Beſtand der Ordnung erkennen. Der leitende Grundgedanke ihrer Politik kann nur auf Erhaltung, nicht auf Umſturz gerichtet ſein. Wo ſonach die repräſentative Verfaſſung geſetzmäßig eingeführt, wo ſolche in Uebereinſtimmung mit dem monarchiſchen Prinzipe gebracht wurde, da wird ſie geachtet und geſchützt werden. Glücklicherweiſe iſt, wenigſtens in Deutſchland, etwa Churheſſen ausgenommen, dieſes belebende und erhaltende Prinzip überall in den Verfaſſungen geſichert oder könnte es leicht, im legalen Wege, werden. Es liegt alſo keine Nothwendigkeit vor, der geſetzmäßigen Wirkſamkeit der Stände feindlich entgegen zu treten. Die ehrwürdigſten Männer, die Europa Bürgſchaft ihres Muthes und ihrer Beſonnenheit gegeben, haben ſich unumwunden für das conſtitutionell-monarchiſche Syſtem erklärt,

und würden, im Fall der Noth, daſſelbe zu vertheidigen und zu beſchützen wiſſen. Die großen Mächte aber werden um ſo mehr geneigt ſein, die innere Selbſtſtändigkeit auch der conſtitutionellen Staaten des zweiten Ranges anzuerkennen, als ſie dadurch Europa eine beſtätigende Bürgſchaft ihres Syſtemes der Erhaltung geben, und der Beſorgniß feierlich widerſprechen würden, als könnte eine, dem Zeitgeiſte und den allgemeinen Intereſſen widerſprechende Diktatur in ihrer Abſicht liegen. Kein Krieg, ſondern Schutz gegen Angriff, keine Zerſtörung, ſondern Erhaltung des Beſtehenden — dies wird die Seele des europäiſchen Syſtemes ſein, wie ſolches von den Bedürfniſſen der Staaten gefordert wird.

Aus dieſen allgemeinen Umriſſen dürfte unſchwer zugleich die Politik der mittlern Staaten zu entnehmen ſein. Als Theile eines großen organiſchen Ganzen können und werden ſie ſich nicht von den Grundſätzen und Intereſſen deſſelben trennen; können und werden ſie ſich nicht dem gefährlichen, anderwärts gewagten Verſuche hingeben, auf gut Glück die Grundpfeiler der europäiſchen Geſellſchaft zu wechſeln. Treu den übernommenen Verpflichtungen gegen verbündete Regierungen, werden ſie nicht minder treu die ihren Völkern zugeſicherten Verheißungen erfüllen, die Entwicklung geſetzmäßiger Freiheit beſchützen, aber zugleich den Anmaßungen der Parteien, wo dieſe zur Anarchie führen könnten, mit Kraft zu begegnen wiſſen. In Uebereinſtimmung mit dem Geiſte der Ordnung und zugleich mit dem Geiſte des Jahrhunderts, werden ſie ihren

Ruhm darein ſetzen, der Welt zu beweiſen, daß das Syſtem regelmäßiger Fortſchritte mit dem Syſteme der Erhaltung nicht nothwendig im Widerſpruche ſtehen müſſe, daß vielmehr eine harmoniſche Verbindung zwiſchen beiden möglich ſei, daß gerade in ſolcher Verbindung die eigenthümliche Stärke dieſer Staaten beſtehe, und daß dieſelbe, als Feindliches verſöhnend, ihnen einen hohen Rang in der europäiſchen Republik erwerben müſſe.

XVIII.

An Herrn von Pilat.

Den 18. Dezember 1831.

Ich weiß nicht mehr, was ich von der Allgemeinen Zeitung denken ſoll. Obwohl ich, wie Ihnen bekannt iſt, eine Menge einzelner Aufſätze, die ſie giebt, ſchätze und lobe, ſo ſcheint es mir doch, daß ſeit einiger Zeit, eigentlich nur ſeit einigen Monaten, der Geiſt und die Tendenz dieſes Journals ſich ganz verändert hat. Sonſt war das herrſchende Beſtreben derſelben, auf Beruhigung der Gemüther, und Erhaltung des Friedens — dieſes erſten Bedürfniſſes, dieſes weſentlichen Gemeingutes aller europäiſchen Staaten gerichtet, und Caſimir Perier wurde, mit vollem Fug und Rechte, als Gewährsmann eines politiſchen Syſtems, welches alle Nachbarſtaaten, und insbeſondre Deutſchland nicht genugſam ſegnen könnten, geprieſen. Heute lautet es anders. Faſt in jedem Blatte der A. Z. erſcheinen Artikel, worin dies nämliche Syſtem

bitter getadelt, die Miniſter, die es aufrecht halten, verhöhnt, die Oppoſition und die Partei des mouvement vertheidiget oder gerühmt, der Gang und die Grundſätze, welche den allgemeinen Krieg unfehlbar längſt herbeigeführt hätten, und auch jetzt noch, wenn ſie zum Unglücke der Welt (und Frankreichs ſelbſt) den Sieg davon tragen ſollten, unausbleiblich herbeiführen würden, mit allen Künſten ſophiſtiſcher Beredſamkeit als einzig conſequent und weiſe dargeſtellt werden. Die mit ⊙ bezeichneten, mit vieler Geſchicklichkeit abgefaßten Artikel in den Blättern vom 13ten und 14ten Dezember enthalten, nicht nur gegen die miniſterielle Politik, ſondern auch gegen Männer wie Guizot, Thiers, Dupin ꝛc. ꝛc. und Perier ſelbſt, perſönliche Ausfälle, welche man in einem Blatte, das bisher die Anſichten der gemäßigt-liberalen Partei, wo nicht ausſchließend, doch vorzugsweiſe begünſtigte, nie erwartet hätte. In einem andern, mit †† bezeichneten Artikel wird ſogar die ſcharfſinnige Schrift des Hrn. Thiers (ſonſt eines Freundes und Correſpondenten des Hrn. v. Cotta) auf eine Art gemißhandelt, die man einem eingefleiſchten Carliſten kaum verzeihen würde.

Was kann der Zweck dieſer Feindſeligkeiten ſein? Gewiß nicht eine dritte Reſtauration; gewiß nicht, ich glaube es wenigſtens, der Triumph der Republikaner, oder der des Bonapartismus. Wenn man aber das gegenwärtige Syſtem unabläſſig verſchreit, es täglich als ein ſchwaches, verächtliches, für Frankreich verderbliches, als ein lächerliches juste milieu ſchildert — was denkt man denn an deſſen Stelle zu ſetzen? — Es bleibt nichts

mehr übrig als der Wunſch, je eher je lieber den allgemeinen Krieg zu entzünden.

Ganz in der nämlichen Richtung ſind ſeit ein Paar Monaten faſt alle Artikel über die niederländiſchen Händel und über die Londner Conferenzbeſchlüſſe geſchrieben. Der König von Holland — mirabile dictu! — iſt heute der Liebling und der Held deſſelben Journals geworden, welches in Perier und Guizot nichts mehr als Schwächlinge, oder gar Verräther ſieht. Ich kenne die Quelle dieſer, und vieler ähnlichen Artikel, die heute in mehr als einer Zeitung figuriren und bedaure recht aufrichtig, daß man an dem leidenſchaftlichen Verfaſſer derſelben einen nützlichen Mitarbeiter gefunden zu haben glaubt. Der Schaden, den ſie in Hinſicht auf die Eintracht zwiſchen den großen Mächten, auf die Beruhigung der Gemüther und auf den öffentlichen Credit bereits geſtiftet haben, und fernerhin ſtiften werden, iſt unermeßlich.

Was denkt Hr. v. Cotta von ſolchem Treiben? Als ein aufgeklärter Mann und als ein wohldenkender Deutſcher, kann Er doch unmöglich den Sturz des Perierſchen Miniſteriums, oder einen abermaligen Sturmlauf des Königs von Holland wünſchen, den Deutſchland vielleicht theuer bezahlen würde. Oder frägt Er nicht mehr nach der Redaktion ſeines gerade jetzt ſo wichtigen und einflußreichen Blattes? Oder ſind ein Paar hämiſche Oppoſitions-Männer in Paris, und Herr E. M. [Ernſt Münch] mächtiger geworden, als Er?

Hierüber könnten Sie mir vielleicht Auskunft verschaffen. Ich erlaube Ihnen zu sagen, daß ich sie mir erbeten habe. Hr. v. Cotta wird die wohlmeinende und freundschaftliche Absicht, in welcher ich sie begehre, gewiß nicht verkennen.

XIX.

An Baron von Cotta in Stuttgart,

die kriegprovocirende Richtung der Allgemeinen Zeitung betreffend.

Nebst Antwort des Hrn. v. Cotta an Gentz.

Wien, den 21. April 1832.*)

Mein hochzuverehrender Herr und Freund!

Es ist Ihnen bekannt, daß ich von jeher und unter allem Wechsel der Zeiten, ein aufrichtiger und treuer Freund der Allgemeinen Zeitung war. Ich bin es auch heute noch, lasse der Reichhaltigkeit dieses Blattes, der geschickten Auswahl, und dem unläugbaren Werth

*) Noch in demselben Jahre (9. Juni) starb Gentz, und am 29. Dezember Herr von Cotta, der Heros des deutschen Buchhandels und Begründer jenes wichtigen Instituts, das zu dieser Correspondenz Veranlassung gab und dessen Leitung in stürmischen Zeiten gewiß eine der schwierigsten Aufgaben sein muß. D. H.

vieler ſeiner Correſpondenz-Artikel ihr volles Recht widerfahren, und erkläre es, ohne Bedenken, für das erſte politiſche Journal in Europa.

Nach einem ſolchen Bekenntniß glaube ich nicht erſt verſichern zu dürfen, daß keine Art von Parteigeiſt, kein einſeitiges Urtheil, kein engherziger Skrupel, mir die nachſtehenden Bemerkungen eingegeben hat.

Seit längrer Zeit fiel mir auf, daß die Mehrheit Ihrer Correſpondenz-Artikel aus Paris von dem Perierſchen Miniſterium, und nebenher von der ganzen jetzigen Regierung, in feindſeligen, oder, was noch ſchlimmer iſt, in herabwürdigenden Ausdrücken ſprach. Daß dies in einzelnen Artikeln geſchah, konnte mich nicht wundern, weil es dem von der Redaktion einmal angenommenen Grundſatz, Organen aller Meinungen, und aller-Schattirungen von Meinungen, eine Stimme zu gönnen, angemeſſen war. Weniger aber konnte ich mir erklären, wie nach und nach jene Anſicht die präponderirende, die Sprache derer, welche ſie geltend machen wollten, immer bittrer und heftiger ward. Ein Mann, wie Baron Cotta, braucht von mir nicht zu lernen, daß die Exiſtenz des jetzigen franzöſiſchen Miniſteriums eine der letzten Bürgſchaften der Fortdauer des europäiſchen Friedens iſt; und daß Sie zu der Partei derer, die das Heil der Welt — ſei es nun im Sinne einer gewaltſamen Contre-Revolution, ſei es im Sinne eines völligen Umſturzes der alten geſellſchaftlichen Ordnung — vom Kriege allein erwarten, übergegangen ſein ſollten, das konnte ich mir, und kann es mir noch nicht als möglich denken. Unläugbar iſt aber, daß die Allgemeine

Zeitung in den letzten 6 Monaten durch die Tendenz ihrer meiſten politiſchen Artikel der Kriegs-Partei mächtigen Beiſtand geleiſtet hat, und daß die faſt täglichen Verunglimpfungen Periers, der Sache des Friedens, und der conſtitutionellen Monarchie, mehr geſchadet haben, als die ärgſten carliſtiſchen und republikaniſchen Diatriben der Gazette de France und Quotidienne, des National und der Tribüne.

Endlich aber — verzeihen Sie mir das ſtarke Wort — iſt das Maß dieſer falſchen, und wie ich glaube, höchſt verderblichen Richtung voll geworden, durch die Aufnahme der ſchmählichen Artikel, die Heine ſeit einiger Zeit, unter dem Titel: Franzöſiſche Zuſtände, wie einen Feuerbrand, in Ihre, ſolchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber, und viele Liebhaber finden; denn ein ſehr großer Theil des Publikums ergötzt ſich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine; und Perier (und Louis Philippe mit ihm) ſind — blos und allein, weil ſie Ordnung und Frieden als ihren höchſten Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutſchland ſo ſehr in Mißkredit gefallen, daß man heute ſchon lieber die Koſacken, als das verſchriene Juste milieu in Paris regieren ſehen möchte. Dies Alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiel der Welt zu lange, und aus zu lehrreichen Standpunkten zugeſehen, um nicht auf das Unglaublichſte und Unſinnigſte in den Revolutionen der Meinung ſtets gefaßt zu ſein. — Daß Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausſchweifungen, die Sie zuverläſſig nicht billigen,

auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe.

Was ein verruchter Abentheurer wie Heine (den ich als Dichter gelten laſſe, ja ſogar liebe, und gegen den alſo kein perſönlicher Haß mich bewegt) eigentlich will und wünſcht, indem er die heutige franzöſiſche Regierung in den Koth tritt, mag ich nicht weiter unterſuchen, obwohl es ſich ziemlich leicht errathen läßt. Mich dünkt aber, die gränzenloſe Verachtung, womit dieſe Unholde unter andern, und jetzt vorzugsweiſe, von den achtbarſten Claſſen des Mittelſtandes ſprechen, ſollte ſelbſt dieſe Claſſen gegen ſie aufbringen. Ein Artikel in der außerordentlichen Beilage vom 13. April fängt mit der Erklärung an — „noch nie, ſelbſt nicht in den Zeiten der Pompadour und Dübarry habe Frankreich in den Augen des Auslandes ſo tief geſtanden; und es zeige ſich jetzt, daß in einer Maitreſſen-Herrſchaft immer noch mehr Seele zu finden ſei, als in dem Comtoir eines Banquiers.“ Wie muß einem aufgeklärten Kaufmann hiebei zu Muthe werden? Die Geiſtlichkeit und den Adel mag man längſt nicht mehr; ſie ſind abgethan; requiescant in pace! Wenn aber Männer, wie Perier, und ihre „Anhänger, das heißt, Angeſtellte, Banquiers, Gutsbeſitzer, und Boutiquiers“ noch mehr verhorreszirt werden, als die ehemaligen Fürſten, Grafen und Barone, wer ſoll denn zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwiſchen den Redakteurs des Freiſinnigen, als der (Gott ſtehe uns bei!) gemäßigtern Revolutions-Cotterie, und Volks-Vertretern, wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer ꝛc.

Ich würde mir dieſe Bemerkungen nicht erlauben, wenn ich annehmen könnte, daß Sie vielleicht beſondre Gründe, beſondre Aufforderungen hätten, den täglichen Krieg der A. Z. gegen das Juste milieu, gegen eigne, beſſere Ueberzeugung, gut zu heißen. Solcher Gründe und Aufforderungen könnte es freilich mehrere geben, da die beiden extremen Parteien von gleichem Haſſe gegen das heutige franzöſiſche Miniſterium, und von gleichem Durſt nach einem allgemeinen Vertilgungskriege beſeelt ſind. Beruhigender iſt es mir jedoch zu glauben, daß bloßer Zufall, oder perſönliche Dispoſitionen Ihrer Herrn Redaktoren, den Schlüſſel zu der ſonderbaren Erſcheinung darbieten.

Was ich Ihnen hier, mit vertrauensvoller Offenheit, und gewiß in der beſten Abſicht geſchrieben habe, bitte ich Sie, und zwar recht angelegentlich, als eine durchaus confidentielle Mittheilung zu behandeln, und von dieſem Briefe gegen Niemanden Gebrauch zu machen. Die darin herrſchende Anſicht iſt ausſchließend die meinige. In Wien — ich ſpreche nicht von den wenigen unbefangenen Richtern, die heute kaum mehr gehört werden — läßt man ſich gern gefallen, daß Perier und Louis Philippe mit Ernſt und Spott zu Tode gerittten werden; und es iſt, wie Sie wiſſen, Mode geworden, ſich mit dem Teufel ſelbſt zu coaliſiren, wenn man dadurch eine neue Reſtauration herbeiführen, oder vor der Hand nur diejenigen ſtürzen könnte, die man ärger verabſcheut als den Teufel. Ich glaube, oder vielmehr ich weiß, daß man in Ihrer Nähe ähnliche Geſinnungen hegt.

Es wäre mir z. B. sehr unangenehm, wenn unser Gesandte in Stuttgart, der übrigens mein persönlicher sehr guter Freund ist, ahnden könnte, daß ich ein so heilsames Werk, als die Verfolgung des Juste milieu auf Leben und Tod, gestört, oder für die Bösewichter, die an dessen Spitze stehen, Gerechtigkeit, Billigkeit und Anstand verlangt hätte. Ich habe mich gegen Sie ausgesprochen, weil ich Sie für einen Mann von festen Grundsätzen, und ruhigem Urtheil halte, der den Weg des Friedens, und folglich die Mittelstraße, allen andern vorzieht, nicht alle sechs Monate von einem Extrem ins andre überspringt, und die Gährung in den Köpfen zu besänftigen, nicht zu steigern wünscht. — Diesem System aber ist die Allg. Zeitung, bei aller ihrer scheinbaren Neutralität, in dem letzten Zeitraume nicht treu geblieben.

Sollte ich mich in meinen Voraussetzungen über Sie geirrt haben, so übergehen Sie dieses Schreiben mit Stillschweigen, vertilgen es aber sogleich für immer. Finden Sie meine Erinnerungen einer Antwort werth, so lassen Sie mir dieselbe auf keinem andern Wege, als durch Baron Rothschild in Frankfurt, zukommen. Auf jeden Fall werden Sie in dem gegenwärtigen Schritte einen neuen Beweis der vorzüglichen Achtung und der freundschaftlichen Gesinnungen finden, mit welchen ich unverändert verharre

Ew. Hochwohlgeboren!

ꝛc. ꝛc.

Antwort des Baron von Cotta.

Hochzuverehrender Herr Hofrath!
Theuerſter Gönner!

Die Freude, welche mir Ihr höchſt verehrtes Schreiben, das ich vor etlichen Tagen erhielt, verurſachte, weiß ich nicht zu beſchreiben, da es mir einen ſo ſchätzbaren Beweis Ihrer fortwährenden Gewogenheit und Ihrer ſteten Theilnahme an der Algemeinen Zeitung giebt, worauf ich einen ſo großen Werth zu legen habe.

Was Sie über den Werth dieſes Inſtituts äußerten, hat mich ungemein gefreut, ja ich möchte beifetzen, getröſtet, da es von ſo vielen andern Seiten her angefochten wird und da es mich ſo viel Mühe und Arbeit koſtet, zweckmäßige Quellen aufzufinden, auf die gehörige Benutzung der Materialien hinzuwirken, auf Correſpondenten, Mitarbeiter und Redaktoren ſo einzuwirken, um das Ganze in der Stellung zu erhalten, wie es die Unparteilichkeit, die Würde des Inſtituts und die Beachtung unſrer aufgeregten Zeit erfordert und dabei dieſe doch möglichſt berückſichtigt wird, um den Credit des Inſtituts zu erhalten. Und wenn ich gleich der Meinung war und bleibe, daß der letztre, der Credit, nur durch ſtrenge Unparteilichkeit und würdige Haltung erhalten werden könne, ſo erfordert doch die neueſte Zeit eine eigne Art Taktik, um den Gegnern nicht zu leichtes Spiel zu laſſen — denn Sie haben keine Vorſtellung von den Umtrieben, die ſich eine Geſellſchaft, hier, in Paris und anderswo erlaubte, die Allgemeine Zeitung zu diskreditiren. Namentlich

erlaubt ſich die hier ſeit Julius etablirte Deutſche A. Z. jedes Mittel, um glauben zu machen, die veraltete, wie ſie ſie nannte, A. Z. höre auf.

Ich würde dieſes Detail nicht anführen, wenn es nicht nöthig geweſen wäre, um einiges daraus erklärbar zu finden; was ſonſt nicht der Fall geweſen wäre — ich führe als Beiſpiel nur an, das Engagement von Heine, die Benutzung von deſſen Mittheilungen, ſo wie in neuern Zeiten die Benutzung des Freiſinnigen.

Sie konnten und ſollten benutzt werden, aber in ganz andrem Sinn als es geſchehn, unerachtet vieles noch geändert wurde auf die ſtrenge Mahnung von meiner Seite und bei Benutzung des Freiſinnigen ich wiederholt die ſtrengſte Unparteilichkeit empfahl.

So habe ich auf jede Weiſe zu ſorgen, zu kämpfen, zu rathen, zu vermitteln, ſo daß ich allen Muth und Kraft zuſammennehmen muß, um nicht ganz zu ermüden.

Daß ich nach dieſen Vorausſchickungen meine alte Geſinnung keineswegs verändert habe und daß ich mit allen Ihren Bemerkungen, Tadel und Anſtellungen vollkommen einverſtanden bin, werden Sie, wie ich mir ſchmeichle, wohl glauben.

Perier betreffend, ſo habe ich dieſen bedeutenden Mann und die Wichtigkeit ſeiner Stellung beſonders ins Auge gefaßt und namentlich einem der franzöſiſchen Correſpondenten, der ſeit einigen Wochen in Strasburg iſt und von dort aus ſchreibt, aufgetragen, Perier's Verdienſte beſonders herauszuheben. — Auch habe ich mich ſtets bemüht, von deſſen Miniſterium ſelbſt aus ſo wie von den

Umgebungen höhern Orts her, Angaben zu erhalten, die mich und die Redaktion in Stand ſetzten, in dem Sinne zu ſchreiben und zu wirken, den Sie ſo richtig bezeichnen. Daß die letzten Bürgſchaften der Fortdauer des europäiſchen Friedens hierauf beruhen, ſchwebt mir, wie ſo manches zu gleichem Zweck Nothwendige ſo lebendig vor Augen, daß dies auch vorzüglich meine Unterhandlungen in M. leitete, die Ihnen und dem Fürſten nicht fremd ſein können. — Wie ſchwer wurde es mir, die Exaltation in das gehörige Maß zurückzuführen, begreiflich zu machen, daß wir nur für den Frieden arbeiten mußten, daß wir dieſen nur erhalten könnten, wenn wir mit Eintracht feſt und kräftig unſre Stellung ſo faßten, daß wir reſpektirt von Außen und Innen, in Vereinigung mit Preußen und Oeſterreich, die auf gleichen Zweck hinarbeiteten, das Schwert in die Schale legen könnten. Wie nothwendig dies uns auch fürs Innere ſei, konnte ich nicht genug zur Beherzigung geben, beſonders da ſo viel verſäumt, ſo manches ſelbſt herbeigeführt und Feuer angefacht wurden, die nun nur mit Schwierigkeit zu löſchen ſind.

Dieſe Geſinnungen leiten mich auch in meinen Correſpondenzen mit den Redaktoren und Sie werden es kaum glauben, daß faſt täglich Briefe an dieſe abgehen, um den gehörigen Geiſt zu bewirken. Aber Alt und Jung, alles leidet am Schwindel, und ich greife mir oft an den Kopf, wenn ich ſo ganz anders die Menſchen finde, ob es denn mit dem meinigen noch richtig ſtehe.

In der neuern Zeit kam mir daher ſchon manchmal der Gedanke, ob die Allgemeine Zeitung ſich nicht nach

Wien verlegen laſſe; ich kenne zwar alle Schwierigkeiten, Anſtände und mißliche Verhältniſſe, allein die Idee ſcheint mir doch nicht ganz verwerflich und daher wollte ich ſie wenigſtens als Beweis meiner Anſichten und Geſinnungen nicht zurückhalten.

Ich habe mich ſo offen gegen Sie erklärt, wie es meine Pflicht war auf Ihr zutrauenvolles Schreiben und ich bitte Sie zu glauben, daß ich Ihre mir dadurch bewieſene Güte aufs höchſte zu ſchätzen weiß, daß ich den Inhalt ganz in meinem Buſen verſchließe, aber denſelben ſtets zu meiner Richtſchnur werde gelten laſſen und unermüdet dafür arbeiten.

Wie glücklich würde ich ſein, wenn ich bei Anläſſen ähnliche Winke erhielt.

Erhalten Sie mir ferner Ihr Wohlwollen und genehmigen Sie die Verſicherung der unwandelbarſten Verehrung ꝛc. ꝛc.

Stuttgart, 8. Mai 1832.

Cotta.

Journal

der

Arbeiten und Lektüren.

Aus den Jahren 1826 und 1827.

Journal

der

Arbeiten und Lektüren.

Aus den Jahren 1826 und 1827.

chen Verſtandesmenſchen, wie er iſt, in den Feſſeln dieſer politiſch-kirchlichen Anſicht zu ſehen. In dieſem Syſtem iſt alles auf Hingebung und Autorität geſtellt. Staat und Kirche, als die beiden großen, monarchiſch-ariſtokratiſchen und hierarchiſch gegliederten, gegenſeitig ſich ſtützenden Erziehungsanſtalten, ſind die Quelle, von der alle Zucht und alles Heil für die Völker ausgeht. Eine höhere Leitung, die höchſtens durch den Buchſtaben des Rechts beſchränkt wird. Dieſes Prinzip der Autorität liegt allen ſpätern Anſichten von Gentz über inneres Staatsleben zu Grunde; es iſt das vom Verſtand erneuerte Prinzip des Mittelalters, nur in dem Unterſchied, daß damals den corporativen und ariſtokratiſchen Lebenstheilen zu Gut kam, was nach der Doktrin von Gentz und ſeiner Glaubensgenoſſen viel mehr dem modernen Regierungsbegriff und monarchiſchen Prinzip zufallen muß. Dieſes Syſtem mag andere Irrthümer bekämpfen, oder niederhalten; an ſich iſt es nicht gemacht, die Alleinherrſchaft zu behaupten. Denn alles Ringen und Streben der Civiliſation will ja das Prinzip der Freiheit und Selbſtthätigkeit der Einzelnen ſchrittweiſe zur Entwicklung bringen, will die Fortſchritte des Ganzen auf die innige Wechſelwirkung ſelbſtgeltender Regierungsgewalten mit einer gleichfalls lebenskräftigen und mitwirkenden bürgerlichen Geſellſchaft begründen. Je mehr der Liberalismus ſich ſeiner Verirrungen entäußert, und auch den Regierungen eignes Leben und Geltung einräumt, deſto weniger wird man die von einem entgegengeſetzten abſoluten Standpunkt ausgehenden Warnungen und Wahrheiten zu beherzigen nöthig haben. So weit ſind wir je-

doch, leider, nicht; und ſelbſt die einſeitigen Maximen eines Gentz ſind einer höhern Wahrheit oft näher, als Viele glauben. — Auch ſind ja dieſe Autoritäts-Grundſätze noch unter einem großen Theile der Mitlebenden feſtgewurzelt, wenn ſie ſchon ſelten mit ſo viel Verſtand und Schärfe verfochten, und — was wir gerade achtungswerth finden — ſo unverholen und von liberalem Ueberwurf entkleidet, dargelegt zu werden pflegen, als es von Gentz geſchah.

Das Journal liefert auch einen wiederholten Beweis, wie ſehr er dieſen Anſichten aus Ueberzeugung huldigte, mit welchem Ernſt er die Sache betrieb, und daß der Mann, den man ſo gern zu einer wirklich frivolen Erſcheinung herabgedrückt hätte, ſogar die religiöſe Seite dieſer Weltbetrachtung bis in kirchengeſchichtliche Studien verfolgte! Auch hier iſt ſein Standpunkt völlig katholiſch, und, wie ſeine Denkweiſe überhaupt, wenn auch von ihm mehr nach der weltlichen Seite und einer feſtbeſtimmten Praxis ausgebildet, mit der Richtung der Jeſuiten ſehr nahe verwandt.

Es gab eine Zeit, wo er und ſeine Meinungsgenoſſen eine dauerhafte Reſtauration in dieſer Richtung für erreichbar hielten, und in dieſer Periode — von der Zeit der Carlsbader Beſchlüſſe etwa bis 1825 — iſt auch faſt alles, was Gentz ſchrieb, mit einer Siegeszuverſicht und Verblendung behaftet, die jeden Freidenkenden zurückſtoßen müſſen. Auch wir wollen ihn nur kämpfend ſehen, gegen die Uebermacht roher Gewalt oder ſchrankenloſer Meinung. Doch ſah Gentz zu klar, um jenen Wahn lange zu hegen. Als England, unter Canning, definitiv aus dem Bunde

der großen Reſtaurationsallianz trat, als in Frankreich die Stimmung immer gefährlicher wurde und ſelbſt Chateaubriand, die Doktrinairs und das Journal des Débats ihre Kräfte in die Volksſchale legten, als endlich die orientaliſche Frage jeden Tag die Kriegesfackel wieder über Europa zu ſchleudern drohte — da gab Gentz, zwar nicht den Widerſtand, aber die Siegeshoffnung auf. Er fühlte, daß fortan dem reißenden Strom nur noch ein Damm zu ſetzen ſei. Und dies ſchon heiſchte Mühe und Arbeit genug. Da er für eine Freiheit, der wohl auch er Raum gegönnt hätte, in der heutigen Welt durchaus keine Elemente noch Zukunft ſah, da er ſich, wie er ſelbſt ſagt, zum Streiter gegen alle Neuerungen unſrer Zeit berufen fühlte, ſo ſetzte er, wie ein Märtyrerthum, den Kampf bis an ſein Ende fort. Doch war dieſer Kampf jetzt ganz ein anderer, und auch von beſſerm Erfolg begleitet. Je ſchwieriger die Verwicklungen und der Widerſtand wurden, deſto kräftiger erhob ſich, wie in zweiter Jugend, ſein Geiſt. Es iſt etwas Tragiſches, einen ſolchen Geiſt zu ſehen, der mit allen Kräften gegen den Rieſen der öffentlichen Meinung ringt, und zum Schluß, um nur das Letzte zu retten, ſeine halbe Niederlage bekennt. Gentz's vertraute Schriften ſeit der Julirevolution, ja ſchon einige Jahre früher — wie der merkwürdige Brief an Frau v. Helvig zeigt, mit dem wir dieſen Theil ſchließen — enthalten Zugeſtändniſſe, die man von ihm nie mehr erwartet hätte, und die gleichſam ſein Siegel auf die edelſten Hoffnungen der Zeitgenoſſen drücken.

In dieſe ſchönere Zeit ſeines Widerſtandes fallen auch

ſchon die Tagebücher ſeiner Arbeiten und Lektüren. Sie berühren auch in mancherlei Zügen die äußere Politik, in der Gentz ſtets einen heilſamen und geſunden Standpunkt behauptete. Rußland's Macht iſt auch hier ſein beſondres Augenmerk! Wie viele, öffentliche und geheime Beziehungen damaliger Zeitgeſchichte, wie manche Spuren ſeiner umfangreichen Amtsthätigkeit ſind hier angedeutet. Doch den höchſten Reiz giebt dieſem Journal das rege geiſtige Leben, das auf jeder Seite uns entgegenblickt. Welcher angeſtrengte Ernſt des Thuns, welcher Reichthum von Studium und Lektüre! Wie viel Männer haben wir, die am Ruder des Staats und neben den drängendſten Geſchäftsarbeiten noch ſolche Mußeſtunden aufzuweiſen haben? Dieſe Fragmente geben uns ein wahres Lebensbild. Und mit vollem Rechte ſagte ein edler Geiſt: „Da mögen die Leute ſehen, was es mit dem Schwelger Gentz für eine Bewandtniß hat!“

G. S.

Journal der Arbeiten und Lektüren.

1826.

März.

12ten. Depeſche an Lebzeltern (M.), die Sendung des L. Wellington nach Petersburg betreffend.

13. *Rulhières* [Histoire de l'anarchie de Pologne et du démembrement de cette république. Paris 1807. 4 Vols.] III. Görres im Katholiken. Medwin on Byron.

14. Depeſche und Brief an Lebzeltern.

15. Lange und ſehr künſtliche Depeſche nach Bukareſt. Brief an Eichler, an Münch ꝛc. ꝛc.

18. Schreiben an Adam Müller. — Sehr wichtige Expedition an Ottenfels. — Braſilianiſche Berichte geleſen.

19. Correſpondenz zwiſchen Canning und den Portugieſiſchen Miniſtern, wegen von dieſen verlangter Garantie der portugieſiſchen Succeſſion. — *Leake's* tour in Asia minor. — *Rulhières.*

20. Die beiden letzten Bücher des Rulhières geleſen, und excerpirt.

21. Reviſion der Hülſemannſchen (ſchlecht gerath-

nen) Ueberſetzung des braſilianiſchen Manifeſtes gegen Buenos-Ayres.

22. Clam's Berichte über Rußland. Petersburger ſehr wichtige Depeſchen.

23. Clam's Berichte. Schluß der Lektüre des Rulhières.

27. Lektüre einer Maſſe engliſcher Zeitungen. — Bonald's Schrift über Preßfreiheit.

28. Rückſtändige Nummern der neuen engliſchen Zeitung *Representative*.

29. 30. 31. 1. April. Viel gearbeitet, und, außer den engliſchen Zeitungen, die mich jetzt höchlich intereſſiren, wenig im Zuſammenhange geleſen.

April.

2. Die Biographie der Familie Rothſchild geſchrieben *).

3. 4. Idem. — Das Hahnemannſche Syſtem durch einen Artikel in den Wiener Jahrbüchern, für mich definitiv todtgeſchlagen.

5. Türkiſche Expedition. Wichtiger Brief an Ottenfels. — Rothſchild'ſche Biographie.

6. Rothſchild'ſche Biographie.

7. Engliſche Inſtruktion für Lord Ponſonby, den Krieg zwiſchen Braſilien und Buenos-Ayres betreffend (Von Wellesley **) mitgetheilt). — Lektüren über die

*) S. oben S. 118 u. f. A. d. H.

**) Dem damaligen engliſchen Geſandten in Wien. A. d. H.

Neutralitätsfrage. Traktate im Martens. Lord Grenville's Rede vom Jahr 1801 ꝛc. ꝛc.

8. Lektüre der Depeſchen aus Petersburg vom 26. März.

11. 12. Ausarbeitung einer langen Depeſche für Paris; über die dem General Paulucci ertheilten Inſtruktionen. — Depeſche nach England über die Streitigkeiten zwiſchen Braſilien und Buenos-Ayres.

13. Depeſche nach Conſtantinopel über die an Minciaki erlaſſne kategoriſche Erklärung des Kaiſers von Rußland.

14. — 21. Unruhige Geſchäftstage, wo ſich die Lektüre meiſt auf die intereſſanten Blätter des *Repräsentative* beſchränkt.

Den 21. Wiener Jahrbücher. Hammer's guter Artikel über die neuen Reiſebeſchreibungen aus der Levante.

Den 22. — 30. Unruhige Tage. — Engliſche Lektüren. Aprilheft des *Blackwood.* — British *Critic.*

Am 30. Eine 6 Bogen ſtarke Depeſche an Graf Apponyi, die Maßregeln gegen die griechiſche Seeräuberei betreffend.

Anfang des Mai.

On absenteeism by *Lady Morgan.* — Die famöſe Schrift von Montloſier, **Mémoire à consulter etc. etc.** (über die angeblichen Gefahren für den Staat durch die Unternehmungen der Geiſtlichkeit) — Feßler's Selbſt-Biographie. — *Réfutation de l'écrit de Stourza sur l'église orthodoxe.*

10. — 13. Redaktion diplomatiſcher ſehr ſcharfer Noten zu einer Communikation des Petersburger Hofes, betreffend das famöſe Protokoll vom 4. April.

15. — 18. Correſpondenz mit Bukareſt und Conſtantinopel in Bezug auf die Verhandlungen zwiſchen Rußland und der Pforte.

19. 20. Lektüre von Montloſier's Mémoire geſchloſſen. — *Edinburgh Review* vom Februar (Intereſſanter Aufſatz über das Bank-Weſen). — *Le Catholique* (verſchiedne merkwürdige Artikel von Eckſtein).

23. 24. *Mémoires de Ségur.* Vol. II.

25. 26. Lange Depeſche nach Berlin über den Hufeland'ſchen Aufruf zu Gunſten der Griechen.

Staatsmann, Februar. A. Müller über den Prozeß von Galilei.

28. Die vortrefflichen Aufſätze von Görres im Katholiken (März und April).

Den 30. Neue Ausgabe von Stanhope's Griechenland. — Intereſſante Supplemente über den Charakter Lord Byron's.

Juni.

In den erſten Tagen des Juni bis zum 4ten lange Expeditionen nach Bukareſt und Conſtantinopel. —

Dann im dritten Theil von Raumer's Geſchichte der Hohenſtaufen.

Der Katholik. Görres' vortrefflicher Aufſatz zur Rechtfertigung der Kirche, unter dem unſcheinbaren Titel: Udligenſchwyler Handel im Kanton Luzern.

Johannes Müller's Werke von vorn wieder angefangen; excerpirt.

Blackwood's Magazine, April und Mai. — Englische Zeitungen. Representative mit der Feder.

Gagern's Antheil an der Politik. Zweiter Theil.

Mükisch wider die Homöopathie.

25. Juni. Die letzten Abschnitte von Müller's erstem Theil der Universalhistorie gelesen. Ein Werk, voll einzelner gediegner, und glänzender Gedanken; im Ganzen jedoch verworren und unklar in Materie und Form; voll schwankender Religionsansichten, und gewagter Hypotheſen; für wahre Belehrung ziemlich unnütz.

Dann im 9ten Theil von Gibbon das Kapitel über die Succeſſion der byzantiniſchen Kaiſer vom Tode des Heraklius an.

27. Juni. Ich faßte den Entſchluß, Gibbon zunächſt zu meiner Haupt-Lektüre zu machen. Müllers Univerſalgeſchichte, die ich früher mit einer gewiſſen Vorliebe geleſen hatte, contentirt mich heute nicht mehr.

Juli.

Blackwood's Magazine: June. — Das Memoire von Ouvrard. — J. Müllers Correſpondenz, 6ter Theil (1798, 99).

Im Blackwood: *Epistle to John Bull* — ein Manifeſt der neuen Oppoſition; an einigen Stellen zu ſtark, ſonſt kräftig, und nur allzu gegründet. In demſelben: Sehr lehrreicher Aufſatz über die Geographie von Central-Afrika.

A note on the suppression of his memoirs by Egerton Brydges. Fragmente eines braven, ſehr beleſnen, aber ſehr ſchwachen Mannes, der von Eitelkeit gepeinigt, als großer Herr, als Schriftſteller, als Kritiker, immer unglücklich, immer verſpottet, ſeine böſe Laune hier gegen den neuen Adel, und gegen die Rezenſenten ausgießt. Schlecht geſchrieben, einige gute Reminiscenzen. —

Therry's letter to Canning on Catholic Emancipation. In einem Supplement einige Briefe des großen Burke an ſeinen Sohn; übrigens ſehr unbedeutend.

Am 4ten Juli las ich das erſte Capitel von Gibbon. Wie ganz anders, als vor etwa 30 Jahren, wo ich zur erſten Lektüre dieſes großen Werkes ſchritt!

Nebenher: *The modern Athens.* 1825. Eine froſtige Diatribe gegen Edinburg, und die Schottländer überhaupt; wahrſcheinlich das Produkt eines Londner Cockrey's, der unter andern auch Blackwood's Magazine, ſo ſehr es ihm auch Reſpekt einflößt, herabzuwürdigen verſucht.

Den 6ten. Ich ſetzte die Lektüre des Gibbon nun ernſthaft fort. Ein ſonderbar angenehmes Gefühl, nach ſo mancher ephemeren Schreiberei, wieder einmal auf einen claſſiſchen Schriftſteller, auf ein gediegnes und vollendetes Werk zu ſtoßen.

Mit dieſer Lektüre verband ich die betreffenden Stellen in verſchiednen andern hiſtoriſchen Büchern, z. B. in Malcolm's Geſchichte von Perſien, den scriptoribus historiae Augustae, Montesquieu, — Whitaker *contra* Gibbon ꝛc. ꝛc. Machte viele Extrakte und Noten.

Am 14ten las ich *Leake's historical outline of the*

Greek revolution. Ein durchaus für die Griechen eingenommener Schriftsteller, übrigens ein sehr unterrichteter Mann, aus dessen kleiner Schrift ich mancherlei gelernt habe, und der wenigstens hoch über Pouqueville, Blaquières und dem andern Gesindel steht.

Am 15. fing ich den 2. Theil von Gibbon an. Abends las ich *Observations* sur le papier-monnoie de la *Russie* von Grant — einem Manne, mit dem Graf Nesselrode mich im Jahr 22 bekannt gemacht hatte, und der später vom Kaiser von Rußland Belohnung für ein Mémoire forderte, wovon er die Hauptideen höchst wahrscheinlich mir abgeborgt hatte.

Am 16. las ich den merkwürdigen *Rapport de la Commission d'enquête de Petersbourg.*

18. Aufsatz des neusten Heftes der Wiener Jahrbücher: Ueber Ranke's historische Werke — Albanier, Wallachen, Bulgaren (nach Leake). Türkische Reisebeschreiber ꝛc. ꝛc.

19. Die Autobiographie des Dr. Feßler bis zu Ende gelesen.

20. Türkische Reisebeschreiber von Hammer in den Wiener Jahrbüchern — als eigentliches Studium gelesen!

21. bis Ende Juli. Die Lektüre des Gibbon bis zum Schlusse des zweiten Bandes. Die Hauptfakta excerpirt, und mit Bemerkungen begleitet. Diese Lektüre trug besonders viel zur Entwicklung meiner Ansichten über die Kirchengeschichte und das Religionswesen überhaupt bei.

Zwischen durch: Rezensionen von Johannes Müller im 10. und 11. Theil der Sammlung seiner Werke. —

Ferner: Serbiſche Lieder nebſt einer Einleitung in die Serbiſche Geſchichte von Talvj (excerpirt). — Capt. Maitland's Bericht von Bonaparte's Transport von Rochefort im Jahr 1815.

August.

Geſchichte der Päbſte von dem Engländer Bower, excerpirt. Gleichzeitig *Origenes contra Celsum*, und des *Minucius Felix dialogus*. — Gibbon bis zu Ende des dritten Theiles geleſen und excerpirt.

Zwiſchen durch, nicht ohne großes Intereſſe, die *Dénonciation aux cours Royales de Montlosier*; und manches Einzelne.

Dabei in den erſten Wochen des Auguſt überaus viel, faſt täglich, an den Fürſten, wie auch nach Bukareſt, und viele andre nothgedrungne Privatbriefe geſchrieben.

In den letzten Tagen vor der Abreiſe nach Gaſtein war ich mit Geſchäften, Correſpondenzen ꝛc. ꝛc. ſo verſehen, daß ich außer den currenten Journalen, die mir freilich Zeit genug koſten, nichts Zuſammenhängendes leſen konnte.

Mit der Abreiſe fing *of course* eine für die Lektüre beſonders günſtige Periode an.

Am 21. Nach Journalen — und einigen Rubriken in einer engliſch-lateiniſchen Motto-Sammlung — Raumers (ſo eben erſchienene) Schrift über die Begriffe von Recht und Staat. Eine gute hiſtoriſch-kritiſche Ueberſicht alles deſſen, was von Plato bis auf unſre Zeiten über dieſe Gegenſtände erfunden und gelehrt worden

iſt. R. iſt ſelbſt nicht tief genug, um in das innre Weſen der Sache zu dringen; daher ſeine Urtheile zuweilen ſehr ungenügend, oft oberflächlich, und überhaupt mehr auf einzelne Sätze, als auf den Geiſt des Ganzen gerichtet ſind, den er ſelten vollſtändig erfaßt hat. (So z. B. über Kant, über Bonald ꝛc.) Von den revolutionairen Schriftſtellern der neuern Zeit ſpricht er mit gebührender Verachtung; ſo von Sieyes, Paine (über Fichte mit viel zu viel Schonung), dagegen mit Ehrfurcht von Burke, und mit Lob von ſeinem Nachfolger. — Sein eignes Syſtem iſt das Reſultat entſchiedner Vorliebe für das, was er chriſtlich-germaniſche Verfaſſungen nennt; Monarchie durch ſtändiſche Formen beſchränkt; und (weil er wohl fühlte, daß das alte Stände-Weſen unſern Zeiten nicht mehr leicht angepaßt werden kann) Repräſentativ-Verfaſſungen. Wie dieſe aber organiſirt ſein ſollen, darüber iſt er mit keinem der von ihm angeführten Schriftſteller, ſelbſt nicht mit dem gemäßigten und capitulirenden Ancillon einverſtanden; und man ſieht bei ihm recht deutlich, wie dies Idol unſrer Zeiten, ſelbſt in der Theorie, noch himmelweit von einem ſichern Fundamente entfernt iſt.

Ueberhaupt lehrt die Schrift, daß in Rechts-Wiſſenſchaft und Politik, ſeit Plato wohl viel negative (durch traurige Erfahrungen vorbereitete), aber gar wenige poſitive Fortſchritte gemacht worden ſind. Hobbes, den R. ungerecht und ſeicht behandelt, und Spinoſa, der ihm doch Reſpekt einflößt, waren die größten Philoſophen, die ſich auf ſpekulativem Wege damit beſchäftigten.

Der letzte Paragraph ist des Ganzen unwürdig. Im Vorübergehen den Griechen und — den süddeutschen Verfassungen ein Paar Weihrauchkörnchen zu streuen — das hätte ich von dem vernünftigen Manne nicht erwartet.

Den 22ten. **Mémoires de Falkenskiöld (Officier général au service de *Danemarc*) publiés par Mr. de Secrétan, à Lausanne, 1826.**

Diese mit Einfachheit und Anspruchlosigkeit geschriebenen **Mémoires** enthalten: 1. aus F.'s früherer Lebensgeschichte — seine Feldzüge mit der russischen Armee in den Jahren **1769** und **1770.** — Die Erzählung kurz und bündig. Sehr gesunde Bemerkungen über die schlechte Führung des Krieges von Seiten der Türken, und wie unendlich wenig die Russen ihre Vortheile ihrer eignen Geschicklichkeit zu danken hatten (Schlachten an der Laiga und am Cahul. Auch der große Romanzoff erscheint mittelmäßig genug). Ueber den wahren Angriffspunkt der Russen gegen die Türkei: das schwarze Meer. (p. 39 — 43. — Cf. was p. 430 über die Nutzlosigkeit der Flotte in Cronstadt gesagt wird: „la Russie a peut-être fait construire deux cents vaisseaux de ligne qui tous ont pourris sans utilité dans ses ports; c'est dans la mer noire que la Russie peut former une marine etc.").

2. Die Geschichte von Struensee's Ministerium und Fall; ohne besondre oder geheime Aufschlüsse, aber auch ohne Deklamation oder Leidenschaftlichkeit plan und gut erzählt. Der Vf. wurde — und wie es scheint ganz unschuldig — in diesen für die dänische Regierung nicht ehrenvollen Prozeß verwickelt und saß mehrere Jahre auf der

Feſtung Munkholm bei Drontheim, konnte ſich auch nachher nie wieder mit dem Hofe recht ausſöhnen, und beſchloß ſein Leben in Lauſanne.

3. Ein **Mémoire sur l'état militaire du Danemarc.** — Zu welcher Schule der Vf. gehörte, ergiebt ſich bald. Er war ein Reformator (vielleicht zuweilen ein Frondeur), aber er drückt ſich nie anders als mit Mäßigung und Anſtand aus. — Angehängt ſind dieſem Memoire 4 Supplemente bis 1801, worin correkte Nachrichten über die neuern Begebenheiten, — über den kurzen Krieg zwiſchen Dännemark und Schweden im Jahr 1788 (den Elliot ſo glücklich endigte), — über den Bruch mit England und das Bombardement von Kopenhagen 1800.

Lettres sur la Grèce par le Col. Voutier. 1826. (Betrifft hauptſächlich die Begebenheiten des Jahres 1824. — Sehr geringhaltig; den ächt-franzöſiſchen Großſprecher — den wüthenden Türkenfeind — lernt man hier auch von der ſentimentalen Seite kennen. — Die meiſten Briefe ſind an Mad. Recamier gerichtet. Transeat!

Der Katholik. Juliheft. — Ueber das Schreiben des Königs von Preußen an die Herzogin von Köthen. — Ueber Klaproths *Asia polyglotta;* beſonders in Beziehung auf das, was dieſer Gelehrte über den Buddhaismus geſagt hat. — Miszellen (unter dem etwas affektirten Titel: Quodlibet), meiſt von Görres. Ueber die Köthen'ſche Religionsveränderung. Vortrefflich! Sehr katholiſch, und ſehr weiſe zugleich! Ueber die Miſſion in Hagenau, welche noch wirkſamer und glänzender als die in Straßburg ausgefallen. — Neue Beiſpiele

proteſtantiſcher Intoleranz. Beſonders die Kronprinzeſſin von Schweden. — Ferner: Probe einer theologiſchen Diſſertation eines Akademikers zu Breslau!

Den 23ſten Quarterly review Nro. 66. — Ueber die ſchändliche Verwaltung der Gerechtigkeit in den Gerichtshöfen der alten griechiſchen Republiken, — „in welchen die wahre und weſentliche Gewalt dieſer Demokratien reſidirte." — Alles aus Quellen gezogen! (Zur Beherzigung der enthuſiaſtiſchen Philhellenen). — **Political importance of our American Colonies.** Nicht neu, aber einleuchtend, und heilſam gegen die von den modernen Lehrern der Staatswirthſchaft (Mr. Maccullogh ꝛc. ꝛc.) verbreiteten falſchen und gefährlichen Sätze. (Bezieht ſich beſonders auf Canada, und die jetzigen und künftigen Verhältniſſe Englands mit den nordamerikaniſchen Staaten) — *State of Ireland.* Vornehmlich gegen Maccullogh (**Ecce iterum Crispinus!**), der die Unverſchämtheit hatte, vor dem Parlament zu behaupten: „die Abweſenheit der großen Grundbeſitzer ſei kein reelles Uebel für Irland." Hier wird mit unwiderleglichen Argumenten bewieſen, „daß die Zerſtückelung der Ländereien, eine Folge der Entfernung der Grundherrn, die eigentliche Quelle alles Elends der untern Volksklaſſen in Irland iſt, — daß die ſogenannte Emancipation der Katholiken dieſe Quelle nicht verſtopfen, nicht einmal berühren würde, — und daß die Gerechtigkeit fordre, die Abweſenden zur Reſidenz durch geſetzliche Maßregeln anzuhalten" (Alles ſehr wahr und lehrreich). — *Slavery*

in the West-Indies. Der Unſinn der Revolutionairs und der Fanatiker in dieſer großen Frage kann nicht oft und ſtark genug gerügt werden. — *African Discoveries* by Denham, Clapperton, &c. (zu vergleichen mit der ſcharfen Kritik der Reſultate dieſer Reiſe in Blackwood's Magazine. June). — *Memoirs of Sheridan.* By *Dr. Wadkins* and *Mr. Moore.* Sehr intereſſant! Moore nach Verdienſt behandelt! Sheridan's uſurpirte Reputation nach Gebühr reduzirt.

Den 24ten. *Buttler's* Life of Erasmus. Ich hatte dies verſchrieben, weil ich glaubte, es ſei von dem bekannten Vertheidiger des Katholizismus Dr. Buttler, fand mich aber getäuſcht. Es iſt die Schrift eines wenig bedeutenden Rechtsgelehrten. Nach Bourigny nnd Jortin eine wahre Ilias post Homerum! Das Wenige, was ich aus dem Werkchen zu notiren fand, war: Erasmus' Bettelarmuth und Gewohnheit zu betteln, bis in ſein 30ſtes Jahr; — ſpäter von Kaiſern, Königen, und Päpſten auf Händen getragen; — das erſte, was er vom Papſtthum ſah, war Julius II. vor Bologna, der ihm freilich keinen ſonderlichen Reſpekt einflößen konnte! — ſein Urtheil über eins ſeiner eignen Werke (p. 145), welches heute wohl von allen gelten möchte; — daß die Anekdote von Sir Thomas More: Aut Erasmus es aut diabolus erdichtet ſei; — daß der heilige Ignatius eines ſeiner Werke nicht auszuleſen vermochte, es auch ſeinen Geiſtlichen unterſagte; — wie er indeſſen bis an ſeinen Tod ſeine Neutralität ziemlich klug zu bewahren wußte.

Den 24. und 25. Westminster Review Nro. VI. (Auf der vorjährigen Reise nach und von Gastein die ersten 5 Hefte dieses Arsenals des reinsten englischen Radikalismus gelesen):

Law of libel and liberty of the press. Der Zweck ist, zu beweisen, that *the law of England is as unfavorable to the liberty of the press as that of the most despotic government that ever existed.* Nicht das Gesetz, nur der bessre Wille der Jury, und hauptsächlich — die Furcht vor dem Volke — erhält noch einen gewissen Grad von Preßfreiheit. Dies ist mit vielem Scharfsinn dargethan; unbedingte Preßfreiheit mit dialektischer Consequenz gefordert. Alles — oder nichts! Die Radikalen haben Recht. Die Preßfreiheit durch ex post facto-Gesetze beschränken zu wollen, ist ein eitles Unternehmen. Will, oder kann man einmal kein Präventiv-Mittel mehr dulden, dann — vogue la galère!

Ibid. *The Works of Frederick Schlegel.* Der Artikel ist mehr noch gegen die österreichische Regierung als gegen Schlegel gerichtet, der freilich als Apostat und Finsterling schlecht genug fährt. — Nach der Meinung dieser Radikalen, die freilich den Stand der Dinge bei uns nur höchst oberflächlich kennen, soll Gentz der eigentliche Erfinder eines gewissen raffinirten Obskurantismus sein, vermöge dessen der Fürst Metternich talentvolle Männer auf verschiednen Punkten Deutschlands anwarb, um den scheußlichen Despotism, seines Hofes zu vertheidigen oder zu verlarven. Unter diesen Männern werden (mit Anachronismen der gröbsten

Unwiſſenheit) Werner, Collin, Haller, Schlegel, und Adam Müller genannt. — Die Diatriben, obgleich äußerſt plump, ſind doch nicht unbeluſtigend zu leſen.

Ibid. *Plague. Typhus. Quarantine.* (Folge eines frühern Aufſatzes.) Peſt und gelbes Fieber ſind keine contagiöſe, ſondern epidemiſche Krankheiten. Typhus-Fieber überhaupt können in engen verſchloſſnen Räumen die Luft verpeſten, ſind aber nie durch Berührung anſteckend. Es gibt alſo 3 Claſſen von Fiebern: 1. unmittelbar anſteckende (hiezu gehören Peſt und gelbes Fieber nicht, wohl aber Kinderpocken u. a.); 2. epidemiſche — durch eine gewiſſe Beſchaffenheit der Luft entſtandne; 3. durch Verderbniß der Luft epidemiſch, oder anſteckend werdende, contaminative. — Alle Quarantaine-Anſtalten ſind überflüſſig; alle Furcht vor Verbreitung der Peſt, des gelben Fiebers u. ſ. f. durch Berührung von Menſchen oder Waaren durchaus grundlos; der Glaube an die Anſteckung dieſer Krankheiten, einer der verderblichſten, demoraliſirendſten Irrthümer, die ſich je in die menſchliche Geſellſchaft einſchlichen. Dies alles — hauptſächlich auf die Autorität des Dr. Mackelyne — mit jener kategoriſchen Zuverſicht, die allen Orakeln der neuern Schulen eigen iſt, und ſtolzer Verachtung aller entgegengeſetzten Theorien und Erfahrungen, hingeſtellt!

(Bekanntlich hatte das engliſche Miniſterium nicht übel Luſt, dieſer Entdeckung den größten Theil der Quarantaine-Anſtalten aufzuopfern; reifres Nachdenken oder Furcht vor zu ſchwerer Verantwortung, oder die Einreden andrer Regierungen — haben doch

fürs erſte obgeſiegt, und übereilten Maßregeln Einhalt gethan.)

Ibid. Nord-Weſt-Durchfahrt. — Praktiſche Unmöglichkeit derſelben. Die Herausgeber des Quarterly Review (namentlich der Admiralitäts-Sekretair Barrow) als völlig unwiſſende Menſchen, mit der entſchiedenſten Verachtung behandelt!

Den 26. *Observations on the effect of the expenditure of government during the restriction of Cash Payment* by *William Blacke* (1823).

Eine lehrreiche Schrift, und ein nicht geringer Triumph für mich! — Der Satz: daß die Herabwürdigung der engliſchen Banknoten nur ſcheinbar war — daß nicht der Werth der Banknoten wirklich gefallen, ſondern der Preis des Goldes geſtiegen war — und daß dieſes Steigen, und jenes ſcheinbare Fallen ſeinen Grund, weder in irgend einem wirklichen Mißkredit des Papiers, noch in zu reichlicher Emiſſion desſelben von Seiten der Bank hatte, — dieſer Satz, den ich im Jahr 1811, getrennt von England und von aller und jeder Communikation mit Sachverſtändigen — blos aus einem aufmerkſamen Studium der mir glücklich zugekommnen Schriften über das Pro und Contra der Frage — gegen die vereinte Autorität des Bullion-Committee, und vieler namhaften engliſchen Schriftſteller — anerkannt, in einem weitläuftigen (nie zum Druck gelangten, daher auch unvollendet gebliebnen) Manuſkript behauptet hatte — dieſer Satz wird nunmehr, nachdem die Erfahrung für alle nicht

hartnäckig oder vorsätzlich Blinde ihn über jeden Zweifel erhoben hat, in der vorliegenden Schrift, von einem Manne, dessen Einsichten und Sachkenntniß wohl nicht bestritten werden können — aufs siegreichste dargethan.

Also selbst die Rückkehr zu den baaren Zahlungen (sie mochte nothwendig sein — ob gerade unter den angenommenen Modifikationen — und ob sie nicht dennoch schädlich geworden ist — bleibt problematisch) — und alle bei Gelegenheit der Peel'schen Bill von 1819 vorangestellten Argumente — haben die Wahrheit nicht stürzen können. — Man frägt sich: Woher dieser tiefgewurzelte Haß gegen das ganze Papiergeld-System, der im Jahre 1826 — in einem Zeitpunkt, wo er falsche und verderbliche Maßregeln ausbrütete! — in neue Flammen aufschlug? Daß Routiniers — wie Lord Liverpool und Peel — der Papiercirkulation überhaupt abhold sind, begreift sich leicht; Canning scheint in diesem Fache nur der Schüler und das Echo seiner Collegen zu sein; aber — wie kömmt es, daß das Papiergeld, da es doch unstreitig aus einem kühnsten Fortschritte des menschlichen Geistes im Fache der öffentlichen Oekonomie entsprungen ist, so vielen von denen, welche diese Fortschritte vergöttern, und allen Neuerungen huldigen, ein Greuel ward? Daß nicht nur der große Brougham, und der große Ricardo, sondern auch der große Huskisson noch heute die Meinung, zu welcher er sich im Jahr 1811 (in einer eignen Schrift) bekannte, mit unverminderter Zuversicht bekennen? — Täuschungen und Sophistereien

haben das ihrige gethan; aber der erſte Grund jener Abneigung iſt höchſt wahrſcheinlich im politiſchen Parteigeiſt zu ſuchen. Die Bank-Reſtriktion von 1797 war das Werk eines Miniſters [Pitt's], dem die Oppoſition nie Hinderniſſe genug in den Weg legen konnte; und ſie war eins der glücklichſten und kräftigſten Mittel zur Führung eines Krieges, den die Oppoſition bis zu ſeinem letzten glorreichen Ausgange aufs bitterſte tadelte, den ihre Erben noch heute für unnütz und verabſcheuungswürdig erklären. — Inde irae! — Ob Huskiſſon nicht heute über dieſen Gegenſtand eben ſo denkt, wie Blacke — das weiß der Himmel; daß er aber ohne einen mächtigen Rückſchritt zu thun, ſeine frühere Weisheit nicht Lügen ſtrafen durfte, iſt natürlich.

Blacke's Schrift — in Anſehung jener Hauptfrage claſſiſch, und peremtoriſch, enthält überdies verſchiedne ſehr gründliche Bemerkungen über die Urſachen der in den Jahren nach dem Kriege ausgebrochnen Stockung in allen Zweigen der Induſtrie. Der Verf. iſt dem Intereſſe der Agrikultur nicht ganz beſonders günſtig; er iſt eher geneigt, die Bedrängniſſe dieſer Claſſe etwas zu gering anzuſchlagen; doch hat auch in dieſem Theil ſeiner Bemerkungen durchaus Gerechtigkeit, und ſorgfältige Ueberlegung aller Umſtände ſeine ſehr geübte Feder geführt.

***Considerations on the Government of India, by Lieut.-Colonel M. Stewart* 1826.**

Die Abſicht der Schrift iſt, den Krieg gegen das birmaniſche Reich als eine höchſt unpolitiſche, und ge-

fahrvolle Unternehmung zu ſchildern. Mir ſcheint das Raiſonnement des Verf. ſowohl von der politiſchen als miltairiſchen Seite — unwiderleglich. — Zugleich bietet die Schrift höchſt wichtige Züge aus dem Gemälde des Zuſtandes des brittiſchen Oſtindiens dar; und man ſieht — was freilich ſchon Andern nicht entgangen war — wie es mit der hochgerühmten Wohlfahrt dieſes ungeheuren Landes unter dem Zepter der oſtindiſchen Compagnie eigentlich ſteht. In dieſer Hinſicht iſt die Broſchüre höchſt bedeutend.

(Ein Gedanke, der bei der Lektüre in mir aufſtieg: Veranlaſſung und Stoff zu einer intereſſanten Parallele zwiſchen dem Schickſal Oſtindiens und dem Schickſal Griechenlands, zwiſchen den Eroberungen der Engländer, und den Eroberungen der Türken; in Hinſicht auf Urſprung, Legitimität, Geſchichte derſelben, Regierungs-Maximen, politiſche, religiöſe, adminiſtrative Behandlung der eroberten Völker u. ſ. f. — Die Ausarbeitung einer ſolchen Parallele reizt mich nicht wenig.)

Den 27 und 28ſten. *Memoirs of Swift*, by Sir Walter *Scott*. 2 Vol. 1826. (1824. Zu einer vollſtändigen Ausgabe von Swift's Werken geſchrieben; von Galignani in Paris nachgedruckt.)

Der Verf. hat ſich redlich bemüht, he has laboured hard, den moraliſchen, religiöſen, politiſchen, und litterariſchen Charakter des großen Satyrikers zu rechtfertigen. In wie fern es ihm überall gelungen ſei, mögen Andre beurtheilen. Bei mir konnte er, bei meiner einmal ent-

ſchiednen Abneigung gegen dieſen Schriftſteller, nicht durchdringen; und ich zweifle, daß er irgend einen von denen, die nicht vorher ſchon abergläubiſche Bewundrer Swift's waren, überzeugt haben ſollte. Als Biographie halte ich die Arbeit für kein Meiſterſtück; es herrſcht nicht Ordnung genug darin, die verſchiedenartigen Materien laufen zu ſehr in einander; die Chronologie iſt oft mühſam feſt zu halten; die Noten erdrücken den Text. Bei dem allen habe ich ſie mit Intereſſe geleſen. Eine Originalität von ſolchem Gepräge iſt, außerhalb England und Irland, wohl nicht leicht zu finden. Die letzten Jahre des Mannes waren ſchrecklich; erregen mir aber, ich kann es nicht läugnen, mehr Schauer als Mitleid. Merkwürdig, obgleich bei dem Zuſtande ſeines Körpers und Gemüthes durch ſein ganzes Leben, iſt das Vorgefühl dieſes Unglücks, das in ihm wohnte. „When the Dean, in conversation, dwelt on the period of mental imbecility which closed the lives of *Somers*, *Marlborough*, and other distinguished Contemporaries, it was never without a deep and anxious presage of his own fate. To the same feeling of internal decay may be traced his answer to a friend, who mentioned some one as *a fine old Gentleman*. „What?“ said the Dean with violence, „have you yet to learn, that there is no such thing as a fine old Gentleman? If the man you speak of had either a mind of a body worth a farthing, they would have worn him about long ago.“

Lange vor der traurigen Schlußſcene ſeines Lebens — 15 Jahre vor ſeinem Tode! — hatte er ſchon den

Vorſatz, ſein Vermögen zur Stiftung eines Narren-Hospitals (welches unter dem Namen St. Patricks Hospital noch heute, mit großen Einkünften dotirt, beſteht) zu verwenden; dann in einem halb melancholiſchen, halb bittern und boshaften Gedicht, betitelt „verses on his own death“ (welches er im Jahr 1730 geſchrieben) iſt eine Anſpielung auf dieſen ſeltſamen Plan in folgenden unfreundlichen Zeilen:

He gave the little wealth he had,
To build a house for fools or mad.
To show, by one satyric touch,
No nation wanted it so much.

Ein warmer Freund der engliſchen Kirche, ein heftiger Gegner aller Diſſenters, gerieth er oft in den Verdacht, insgeheim den Katholizismus zu begünſtigen, und weil er die Partei der Whigs (nicht ihre Lehren) unausſprechlich haßte, in den Verdacht, ein heimlicher Jakobit zu ſein. Daß beides vollkommen ungegründet war, ſcheint erwieſen. Sehr merkwürdig aber iſt folgende Aeußerung in einem ſeiner Pamphlete gegen die Abſchaffung der Teſt-Akte: Er verglich die Katholiken mit einem Löwen, der gefeſſelt, ſeines Gebiſſes und ſeiner Tatzen beraubt war; die Presbyterianer hingegen mit einer wilden Katze, in völliger Freiheit, im Beſitz ihrer Zähne und Klauen, und ſtets bereit, beide der engliſchen Kirche ins Fleiſch zu ſetzen. — Das hat er ſehr richtig vorausgeſehen.

Den 29—31. In Gaſtein war ich theils mit der Reviſion meiner alten Journale, theils mit Fortſetzung

der Haupt-Lektüren beschäftigt. Mit diesen war ich im 3ten Theil des Gibbon stehen geblieben.

Da die Kirchengeschichte bei diesem Studium eigentlich mein vornehmstes Augenmerk war, so verwendete ich auch auf diese den meisten Fleiß, und neben dem Gibbon las und excerpirte ich die Geschichte der Päpste von Bower; nicht ihres innern Werthes, sondern ihrer Vollständigkeit wegen, und blos um mir eine faktische Uebersicht der Geschichte des römischen Stuhles zu verschaffen. — Diese Lektüren und Annotationen waren das eigentliche Pensum, welches ich mir für Gastein bestimmt hatte.

September.

Diese Studien setzte ich denn auch unermüdet fort — so viel es mir nur die ebenfalls wie eine Pflicht übernommene Revisionsarbeit der ältern Tagebücher, und meine Correspondenz mit Wien, und die fast täglich zuströmenden Zeitungen gestatteten.

Nebenher las ich: *Memoirs of the life of R. B. Sheridan, by T. Moore*, 2 dicke Bände. — Ich unterschreibe unbedenklich das ungünstige Urtheil des Quarterly. Der Biograph hat seinem Helden einen schlechten Dienst geleistet; mit dem besten Willen und aller Petulanz des Parteigeistes gewaffnet, hat er ein Bild von ihm entworfen, welches, nach meinem Gefühl, Sheridan unter die Linie stellt, worauf die am wenigsten von ihm einge-

nommenen Zeitgenoſſen ihn geglaubt hatten! Beſonders erſcheint Sh.'s öffentliches Leben in einem nichts weniger als vortheilhaften Lichte. Sein Rednertalent war nichts als die Gabe, ein ſelbſtgewähltes, oder ihm aufgetragnes Thema in wohlklingende Worte zu kleiden; in der Materie war er, nach eignem Geſtändniß, immer ein Ignorant; Grundſätze hatte er nicht; es war ihm leicht, von einer Meinung zur andern überzugehen; und ſo viel es nur mit einem gewiſſen äußern point-d'honneur vereinbar war, ſtand er jeden Augenblick in Bereitſchaft ſeine Alliirten zu verlaſſen. — Der Witz, womit er im geſellſchaftlichen Leben, mehr noch als im Parlament, glänzte, war nicht einmal ein inſpirirter, ſondern, wie M. ſelbſt erzählt, oft die Frucht mühſamer Vorbereitungen. Ihn mit Burke vergleichen zu wollen, iſt frevelhaft; dies hat doch ſelbſt ſein Biograph nicht ganz verkannt.

Das Buch iſt geſchmacklos, mit Ziererei und Schwulſt geſchrieben; der Verf. ſcheint ſich bewußt geweſen zu ſein, daß er ein undankbares Penſum übernommen hatte, und ſucht die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, durch rhetoriſche, faſt durchaus mißlungne Tiraden zu vertünchen. Es würde ſogar eine ermüdende Lektüre ſein, wenn nicht die Geſchichte einer ſo merkwürdigen Epoche, und manche ſchon bekannte, manche auch neue oder weniger bekannte Anekdoten von dem Kampf der entgegen geſetzten Parteien und Syſteme, von Männern wie Pitt, Burke, Fox ꝛc. ꝛc., ſo einſeitig ſie auch vorgetragen werden mögen, immer und in jeglicher Geſtalt, ein lebhaftes Intereſſe behielten.

Westminster Review Nr. VII. Ein bittrer Artikel gegen Mr. *Champollion*, der ſich die Entdeckung der phonetiſchen Hieroglyphen ausſchließend zuſchreibt, indeß, nach der Meinung derſelben, die Ehre dieſer Entdeckung zunächſt einem Dr. Young gebührt, überdies aber der berühmte Warburton bereits lange Zeit vorher die Vermuthung, daß es ein hieroglyphiſches Alphabet gegeben, geäußert habe. — Weitläufige Anzeige von Henderſon's gelehrtem Werke über alte und neue Weine. —

Das eigentliche Gefecht fängt in den letzten 3 Artikeln an. — *Memoirs of the affairs of Europe from the peace of Utrecht* — ein allerdings ſeichtes Buch des Lord John Ruſſell dient zum Stichblatt eines ſtarken Ausfalls gegen die Whig's. „Die Ariſtokratie und die engliſche Geiſtlichkeit hat nicht Unrecht, wenn ſie die Revolution von 1688 preiſt. Was hat aber das Volk dabei gewonnen? — Die bill of rights machte die Krone, mehr als zuvor, vom Parlament d. i. von der Ariſtokratie abhängig; ſie that aber ſo viel als nichts, um das Parlament abhängiger vom Volk zu machen. — Die Whig's haben die Gewalt, ſo lange ſie ſie behaupteten, nicht um ein Haar beſſer benutzt als die Tory's; in vielen Fällen, z. B. beim Utrechter Frieden, bei den Debatten über die ſiebenjährigen Parlamente ꝛc. gingen die ſchlechteſten Maßregeln gerade von ihnen aus." — — Hierauf folgt eine lange Kritik verſchiedner Artikel des **Edinburgh Review** über Parlamentsreform. Die Radikalen, die ſich hier vernehmen laſſen, haben über die

Whig's, deren Organe die Edinb. Reviewers ſind, den offenbaren Vortheil, daß ſie in der Vertheidigung ihres heilloſen Syſtems mit conſequenter Strenge verfahren, während die Andern im Streit gegen die Radikal-Reformen, wie hier deutlich gezeigt wird, oft ſelbſt in Radikalismus — und zwar in einen wildern und gefährlichern, als den, welchen die philoſophiſchen Radikalen ſtiften möchten, verfallen. — (Ein ganzer und conſequenter Revolutionair iſt allemal, wenn er ſich auf Raiſonnement und Dialektik verſteht, mächtiger als ein halber). Schwach hingegen, oft ſchwach bis zum Unſinn, ſind ſie in dem Feldzuge gegen das *Quarterly review*, welches ſie diesmal über verſchiedne, eben ſo wahre als gründliche und gelehrte Artikel anfechten, worin die demokratiſchen Verfaſſungen der Griechen, und vornehmlich die fälſchlich gerühmte der Athenienſer von ihrem eiteln Schimmer entkleidet werden. Dieſem ſtrafbaren Verſuch, den die Radikalen als eine Verſchwörung gegen die Freiheit betrachten, und der um ſo verbrecheriſcher erſcheint, als die Quarterly reviewers dabei Mitſchuldige des verruchten Geſchichtſchreibers Mitford geworden ſind — wird hier ein leidenſchaftliches Geſchwätz entgegengeſetzt, das weit mehr den Namen der Injurien als der Argumente verdient. Denn daß die Griechen um ein Haar beſſer geweſen wären, als Mitford, — und die bewährteſten Schriftſteller des Alterthums ſelbſt — ſie ſchildern, wird durch keinen einzigen Beweis dargethan.

Bis 22. September. Während meines Aufenthalts in Gaſtein war ich fortdauernd mit Haupt-Arbeiten be-

ſchäftigt. — Revidirte und extrahirte fünf Jahrgänge meiner ältern Journale; gelangte in der intereſſanten Lektüre und im Excerpiren des Gibbon bis ans Ende des 6ten Bandes. — Nebenher las ich abermals das wichtige Buch „Du Pape“ [von Maiſtre] durch, und ſchrieb dabei Auszüge und Noten. — Die Lektüre der Journale, und die Correſpondenz nahm einen Theil meiner Zeit weg, wovon ich übrigens keine Stunde müßig verſchwendete. — Zuletzt ging ich noch an den erſten Theil der intereſſanten *Miscellaneous Works of Gibbon*, wovon der erſte ſeine Autobiographie enthält, die mir hoffentlich noch auf der Rückreiſe zur köſtlichen Unterhaltung dienen ſoll.

Rückreiſe nach Wien.

Am 24ſten vollendete ich mit großem Genuſſe den erſten Band der vermiſchten Schriften Gibbons, enthaltend ſeine eigne Lebensgeſchichte und ſeine Correſpondenz mit Lord Sheffield. — Trotz der Ungleichartigkeit unſrer Charaktere und Schickſale fand ich doch in dieſen ſo intereſſanten Memoiren vieles, wovon ich eine praktiſche Anwendung auf meine Lage, auf meine Beſchäftigungen und Plane machen konnte. Um nur das eine hier zu citiren: Die vortrefflichen Bemerkungen über die franzöſiſche Revolution in ihrem Urſprunge und in ihren erſten Jahren, erweckten den Gedanken in mir, eine Art von kurzem Glaubensbekenntniſſe über meine frühern Anſichten von dieſer Weltbegebenheit niederzuſchreiben, und mir und meinen Freunden nachzuweiſen, wie und warum

ich das Glück gehabt, mich so frühzeitig als wenig andre (in meiner Lage) gegen allen falschen Enthusiasmus zu decken und die politischen Grundsätze in mir festzustellen, die ich durch mein ganzes Leben unwandelbar vertheidiget habe *). Diese Arbeit (nützlich besonders in Hinsicht auf so manches lieblose Urtheil, welches in der Stille, und selbst öffentlich, über die Motive meiner Anhänglichkeit an diese Grundsätze ergangen ist) will ich nächstens, wenn mir eine Zeit der Muße verliehen wird, zu Papier bringen.

Den 25sten und 26sten war ich (auf der Reise von Salzburg bis Amstetten) ganz in Gibbon vertieft; und

*) Unwandelbar — das war Selbsttäuschung von Gentz. Auch er hat sich gewaltig verändert und eine weite Kluft liegt zwischen seinen Jugendwerken und dem spätren Bekenntniß. Nur der Kampf gegen die revolutionairen Prinzipien geht wie der rothe Faden durch sein Leben. Seit er sich aber gänzlich auf die Seite streng monarchischer und erhaltender Prinzipien gestellt, mußte er allem, was Freiheit heißt, so lang es ihm möglich war, die Luft immer mehr abzuschneiden trachten. Erst spät gab er der Nothwendigkeit und doch nur gezwungen nach.

Es war ein Unglück für ihn und schwächte seine Polemik, daß er sich dem einen der Prinzipien, die heute die Welt spalten, ganz und ungetheilt hingab, statt auch das andere mit in sich aufzunehmen und so zu beherrschen. Ein nachhaltender, geistiger Sieg über den Irrthum ist nur auf diesem Wege zu erreichen. A. d. H.

mit Ausnahme einiger Aufsätze absolvirte ich den größten Theil der 6 Bände. Ich lasse mich hier nicht näher darüber aus, weil ich auf einzelnen Blättern Auszüge und Notaten verzeichnet habe, und das Exemplar selbst, dessen ich mich bediente, mag den Ernst, mit welchem ich es gelesen habe, anschaulich attestiren.

Den 27sten. Das längst verschobne Buch des neuerlich gestorbnen Lemontey: *Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV.* — worauf ich unterwegs mehrmals meine Blicke gerichtet hatte, drängte sich heute in meine Hände, und — gewährte mir einen höchst interessanten Tag. Nie, dünkt mich, habe ich über den Charakter Ludwig des XIV. und seiner Regierung etwas Treffenderes, Unparteiischeres, Befriedigenders gelesen, als diese kurze Einleitung, die hundert große historische Werke aufwiegt. (Auszüge auf besondern Blättern). — Da die Lemontey'sche Abhandlung (seltsam genug) mit einem Supplement zu den (von Mad. de Genlis herausgegebnen) *Mémoires du Marquis de Dangeau* zusammengespannt, so mußte ich mich schon entschließen, den größten Theil dieser ebenfalls zu durchlaufen, und fand darin viele Curiosa.

* * *

November 1826.

Der Monat fing mit vielen Geschäftsarbeiten an, die sehr gut von Statten gingen.

Nur nebenher konnte einige Lektüre abgethan werden — als: ein paar Bände von Lessing's Schriften; —

ein Kapitel im Gibbon — Clauzel Coussergue über Preßfreiheit. — Journale: zwei Stück des Katholiken von Görres; Le Catholique par *Eckstein;* zwei Stück der Hertha und des Ostindischen Journals von Schlegel.

Den 2. November. Florilegien römischer Dichter. — Suetonius.

Den 5. endigte ich den 6. Band des Gibbon, und ergötzte mich nicht wenig an dem trefflichen Epilog: *General Observations on the fall of the Western Empire.*

Den 6. 7. 8. Bayle's *Dictionnaire* (Socin. Arius. David. ꝛc.) Kirchengeschichte: Schröckh. Mosheim. Stolberg. — Römische Geschichte. Sueton. Cicero's Briefe.

Den 9ten. Gibbon, 7ter Band, mit erneuertem Interesse! — Cicero's Briefe theils in Wielands trefflicher Uebersetzung, theils im Original.

Den 10. *Essai sur les révolutions anciennes et modernes par Chateaubriand.* (Macht den ersten Theil der Sammlung seiner Schriften aus). — Ein wörtlicher Abdruck der im Jahr 1797 zu London erschienenen Schrift, mit des Verfassers eignen kritischen Noten. **Production extrêmement curieuse!** Der Text ist eine ziemlich unbedeutende, historisch-politisch-sentimentale Rhapsodie; einzelne sinnreiche Bemerkungen, und nicht unglückliche Gedanken neben einer Masse seichter, gewagter Urtheile, kaum

halbverdauter Gelehrſamkeit, gezwungner, oft ganz lächerlicher Parallelen zwiſchen der alten und neuſten Geſchichte. Ob er ſich gleich in den Noten mit ausſtudirter Strenge behandelt hat, ſo iſt doch klar, daß ſeine eigentliche Abſicht war, den Essai gegen die ungünſtige Meinung, die darüber im Publikum herrſchte, zu ſchützen und zu retten. Dies gebot ihm ſein Ehrgeiz; ſeiner Eitelkeit aber ſchmeichelte er durch die künſtlich berechnete Offenheit, womit er ſeine frühern Irrthümer ſignaliſirte, uns zuweilen bitter perſiflirte.

Der herrſchende Gedanke in dieſer Selbſtkritik, und überhaupt, wie es ſcheint, in dem heutigen politiſchen Syſtem des Verf. iſt an mehrern Stellen ſehr deutlich ausgeſprochen; gleich in der (zum Theil vortrefflich geſchriebnen) Vorrede — dann bei verſchiednen Gelegenheiten im Laufe der verunglückten Parallelen — unter andern in folgender Note unſern des Schluſſes: „En lisant avec attention l'*Essai*, on découvre, que mon dessein est de prouver, sans admettre et sans rejeter le gouvernement républicain en théorie, que la république ne pourroit s'établir en France parce-que les moeurs n'y sont plus assez innocentes. Je faisois même de cette observation un principe général; et donnant pour contre-poids la corruption aux lumières, je ne supposois pas la république possible chez un vieux peuple civilisé. Ce système *étoit faux*, *et même dangereux* en tant qu'appliqué à la société moderne; car il suivroit de là qu'aucune liberté ne pourroit exister chez

une nation policée et que la civilisation nous condamneroit à un éternel esclavage. *Heureusement* il n'en est pas ainsi *). *Les lumières*, quand elles sont descendues comme aujourd'hui dans toutes les classes sociales produisent pour la liberté le même effet que les moeurs. Seulement dans cet age avancé du monde, la liberté est plus convenable sous la forme monarchique, que sous la forme républicaine, parce-que le pouvoir exécutif placé dans une famille souveraine exclut les ambitions individuelles, toujours plus vives dans l'absence des moeurs."

Wohin die ganze Theorie zielt, lehren folgende Worte der Vorrede, die übrigens seit Jahr und Tag im Journal des Débats täglich erläutert und commentirt werden: „La *Monarchie représentative* est mille fois préférable à la *république représentative*. Mais si l'on étoit assez insensé pour croire qu'on peut renverser cette monarchie, et retourner à la monarchie absolue, on tomberoit dans la république représentative, quelque soit l'état actuel des moeurs. Ces moeurs sont d'ailleurs loin d'être aussi corrompues, qu'elles l'étoient au commencement de la révolution; les scandales domestiques sont aujourd'hui presqu'inconnus, la France est devenue plus sérieuse, et la jeunesse même a quelque chose d'austère." —

*) In der Vorrede sagt er: *Malheureusement* je n'ai plus la même conviction." Der Widerspruch ist bemerkenswerth.

Folgende Bemerkung würde man an jedem Orte, wo nicht wahr, doch weiſe finden:

„Le principe du droit divin pour les princes, et celui de la souveraineté du peuple ne doivent jamais être controversés par des esprits sages. Il faut jouir du pouvoir et de la liberté, sans en rechercher la source; c'est de leur mélange que se compose la société et leur origine est à la fois mystérieuse et sacrée.“

In der zweiten Hälfte des Novembers und erſten des Dezembers hatte meine Lektüre einen ziemlich deſultoriſchen Charakter. Verſchiedne ausgedehnte Geſchäftsredaktionen waren die Haupturſachen davon. Am längſten verweilte ich bei dem intereſſanten Zeitpunkt der römiſchen Geſchichte, in welchem Cicero ſein Leben ſchloß. Seine Briefe, Middleton's (einſeitige, doch wohlgemeinte) Biographie, nebenbei Suetonius, Vellejus. Ich fühlte mich überhaupt wieder mächtig zur römiſchen Literatur und Poeſie hingezogen, und ſtreckte häufig — mitten unter ſehr ungleichartigen Geſchäften, meine Hand nach Horatius, Lucan, Juvenal, und — Seneca aus. Doch fühlte ich bald, daß ich wieder einlenken müßte. — Die zwei Monate die ich (NB. ſehr unwohl) in meiner Stube verlebte, zerrannen über currenten Arbeiten, Tagesleküren, vielfältigen Beſuchen ſo ſehr, daß mir für zuſammenhängende Studien nicht viel Zeit übrig blieb.

Dabei las ich von einzelnen Büchern: *Des progrès*

de la puissance Russe (von Lesur). — *L'Europe par rapport à la Turquie et à la Grèce par de Pradt* (Das Geistreichste, Naivste, Drolligste, was die Feder dieses Narren je producirt hat). — *Lettres de Jean Sobiesky publiées par Salvandy.* Diese Lektüre, und die des Buches von Lesur richtete wieder einen großen Theil meiner Gedanken auf Rußland. Die Geschichte dieser colossalen Macht, in ihren Verhältnissen gegen die benachbarten Staaten, und das übrige Europa — das wäre ein Werk, welches seinen Mann, und besonders einen, der so vorbereitet und ausgerüstet wie ich es unternähme, verewigen könnte! Aber dazu gehört eine Muße mehrerer Jahre, und vielleicht — der Griffel von Rulhières!

Die Lebensgeschichte Herbersteins von Adelung, die ich ganz durchlas, zog mich durch ein Paar Wochen — in den wenigen Stunden, die ich von großen Arbeiten erübrigen konnte — in das Studium der Geschichte der nordischen Reiche (Rußland, Polen) und der Verhältnisse zwischen Oesterreich und diesen Mächten (Kritik der Hormayrschen Bemerkungen darüber!). Aber mit wahrem Schmerz fühle ich meine Schwäche in der Geschichte; und Mangel an Zeit und Gedächtniß raubt mir, leider, fast alle Hoffnung, auch nur einigermaßen in dieses weite Gebiet tiefer einzudringen *).

*) Das schreibt der Mann, der ein Archiv geschichtlichen Wissens war! Unsere Tageshelden stellen ihre Forderungen an sich niederer. Note eines Dritten.

Unterbrochen wurde dies Studium (jedoch wieder aufgenommen) durch einige Nachforſchungen über das portugieſiſche Succeſſions-Recht — eine heute ſehr rege und lebhaft verhandelte Streitfrage, — mehr aber durch die überhäuften und wichtigen currenten Geſchäfte, die auf mir lagen. Denn ob ich gleich vom Ausgehen ſo gut wie ganz dispenſirt war, von allen geſellſchaftlichen Unterhaltungen und Zerſtreuungen mich ſelbſt ſtrenge dispenſirte, ſo ward ich doch jeden Tag inne — *quantum ars longa et vita brevis sit!*

1827.

Das Jahr fing mit mannigfaltigen Geschäften an. — Den 1sten zwei türkische Expeditionen auf einmal — folglich den 2ten und 3ten lange und mühsame Expeditionen für Bukarest und Constantinopel.

Am 4ten die Vorträge über die Instruktionen für unsre Escadern wieder zur Hand genommen.

Am 5ten. Der Feder-Krieg mit Canning. Uebersetzung mehrerer Artikel für den Beobachter.

Am 6ten und 7ten. Die ganze Rede Chateaubriand's übersetzt.

Am 8ten und 9ten. Noten über die frühern Verhältnisse zwischen Rußland und Oesterreich. Zu diesem Ende hatte ich — die ganze Biographie Herbersteins von Adelung — mehrere Biographien im Oesterreichischen Plutarch — verschiedne Capitel in Feßler's Geschichte von Ungarn — in Solignac's Geschichte von Polen gelesen, mich besonders mit den Genealogien der Regentenfamilien in Ungarn, Polen ꝛc. im 15. und 16. Jahrhundert beschäftigt. — Dieser Gegenstand wird nun bei Seite gelegt; ich habe doch mancherlei in diesem Studium gelernt.

Den 9ten. Englische Depeschen, über die portugiesische Sache. Von Wellesley mir mitgetheilt. — Mein schriftliches Urtheil über die berühmte Canning'sche Rede

[vom Dezember 1826]. — Bearbeitung des berichtigten Abdrucks für den Beobachter.

Lektüren: Hertha. Ueber China — die Sandwichinseln — Moorcrofts Reisen.

In der Mitte des Monats viele und zum Theil sehr weitläufige Arbeiten. — Dabei tägliche starke Journal-Lektüre. — Gelesen: Lord Stanhope über die Korngesetze. — Arndt's Nebenstunden — Aufsätze im *Quarterly review* über die Griechen, Ostindien, Korn-Gesetze, Finanzen ꝛc. ꝛc.

Vom 24ten an — nachdem ich die großen Arbeiten über die Schiffahrts-Rechte vollendet hatte, gewann ich mehrere freie Stunden — las in Arndt's Nebenstunden (über die alte Geschichte der Orkney- und Shetland-Inseln) — mehrere Aufsätze in der Hertha — (Ueber Mexico von Dappe, — über Arrowsmith — über den Ursprung der Hunnen von Klaproth) und am 25ten gelang es mir sogar, mit Gibbon zur Geschichte des Kaisers Justinian zurück zu kehren.

Nebenbei: *Tableaux historiques de l'Asie par Klaproth.* — *Mémoires de Ségur.* — Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich unter Ludwig XVI. oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. Der Titel ist bedeutend; das Buch hat auch seinen Werth, obgleich dieser erste Theil die Geschichte nur bis an den Schluß des ersten Ministeriums des Hrn. Necker führt. — Merkwürdig ist, daß zwei preußische Of-

fiziere in Magdeburg, ein General Schütz, und ein Hauptmann Schulz, die Verfaſſer ſind.

Februar 1827.

Geographie. In Ritter's vortrefflicher Erdkunde; einem Buche, das ich viel zu wenig geſchätzt hatte und worin ich jetzt Aſien mit großem Intereſſe ſtudirte. Der erſte Geograph dieſer Zeit!

Mémoires de Ségur, Tom. II.

Considérations sur les rapports de la Russie, l'Autriche, et la Prusse avec la France. Gegen die große Allianz.

Quarterly Review, Dezember. Betrügereien der Griechen und Griechenfreunde. — Miers und Head über den wahren Zuſtand der Länder von Buenos-Ayres bis nach Chili, und die darüber verbreiteten lügenhaften Berichte.

* * *

Fortſetzung des Journals der Arbeiten und Lektüren.

Oktober und November 1827.

(Von meiner Rückkehr in die Stadt.)

Den 20ten. Die Streitſchriften zwiſchen Bayern und Baden über die Sponheimiſche Succeſſions-Sache geleſen, und mit Noten begleitet.

Den 22ten. Die Streitſchrift des Grafen Münſter gegen den Herzog von Braunſchweig ganz durchgeleſen. —

Abends von 8 bis halb 12 Uhr den wichtigen Artikel im Oktoberheft von Blackwood's Magazine: *The Faction.*

Den 23ten. Die Geschichte des Repräsentativ-Systems in Portugal von Professor Münch in Freiburg — mit mancherlei traurigen Reflexionen gelesen. — Mitunter, zur Herzstärkung, einige Capitel in Bossuet's politique de l'écriture sainte.

Den 25ten. Die französische Uebersetzung einer von mir im Februar d. J. entworfnen, mir sehr werthen Instruktion für unsern Escadre-Commandanten im Archipelagus beendigt, und zu einer heute erhaltnen Deklaration des englischen Vice-Admirals Codrington Noten geschrieben. — Die Lektüre des ärgerlichen Münch'schen Buches vollendet.

Den 26ten. Vormittag die gestern erwähnten Arbeiten geschlossen. Abends eine lange Depesche nach London, wodurch beide Arbeiten dem Fürsten Esterhazy mitgetheilt werden.

Den 27ten. Vierstündige Conferenzen und Arbeiten mit dem Fürsten. — Abends die in Königswart angefangne Lektüre und Excerpirung der Geschichte Venedigs von Daru wieder vorgenommen.

Den 29ten. Einzelne interessante Artikel (über philosophische und theologische Materien) in den Berliner kritischen Blättern gelesen.

Den 30. Im ersten Theile des Daru (denn ich hatte — sonderbar genug, weil ich anfänglich in diesem Werke nur die Verhältnisse der Republik mit den Türken aufsu-

chen wollte, mit dem zweiten Theil, angefangen) bis auf die Zeit der Kreuzzüge fortgeschritten.

Den 31. Bonald: über Opposition und Preßfreiheit mit Interesse gelesen, und die deutsche Uebersetzung dieser Schrift durch A. Müller veranstaltet.

November.

Den 1sten. Mehrere Depeschen über die Anmaßungen der englischen Marine im Archipel, über die Piaterie ꝛc. ꝛc. geschrieben.

Den 2ten. Die Correspondenz mit Bukarest und Constantinopel.

Den 3. Fortsetzung der Lektüre und Excerpte des Daru.

Den 4ten und 5ten. Diese führte mich auf Gibbon zurück; ich las mit großem Interesse im 11ten Band die Capitel über das lateinische Kaiserthum in Constantinopel und die folgenden.

Den 7. — 8. Im Daru fortgefahren. — **Jakovaky Rizzo sur la littérature Grecque moderne. Genève 1827.** — Enthält außer dem Litterärischen, vieles über die Ursachen, Mittel und Wege der griechischen Insurrektion, eine sehr geschickte Apologie der Fanarioten ꝛc.

Den 9. Die Lektüre der *Mémoires de Bausset* geendigt. Ein elendes Buch, das man doch nicht ganz ohne Theilnahme liest, weil es eine, zwar fragmentarische, aber oft anschauliche Darstellung der Größe und des Falls Napoleon's liefert.

Den 10ten. *Cours de littérature grecque moderne par Jakovaky Rizzo. Genève* 1827. — Von einem de-

terminirten, aber ziemlich gelehrten Hetäriſten geſchrieben. Data über viele der Individuen, die mittelbar, oder unmittelbar auf die Rebellion der Griechen gewirkt haben. Ein eigner Abſchnitt über die Fanarioten. — Man ſieht aus der Schrift, mit welcher unbegreiflichen Sorgloſigkeit die türkiſche Regierung alles geduldet, vieles ſelbſt befördert hat, was die Inſurrektion vorbereitete.

Abends: *Le Collège de mon fils par Bellemare*; von dem Verfaſſer der beiden Schriften über die Jeſuiten. Die Vorrede beweiſet, daß dieſe Schriften, trotz aller Verderbtheit der Zeit, doch nicht ohne Wirkung geblieben ſind.

Von Bonald erhielt ich heute aus Paris ein Exemplar ſeiner neuſten Schrift, mit einem kurzen Briefe. Es freute mich nicht wenig, daß ich ihm bereits vor 8 Tagen unaufgefordert darüber geſchrieben hatte.

Den 11. — 13. In dieſen Tagen las ich gleichzeitig im Daru und im Gibbon, und ſuchte hauptſächlich die letzte Periode der Geſchichte des griechiſchen Kaiſerthums mir von neuem gegenwärtig zu machen, und meine Excerpte zu vervollſtändigen. Gibbon reizte und abſorbirte mich aber ſo ſehr, daß ich den größten Theil des 11ten und 12ten Bandes durchging. In der trüben Stimmung, in welche die neuſten Ereigniſſe mich verſetzten, wirkte Gibbon's vortreffliche Erzählung des ſchmählichen Unterganges der Paläologen ſehr melancholiſch auf mich.

In der letzten Hälfte dieſes Monats entſchloß ich mich zur Lektüre von Hammers Geſchichte des Osmaniſchen Reiches. Mein Mißtrauen gegen den Schriftſteller, und mein Widerwille gegen den Menſchen erweckte

aber, ungeachtet ſeiner großſprecheriſchen Gelehrſamkeit, weit mehr den Wunſch, ihn zu kritiſiren, als den, von ihm zu lernen, in mir. Ich ſuchte mich daher gleichzeitig in vielen andern Büchern, beſonders über die frühere Periode der Geſchichte der Türken zu orientiren; und Gibbon, Herbelot, Eichhorn, Remer, Schlözer zogen mich mehr an als Hammer. Nachdem ich die Vorrede, und das erſte Buch verſchluckt, entſchloß ich mich, erſt des Verfaſſers Schrift: Ueber die Aſſaſſinen, die ich nur flüchtig kannte, zu leſen; und dieſe Lektüre ſchwächte ſeinen ohnehin geringen Credit bei mir noch mehr. Geſchäfte aller Art zogen mich nachher wieder vom Studium ab.

Briefe von und an Gentz.

I.

An und von Goethe.

1.

Wien, 21. Februar 1811.

Hochzuverehrender Herr Geheime Rath.

Der Graf Moritz Dietrichſtein, Bruder des Fürſten gleiches Namens, hat mir das beikommende Paket zugeſtellt, worin eine kleine Sammlung von ihm componirter Lieder unſres größten Dichters befindlich iſt. Wie weit das muſikaliſche Talent des Grafen Dietrichſtein geht, vermag ich nicht zu beurtheilen; er iſt aber ein braver, edler, für alles Gute und Schöne empfänglicher Mann; und Sie werden ihn äußerſt glücklich machen, wenn Sie ſeiner wohlgemeinten Gabe einige Aufmerkſamkeit und eine freundliche Aufnahme gönnen.

Ich vernahm bei dieſer Gelegenheit, daß neuerlich auch Beethoven einige Ihrer Lieder, und, wie ich höre, vortrefflich componirt hat; die Sammlung iſt der Fürſtin

Kinsky gewidmet. Es war mein Vorsatz sie Ihnen mitzutheilen; da ich aber, bei näherer Ansicht, bemerkte, daß sie in Leipzig verlegt sind, so hielt ich es für überflüssig. Dagegen vermuthet man hier, daß Ihnen die von demselben Componisten herrührende Musik zum Egmont, da sie nicht gedruckt worden, unbekannt geblieben sei; und diese werde ich daher, wenn Graf Ferd. Palffy Wort hält, und sie mir vor dem Schlusse meines Pakets übersendet, diesem beifügen.

Ich hatte noch ein anderes Projekt, das aber für diesmal zu Wasser geworden ist. Da wir uns in unsern hiesigen Gesellschaften jetzt noch häufiger als sonst unterhalten — seitdem wieder so manche das Glück hatten, mit Ihnen persönlich bekannt zu werden — von Ihnen unterhalten, so suchte ich Fräulein Anna Kerpen vor einigen Wochen zu bereden, eine Zeichnung zu machen, die ich Ihnen in ihrem Namen überreichen könnte. Meine Unterhandlung schien auch Anfangs, trotz einiger von der liebenswürdigen Bescheidenheit dieses talentvollen Mädchens herrührenden Einwürfe, einen nicht ungünstigen Erfolg zu haben; sie hat sich aber durch einen Umstand zerschlagen, der, obgleich feindselig für diese Unterhandlung, Ihnen gewiß nicht unangenehm sein wird. Anna Kerpen ist seit 8 Tagen die Braut des Grafen Friedrich Carl von Schönborn, eines allgemein geachteten und achtungswürdigen jungen Mannes. Diese Verbindung die der einstimmige Beifall des Publikums sanktionirt, und die, bei Ihrer mir bekannten Theilnahme an der vortrefflichen Person, welche der Gegenstand derselben ist, auch Ihnen gewiß Vergnü-

gen machen wird, hat mir nicht erlaubt, auf Vollziehung des wenigſtens halb gegebenen Verſprechens zu dringen. Ich hoffe aber, es ſoll blos aufgeſchoben ſein.

Es thut mir überaus leid, daß Sie den Plan, dieſen Winter nach Wien zu kommen — wenn es anders gegründet iſt, daß Sie denſelben eine Zeit lang genährt haben — nicht zur Ausführung brachten. An großen und glänzenden Feſten wie wir ſie ſonſt zu ſehen gewohnt waren, iſt Wien diesmal allerdings weniger reich, die Privatgeſelligkeit aber hat offenbar Fortſchritte gemacht. Man hat jeden Tag die Wahl zwiſchen 3 oder 4 vortrefflich ausgeſtatteten Häuſern, wo ſich 40 bis 50 und mehrere Perſonen verſammeln, und wobei das Spiel eine ſehr untergeordnete, die Muſik ſchon eine bedeutendere, eigentliche Unterhaltung und Geſpräch aber die Hauptrolle ſpielt. Die Prinzeſſinnen von Curland ſind im Grunde wohl der Centralpunkt der hieſigen eleganten Welt, und ihre Soiréen die beſuchteſten, heiterſten und lebendigſten; doch liefern auch die Häuſer von Lobkowitz, Eſterhazy, der Fürſtin Bagration u. a. vielen Stoff zum geſelligen Genuß. Der Luxus im Ameublement, in den Equipagen, in den Anzügen der Damen, beſonders aber im Eſſen und Trinken iſt ſo hoch geſtiegen, wie er in Wien noch nie war, was, außer in Paris, auch wohl nirgends in der Welt ſein mag. Man berechnet auf 14 Tage hinaus die Reihe vortrefflicher Diners, worin die Palffy, und Schönborn, und Kinsky, und Lichnowsky und Liechtenſtein, u. ſ. f. mit einander wetteifern. Es iſt im Grunde ein Schlaraffenleben, welches man hinführt, und doch kann es dem

Beobachter nicht entgehen, daß weit mehr Geiſt als ſonſt in dieſe ſinnliche Maſſe gedrungen iſt. Unter vielen Beweiſen davon wähle ich nur den, daß, als ich im Jahr 1802 und 1803 mit Wien genauer bekannt wurde, es noch unter die großen Seltenheiten gehörte, in der erſten Geſellſchaft auf Perſonen zu ſtoßen, die den Fauſt oder die Iphigenie geleſen hatten; dagegen jetzt ein Mädchen von 17 oder 18 Jahren ſich ſchämen würde, nicht mit allen Ihren Werken mehr oder weniger vertraut zu ſein, und gewiß in Dresden und Berlin nicht öfter, nicht mit größerer Bewunderung und Liebe von Ihnen geſprochen werden kann, als hier geſchieht.

Ich ſchließe dieſen zu einer übermäßigen Länge gediehenen Brief, mit der Bitte, mich bei einer ſchicklichen Gelegenheit Sr. Durchlaucht dem Herzoge zum huldreichen Andenken zu empfehlen und mit dem herzlichen Wunſche, daß die Umſtände mich künftigen Sommer auf einem oder dem andern Punkte der Monarchie mit Ihnen wieder zuſammenführen mögen. Die Tage, welche ich vorigen Sommer in Ihrer Nähe verlebt habe, ſind mir unvergeßlich geblieben. Mit wahrer und unbegränzter Verehrung verharre ich unterdeſſen, nahe oder fern

Ihr ſehr ergebner
treuer Diener

Gentz.

2.

Wien, den 4. April 1811.

Es gereicht mir zum nicht geringen Vergnügen Ew. Excellenz melden zu können, daß meine Unterhandlung mit Frl. Kerpen einen erwünschten Ausgang genommen hat. Sie hat mir eine Zeichnung zugestellt, von welcher alle ihre nähern Freunde behaupten, es sei nie eine bessere aus ihrer Hand hervorgegangen, und welche die diesen Brief begleitende Rolle in sich schließt. Mit welchen Protestationen der schüchternsten und liebenswürdigsten Bescheidenheit dieser Auftrag mir ertheilt wurde, können Sie Sich leicht vorstellen.

Die verschiedenen Artikel Ihres günstigen Schreibens vom 28. Febr. habe ich sämmtlich erledigt. Die Sendungen an Fürst Lobkowitz und Fürst Lichnowsky waren richtig angekommen. Der Letztere wird Ihnen vermuthlich seitdem selbst geschrieben haben. Was Lobkowitz betrifft, so hat er mir zwar seit 14 Tagen, so oft ich ihn gesehen, einen Brief für Sie angekündiget; wie es aber mit der Ausführung stehe, weiß ich nicht. Er ist — nicht durch das neue Finanz-System, obgleich dieses ihm einen sehr harten Schlag zufügt — durch die Anwesenheit Velutti's und beständige Projekte zu Privatvorstellungen auf seinem Theater ꝛc. dergestalt absorbirt, daß er nur selten zu einer ruhigen Besinnung gelangen kann.

Die Prinzessinnen von Curland, und die Ligne-Clarysche Gesellschaft danken sehr für Ihre freundschaftliche Erinnerung. Der Fürst Clary geht in wenig Ta-

gen als Glückwünſchungs-Botſchafter nach Paris. Den Prince de Ligne habe ich dieſen Winter weniger als je ſonſt geſehen, theils weil die Geſellſchaften, die ich des Abends beſuche, mit den ſeinigen nur zufällig zuſammentreffen, theils weil er den größten Theil ſeiner Stunden bei der Ihnen aus Carlsbad wohlbekannten ſchönen ..... zubringt, die von der übrigen Geſellſchaft ganz getrennt lebt.

Unſere Freundin Eybenberg hat einen ſchweren Winter überſtanden; ihre Krankheit nahm unverkennbar den Charakter der Bruſtwaſſerſucht an, und ich fürchte, ſie behauptet ihn auch noch jetzt. Indeſſen iſt ſeit 14 Tagen ein Zuſtand von Erleichterung, und relativem Wohlſein eingetreten, der wenigſtens an unmittelbare Gefahr nicht mehr denken läßt; ihr Geiſt, der zwar nie ganz niedergedrückt war, iſt wieder auffallend heiter; ſie nimmt lebhaften Theil an allem was vorgeht, und ſpeiſet ſogar des Mittags ſchon manchmal außer dem Hauſe. Sie rechnet, mit gläubiger Hoffnung, auf die ſchöne Jahreszeit, ob ſie gleich bis jetzt noch keinen Plan in Anſehung ihrer nähern Beſtimmung für den künftigen Sommer zu haben ſcheint.

Auch für die Kaiſerin war der letzte Winter nicht wohlthätig; ſie litt faſt ohne Unterlaß; die Anſtrengungen, welche ſie machte, um ſich wenigſtens einigemale zu zeigen, mußte ſie jederzeit theuer bezahlen, und ich beſorge ſehr, daß ihr Zuſtand im Ganzen dieſen Winter über ſich bedeutend verſchlimmert hat. Es iſt jetzt nur eine Stimme, daß man ſie nach Italien ſchicken, keinem nördlichen Himmel mehr Preis geben muß; aber ſolche Maßregeln kommen bei uns ſo leicht nicht zur Ausführung! —

Es müßte ſich ein Arzt finden, der in ſeinem Fache zu verfahren wüßte, wie der Graf Wallis mit dem neuen Finanzſyſtem: „Das ſind meine Vorſchläge — bis zu dieſem Tage müſſen ſie angenommen ſein — wo nicht, ſo könnt ihr am folgenden die Boutique hinter mir zuſchließen.“

Die Ungewitter, die ſich im Norden zuſammenziehen, beunruhigen auch uns nicht wenig, ob wir uns gleich, und nicht ohne Grund, ſchmeicheln, fürs erſte, keine Art von Antheil daran nehmen zu dürfen. Wer kann aber berechnen, was weiter geſchieht? — In bevorſtehendem Sommer werden Carlsbad und Teplitz noch wohl ungeſtörte Frei- und Ruheſtätten ſein; und es iſt mir alſo erlaubt, in das Gemälde meiner Hoffnungen auch die, Ihnen an einem oder dem andern Ort zu begegnen, mit aufzunehmen. — Bis dahin mit unwandelbaren Geſinnungen,

Ew. Excellenz

ganz ergebenſt treuer Diener

Gentz.

3.

Weimar, 11. September 1825.

Euer Hochwohlgeboren

haben meine frühere Zuſchrift ſo geneigt aufgenommen und mir zuerſt Hoffnung gemacht, daß meine zwar beſcheidene, aber doch immer kühne Bitte höchſten und hohen Orts ſich einer günſtigen Aufnahme werde zu erfreuen haben.

Dieſes hat ſich denn auch auf das Wünſchenswertheſte

erwieſen, indem gleich nach der Rückkehr des Herrn Präſidial-Geſandten Freiherrn von Münch-Bellinghauſen, in der achten Sitzung der hohen Bundesverſammlung am 24. März d. J. ein günſtiger Vortrag eingeleitet worden, welcher denn auch eine allgemeine beifällige Zuſtimmung erhalten hat.

Ob nun ſchon nicht zu erlangen geweſen, daß die ſämmtlichen wohlwollenden Stimmen ſich zu einer vereinigt und das gebetene Privilegium von Seiten des hohen Bundestags ſelbſt wäre ausgefertigt worden; ſo hatte ich doch mit Dank zu erkennen, daß von den allerhöchſten und höchſten Gönnern und Beförderern gedachtes Privilegium ohne weiteres ertheilt, von andern aber auf geziemende Vorſtellung mir überſandt worden und ich habe Urſache den übrigen zunächſt entgegen zu ſehen.

Da ich jedoch ſo eben im Begriff ſtehe mit meinem vorigen Verleger einen Contrakt zu unterzeichnen, wodurch mir und den Meinigen ein Antheil an dem Gewinn für jetzt und in Zukunft zugeſichert wird; ſo habe ich freilich alle Urſache zu wünſchen, daß die Angelegenheit des mir huldvoll zu ertheilenden Privilegiums abgeſchloſſen werde, indem gedachter Contrakt und die daraus entſpringenden Vortheile blos hierauf gegründet werden können.

In dieſer dringenden Rückſicht wage ich nunmehr Ew. Hochw. geneigte Vermittlung abermals zu erbitten, indem es mir zudringlich erſcheinen wollte, Ihro des Herrn Fürſten von Metternich Hochfürſtl. Durchlaucht, wie auch des Herrn Präſidial-Geſandten Freiherrn von Münch-Bellinghauſen Excellenz nochmals anzugehen: denn ich beſcheide

mich gar wohl, daß in einer ſo großen Monarchie ſelbſt die Form, unter welcher eine dergleichen Begünſtigung auszuſprechen wäre, Schwierigkeit finden und eine wohlwollende Beendigung verzögern müſſe. Ew. Hochw. jedoch ſind in einer Stellung, wo Sie die Lage der Sache und die Mittel, wodurch dieſelbe gegenwärtig am ſicherſten zu fördern wäre, vollkommen überſchauen und beurtheilen. Darf ich daher geziemend vertraulich bitten, daß es Ihnen gefallen möge, deshalb einige Erkundigung einzuziehen, wie nunmehr die, von Allerhöchſtem Oeſterreichiſch-Kaiſerlichen Hofe mir zugedachte Begünſtigung zur Ausführung kommen könne, ſodann aber geneigteſt mitzuwirken, daß die zugeſagte entſprechende Entſchließung mir gnädigſt mitgetheilt werde, wozu die Gegenwart des Herrn Präſidial-Geſandten Excellenz in Wien wohl die beſte Gelegenheit geben dürfte.

Indem ich nun die erſte von gedachtem verehrten Geſchäftsmanne am Bundestage abgegebene Erklärung abſchriftlich hinzufüge, wiederhole die geziemende Bitte, Ew. Hochw. mögen zu Förderniß und ſchließlicher Vervollſtändigung dieſer Angelegenheit kräftigſt beitragen, auch mich allenfalls, in wie fern ich ſelbſt noch einige Schritte zu thun hätte, geneigteſt zu unterrichten belieben.

Der ich in Hoffnung und Vertrauen mit vollkommenſter Hochachtung die Ehre habe mich zu unterzeichnen

Euer Hochwohlgeboren

gehorſamſt ergebenſter Diener

J. W. Goethe.

4.

Weimar, 16. September 1825.

Euer Hochwohlgeboren

erlauben daß ich gegenwärtigen Brief durch eine phyſiſche Bemerkung einleite.

In meinem langen Leben iſt es mir öfter begegnet, daß wenn ich von fernen Orten her etwas Bedeutendes erwartete, ich die Sehnſucht darnach, in Betracht der Weite und Verhältniſſe, mit Verſtand zu beruhigen wußte; nicht weniger gelang es mir, eine bei fortdaurendem Außenbleiben ſich meldende Ungeduld durch Vernunft zu beſchwichtigen; endlich aber traf es gewöhnlich ein, daß, wenn die Sorge deshalb ſich zu einem hypochondriſchen Mißbehagen ſteigerte und ich verleitet war durch eigene Schritte, Nachfrage oder ſonſtiges Benehmen ſelbſt einzuwirken, daß die Erfüllung ganz nah und das Gehoffte wirklich ſchon unterwegs war.

Dieſe mehrmals wiederholte, faſt bis zum Ahnungsglauben gereifte, mit Andern getheilte Erfahrung bewährt ſich mir auch im gegenwärtigen Falle, da ich, im Wechſel meines an Ew. Hochw. gerichteten Schreibens, den verehrlichſten Erlaß von Ihro des Herrn Fürſten von Metternich Durchlaucht zu erhalten das Glück habe. Die mir daraus erwachſende Beſchämung übertrage jedoch gern, weil ſie das Gefühl der Gabe nur erhöht, welche großartig und der Majeſtät würdig in wenig Worten alles ausſpricht, und den größten Umfang der Huld mir zu Gunſten wohlthätig zuſammenfaßt.

Wenn ich nun aber auch Höchſt Ihro Fürſtlicher Durchlaucht meinen ſchuldigen Dank vorzulegen nicht ermangele, ſo möchte doch kaum ſchicklich ſein, vor Höchſt Denenſelben die Gefühle lebhaft auszudrücken, die ein Hausvater empfinden muß, wenn er eine bedeutende verwickelte Angelegenheit auf einmal entwirrt und das Schickſal der Seinigen dadurch für die Zukunft geſichert ſieht.

Wäre dergleichen Ereigniß zu jeder Lebenszeit höchſten Dankes werth, ſo ſteigert ſich die Anerkennung mit den Jahren, wo die Kraft abnimmt, da wo ſie am meiſten gefordert wird und man diejenigen ſich ſelbſt überlaſſen muß, denen man mit Rath und That fortwährend ſo gern an Hand ginge.

Dieſe Betrachtungen ſämmtlich rufen mir die ſchönen Zeiten zurück, wo wir uns ſo gern in hochgebildeter Geſellſchaft über die Angelegenheiten des Herzens und Geiſtes unterhielten und ſo verleitet mich denn auch dieſe Stimmung ein Blättchen beizulegen, welches als treuen und frohen Feſtklang nächſtvergangener Tage nicht zu verſchmähen bitte.

Verzeihung der fremden Hand, die meinige fördert nicht mehr. Mit vorzüglichſter Hochachtung, dankbarem Vertrauen unwandelbar

Ew. Hochw.

ganz gehorſamſter Diener

J. W. Goethe.

5.

Euer Excellenz

sehr geehrte beide Schreiben vom 11. und 16. d. M. habe ich gestern hier, bei meiner Zurückkunft von Gastein erhalten, woselbst ich mich drei Wochen aufgehalten hatte, um gegen einen hartnäckigen arthritischen Schmerz in den Beinen, der mich nun seit mehreren Jahren, bei übrigens vollkommener, innerer und äußerer Gesundheit verfolgt, einen abermaligen Feldzug zu versuchen.

Ich bedaure es unendlich, daß meine Abwesenheit von Wien mich um das Vergnügen gebracht hat, Ihnen von der wirklichen Ausfertigung des kaiserlichen Beschlusses die erste Nachricht zu geben. Indessen ist mir äußerst lieb, aus Ihrem zweiten Schreiben zu ersehen, daß auch die Form dieser Ausfertigung Ihren Wünschen entsprochen hat.

Sollte in dieser Angelegenheit, und namentlich in E. E. Verhandlungen mit den andern Höfen, sich noch irgend ein Anstand darbieten, der von österreichischer Seite erleichtert oder gehoben werden könnte, so bitte ich, mir in jedem solchen Falle Ihr gütiges Vertrauen zu schenken und fest überzeugt zu sein, daß alles, was zu Ihrer vollkommensten Zufriedenheit noch erforderlich sein könnte, an mir einen eifrigen Beförderer finden wird.

Wenn das Gasteiner-Bad sich in einer anständigen präsentablen Verfassung befände, so würde ich es wagen, Sie zu einem Besuch dieser durch ihre restaurirende Kraft wahrhaft wundervollen Quelle aufzufordern. Die Reise

von hier nach Gaſtein auf einer vortrefflichen Straße und durch einen unbeſchreiblich ſchönen und majeſtätiſchen Theil der Alpen, ja ſelbſt der Aufenthalt in dem geologiſch und mineralogiſch wichtigem Gaſteiner Thal, würde dieſen Beſuch ſehr erleichtern; aber die Bewirthung iſt zu ſchlecht, die Geſellſchaft zu unbedeutend, als daß ich einem Gaſte Ihrer Art einen Aufenthalt von mehr als ein paar Tagen zumuthen möchte.

Ueberdies iſt ein reſtaurirendes Bad für Sie kein dringendes Bedürfniß. Wer die edelſten Gedanken mit dem glücklichſten Erfolge in ſolche Worte kleiden kann, wie ſie uns aus dem kleinen Gedichte auf den 3. September entgegentönen, der iſt und bleibt jung und mächtig, ohne alle Rückſicht auf die trockne Zahl der Jahre. So erhalte Gott E. E. noch lange zur Freude Deutſchlands.

Gentz.

Beilage.

Billet des ſachſen-weimariſchen Geſchäftsträgers von Piquot in Wien an Gentz.

Monsieur le Baron,

N'ayant pas eu l'avantage de Vous trouver hier matin chez Vous, Monsieur le Baron, je m'empresse de Vous adresser ces lignes, pour Vous remettre d'après un ordre reçu de ma Cour un exemplaire de

la médaille que mon Auguste Souverain a fait frapper en mémoire du jubilé du célèbre Goethe, et que ce Prince a remis lui même à Son Ministre le mois de Novembre dernier, la première empreinte ayant été refondue.

Permettez-moi, Monsieur le Baron, d'ajouter encore ici l'expression de la considération très distinguée avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur le Baron

Votre très-humble
et très-obéissant serviteur

Vienne ce 14 Mars 1827.

Piquot.

II.

Frau von Staël an Gentz.

1815.

Il est bien aimable à Vous, Monsieur, de me promettre un jour en dédommagement de celui, que m'enlève le Duc de Wellington. Vendredi pourra-t-il Vous convenir et serez Vous assez bon pour prévenir Mr. de Humboldt de Votre décision. Nous serions trop nombreux, si je réunissois chez moi tous ceux de mes amis qui seroient ambitieux de Vous connoitre, et Vous aimerez mieux causer en petit comité. Pardonnez moi d'avance une mauvaise chambre et un mauvais dîner; et veuillez recevoir, Monsieur, l'expression de mes sentimens les plus distingués.

Lundi soir.

A. Staël.

III.

An Alexander von Humboldt.

Laybach le 3. Février 1821.

Je dois rectifier, mon très cher et illustre ami, une erreur grave, dans laquelle Vous paroissez être tombé d'après Votre aimable lettre du 20 Décembre. Vous croyez, qu'au milieu des affaires qui nous ont occupés les mois derniers, nous n'aurions pas trouvé le tems de penser à Vous et à Vos ouvrages. Sachez donc que (pour ne pas parler de moi) Mr. le Prince de Metternich a lu à Troppau trois volumes de la relation de Votre voyage, et qu'il ne s'y est presque pas passé un jour, sans que Vous n'eussiez été, soit à dîner, soit après dîner, le sujet de nos entretiens.

Nous ne sommes pas tellement subjugués par les affaires politiques, que nous ne puissions plus jetter les yeux sur ce qu'il y a de plus beau et de plus durable dans les choses de ce monde; et si ceux qui dirigent la barque de notre côté travaillent avec tant

de zèle à mettre un terme aux révolutions et aux agitations de l'Europe, un de leurs plus puissans motifs est précisément celui de ramener jusqu'à un certain point cet état de calme, où les sciences que Vous cultivez avec tant de supériorité, les progrès que Vous faites faire à l'esprit humain, les jouissances que Vous lui préparez, puissent nous consoler de tant de vaines spéculations, de tant d'entreprises insensées, qui, quoique toujours renouvelées depuis trente ans, n'ont pas ajouté une ligne au véritable bonheur des hommes, sur lesquelles bientôt tous les bons esprits reviendront, et dont les amateurs même commencent à se dégoûter.

Le Prince a été extrêmement sensible, à ce que Vous m'avez écrit par rapport à son fils. Il m'a chargé exprès de Vous en remercier; il Vous fait dire en même tems, que Vous l'obligeriez beaucoup, en lui envoyant un exemplaire des cartes que Vous m'annoncez dans Votre lettre.

Il faut Vous dire toutefois, que je n'ai pas encore eu le bonheur de voir ces cartes. Pélicier a fait la bétise de les enfermer dans un rouleau adressé au Prince, et qui contenoit en outre des cahiers de je ne sais quel grand ouvrage d'architecture. Ces derniers étant restés à Vienne, on ne s'est pas donné la peine de m'envoyer ce qui m'appartenoit; de sorte que j'ai été obligé d'écrire d'ici à Vienne pour me mettre en possession. J'espère cependant que dans cinq ou six jours mon attente sera enfin remplie; et je Vous remercie d'avance de tout mon coeur du

plaisir que Vous me procurez par cette nouvelle preuve de Votre bonté.

Le Prince de Hardenberg, je puis Vous le certifier, n'a pas changé de sentimens envers Vous. Il m'a parlé plus d'une fois dans un sens qui n'auroit pu me laisser aucun doute sur ce point, si j'avois pu en nourrir un instant, après la manière amicale dont il n'a cessé de s'exprimer même sur Votre frère, malgré les différends, qui les ont séparés. Le Chancelier, quoique son extérieur et sa conversation ne l'annoncent guères, commence à sentir le poids de l'age; sa surdité, qui n'a pourtant pas augmenté, paroît l'incommoder plus qu'autrefois; depuis que nous sommes ici, il n'a assisté à aucune conférence, et a complètement abandonné à Bernstorff la direction des affaires étrangères.

J'ai eu à Troppau deux lettres très-amicales et très-intéressantes de Votre frère; elles m'ont prouvé qu'il est toujours le même; que pas un trait de cette originalité si remarquable, qui le rend unique dans son genre, ne s'est effacé; et qu'à quelqu' époque que je puisse le revoir, je le trouverai tel qu'il étoit dans nos promenades nocturnes de Berlin, et derrière la vieille tour de Burgömer.

Le Roi de Prusse est toujours attendu ici, et je crois qu'il arrivera malgré le peu d'envie qu'il puisse avoir de faire ce long voyage. — Rien n'annonce

jusqu'à présent que nous quitterions l'endroit de la réunion actuelle avant la fin du mois de Mars.

Recevez, mon illustre ami, l'assurance de mes sentimens invariables, et n'oubliez pas que Vos lettres sont toujours du plus grand prix pour moi.

Gentz.

IV.

Wilhelm von Humboldt
an
Gentz.

In welch' innigem Verband Humboldt, der berühmte Schriftſteller, Sprachforſcher und Staatsmann, und unſer Gentz in früheren Jahren zu Berlin ſtanden, darüber haben wir von Erſterem, in ſeinen Briefen an Schiller, die unzweideutigſten Zeugniſſe erhalten. Später trafen beide in Wien, eine Zeit lang ſogar als Gegner, wieder zuſammen. Aus den hier folgenden Briefen erſieht man, daß ſie, trotz aller politiſchen Meinungsverſchiedenheit, bis in ihre ſpäteſten Jahre in unveränderter Geiſtes- und Gemüthsgenoſſenſchaft blieben. D. H.

1.

Meine Frau, unſre älteſte Tochter und ich, liebſter Gentz, werden vom 28. Julius an in Gaſtein ſein, und die gewöhnliche Badezeit dort zubringen. Wir alle wünſchen unendlich, daß Sie zugleich mit uns da wären. Ich würde eine große Freude haben, Sie wiederzuſehen, und

wieder ruhig über ſo viele Dinge zu ſprechen, und dazu wäre der Aufenthalt in Gaſtein recht eigentlich gemacht. Meiner Frau iſt das Bad vortrefflich bekommen. Sie iſt auch nicht Einen Tag den ganzen Winter hindurch krank oder nur leidend geweſen. Wenn die Kur diesmal nur ähnliche Wirkung thut, kann ſie ſich faſt als geheilt anſehen. Wir gehen daher dies Jahr mit Muth und Freude hin. Ich denke auch zu baden, nicht gegen ein beſtimmtes Uebel, denn ich bin eigentlich wohl, aber zur allgemeinen Stärkung. — Mir geht es übrigens ſehr wohl. Außer dem Leben in meiner Familie, und den wenigen, meine Privatangelegenheiten betreffenden Geſchäften lebe ich allein in Studien und wiſſenſchaftlichem Treiben, und die Annehmlichkeit ſogar des bloßen Lernens war auch Ihnen ſonſt eine nicht fremde Empfindung. Ich habe mir in dem Sprachſtudium einen eignen Weg gebahnt und habe darin noch mehr zu verfolgen, als die Jahre erlauben werden, die mir zu leben übrig bleiben. Eben dies Studium hat mich vorzüglich tief in das Indiſche geführt und mir von einer andern Seite her den Genuß des Alterthums verſchafft, der im Griechiſchen ſchon immer einen großen Reiz für mich hatte. Ich habe ein philoſophiſches Gedicht halb in Auszug, halb in Ueberſetzung bearbeitet, das ich Ihnen mit nach Gaſtein bringen werde. Es iſt wohl das Tiefſte und Erhabenſte, das die Welt aufzuweiſen hat. — Alexander iſt nun auch hier, und hat ganz eigentlich ſeinen Wohnſitz hier genommen. Er iſt thätiger und lebendiger, als je, und wir reden oft von Ihnen. — Hier habe ich mir eine Wohnung mit Gypſen und Mar-

mor eingerichtet, die Ihnen auch Freude machen würden. Sie haben noch das alte Haus gekannt. Jetzt wandelt man unter lauter schönen Gestalten umher, von denen besonders die in meinem Zimmer nicht an einem Ueberfluß von Toilette leiden. So, liebster Gentz, bin ich den alten Ideen und alten Späßen treu und gewiß auch den alten Freunden. Leben Sie wohl, sagen Sie mir bald, daß wir Sie in Gastein sehen werden, und erhalten Sie mir Ihr Andenken und Ihre Freundschaft. Mit der herzlichsten und unveränderlichsten

der Ihrige

Tegel, den 21. Mai 1827.

Humboldt.

2.

Zeitz, den 13. Julius 1827.

Ihr Brief, theuerster Freund, hat mich durch seinen freundschaftlichen und liebevollen Inhalt unendlich erfreut, allein mich zugleich und eben dadurch noch mehr geschmerzt, weil ich sehe, daß die Hoffnung, Sie zu sehen, nun höchst schwankend und ungewiß ist. Sie haben gewiß Recht, daß zur Badekur in Gastein der September der günstigere Monat ist. Allein die Zeit unserer Reise hängt dergestalt mit anderen Reisen und Zusammentreffen mit unseren Kindern zusammen, daß es uns durchaus unmöglich war und ist, darin eine Aenderung vorzunehmen. Wir sind, wie Sie aus der Ueberschrift dieses Briefes sehen, jetzt

auf der Hinreise nach Gastein begriffen. Wir bleiben indeß einige Tage in München. In Gastein denken wir den 28sten d. M. zu sein. Wie lange wir der Kur wegen dort bleiben müssen, läßt sich, wie Ihnen selbst bekannt ist, genau nicht berechnen. Badet aber meine Frau nicht wieder so lange, als im vorigen Jahr, so beträgt es schwerlich mehr als 24—26 Tage. Zwischen dem 21sten und 24sten August treten wir also vermuthlich unsern Rückweg an. Träfen wir Sie dann in Salzburg, wäre es ein großes Fest für uns alle und mich insbesondere. Ich habe eine wahre Sehnsucht, Sie zu sehen, und würde unendlich gern, so lange es die Umstände erlaubten, zusammenbleiben. Der Genuß des Umgangs geht immer erst da an, wo man sich gar nichts Eigentliches zu sagen hat, und wir würden jetzt gewissermaßen wieder so sein, als wir vor langen Jahren in Berlin waren, wo wir auch an gar nichts Aeußerem hingen, sondern nur Ideen, Gefühle und Menschen besprachen, alles um des ganz Allgemeinen oder des höchst Individuellen willen. Denn das Befinden, das doch nicht individuell ist, noch wird, ist der wahre Stoff über den man die Meinung ändert, sich spaltet und streitet, und auch der wahre Tummelplatz des gewöhnlichen Alltagslebens im Großen und Kleinen. Ich kann mir nicht denken, daß wir in dem, was man eigentlich Ansichten nennen kann, verschieden wären, liebster Freund. Allein auch mit Menschen, von denen ich allerdings abweiche, irrt mich das sehr wenig. Ich habe bei jeder Sache zwei Ansichten, und es ist mir, wenn ich nicht eben handeln muß, ziemlich eins, mit welcher man

ſich zu beſchäftigen vorzieht. Ich habe von jeher nur ein althiſtoriſches Intereſſe gehabt, und da ſchrumpft alles Menſchliche unglaublich zuſammen, man ſieht mehr den Strom, der die Dinge fortreißt, als die Dinge ſelbſt. An Lebendigkeit glaube ich allerdings nicht verloren zu haben. Sie ſtammte immer in mir daher, daß ich ſie nicht aus dem Leben ſchöpfte, wenig am Leben hing, und mir wenig aus dem Leben machte. Beides Letzte iſt jetzt in viel höherem Grade bei mir der Fall, nicht aus Ueberdruß, was mich ſonſt erfreute in aller Art, reizt mich ebenſo lebhaft noch jetzt, aber weil ich reifer in Ideen bin, und man mit Ideen doch immer aus dem Leben, was nicht der wahre Sitz der Ideen iſt, hinausreift. Auch iſt das Leben ein Akt, der wohl geführt, aber auch wohl beſchloſſen ſein will, und wer klug iſt, geht alſo gern, wenn er am glücklichſten iſt. Und glücklich bin ich ſehr, ſo innerlich und äußerlich geſchloſſen, daß ich keinen Wunſch habe, den ich nicht durch mich erreichen könnte. Wiſſenſchaftlich beſchäftige ich mich jetzt ſehr. Doch geht auch das nur nebenher, und iſt nicht das eigentliche Ziel. Ich ſchließe hier, theurer Freund. Meine Frau und Caroline empfehlen ſich Ihnen freundſchaftlichſt. Sie ſind beide recht wohl. Mit innigſter Freundſchaft ganz der Ihrige

Humboldt.

8.

Ich hoffe, liebſter Freund, Sie haben meinen Brief, den ich Ihnen auf unſrer Hinreiſe nach Gaſtein, ich denke

aus Baireuth ſchrieb, zu ſeiner Zeit empfangen. Leider haben wir uns, wie Sie nur zu richtig vorausſahen, verfehlt, was uns alle ſehr geſchmerzt hat. Vielleicht ſind wir in dem nächſten Jahr glücklicher. Wir haben da unſre Zimmer vom 15. Auguſt bis 15. September genommen, und ſind alſo in der Zeit noch da, welche Sie zu wählen pflegen. Das Bad hat auch in dieſem Jahr meiner Frau unglaublich wohl gethan, und eben ſo uns. Da ich aber geſund war, ſo habe ich bei mir dies nicht gerade ſo ſehr geſchätzt. Allein ſonſt hat mir Gaſtein unendlich gefallen, und mich ganz eigen an ſich gefeſſelt. Ich habe nicht leicht eine anziehendere Berggegend geſehen und ein Leben in einer reizendern Stille genoſſen, als da. Ich werde mit großem Vergnügen wieder hingehen.

Die Abſicht meiner heutigen Zeilen war, Sie über eine Sache zu Rathe zu ziehen, die mir ſehr am Herzen liegt. Der Fürſt Lobkowitz hat in ſeiner Bibliothek in Raudnitz in Böhmen eine noch nicht benutzte Handſchrift des Plato. Dieſe wünſchte der Prof. Schneider in Breslau, der eine neue Ausgabe des Plato macht und ein ſehr zuverläſſiger Mann iſt, gern zu vergleichen. Seine Lage erlaubt ihm nicht, ſich deshalb ein halbes Jahr in Raudnitz aufzuhalten. Er wünſcht alſo die Handſchrift in Breslau zu haben. Sie dort ihm in einem Privathauſe, das allerlei Zufällen ausgeſetzt ſein kann, anzuvertrauen, kann man dem Fürſten, ſelbſt wenn er Caution ſtellte, nicht zumuthen. Allein der Univerſitätsbibliothek in Breslau könnte der Fürſt, wenn er die Wiſſenſchaften befördern und zugleich ſeine Handſchrift berühmter machen

wollte, die Handschrift gegen einen Revers zuschicken und Prof. Schneider könnte sie dort vergleichen.

Da ich den jetzigen Fürsten gar nicht kenne, und nicht gern eine abschlägliche Antwort erhalten möchte, so hat es mir nicht passend geschienen, daß ich mich so geradezu an ihn wendete. Ich bitte also Sie, theuerster Freund, mir zu sagen, ob der Fürst wohl eine solche Bitte gewähren würde, entweder so nach der Kenntniß, die Sie von ihm haben, oder nachdem Sie ihn darum vorläufig befragten. Fiele Ihre Antwort bejahend aus, so würde ich dann an ihn schreiben. Sonst muß ich die Sache fallen lassen, was ich aber eben sehr ungern thäte. Könnten Sie mir zu der Sache verhelfen, würde ich es als eine wahre Freundschaft ansehen. Daß sich Bibliotheken auf diese Weise Handschriften schicken, dafür kann ich Ihnen als Beispiel die Berlinische und Münchensche anführen. Ich habe noch neulich Bücher, die wegen ihrer Seltenheit vollkommnen Handschriften gleichen, aus Spanien geliehen erhalten.

Meine Frau und Caroline grüßen Sie herzlich. Leben Sie wohl und sagen Sie mir bald ein Wort über Sich und Ihre Gesundheit.

Mit alter und unveränderlicher herzlicher Freundschaft

Ihr

Tegel, den 31. Oktober 1827.

Humboldt.

4.

Berlin, den 1. März 1828.

Ihr Brief vom 21. Jan. c. hat mir, theuerſter Freund, die größeſte Freude gemacht, obgleich der literariſche Gegenſtand, den er betraf, eigentlich mißglückt iſt. Erlauben Sie mir gleich wieder von dieſem anzufangen, damit ich Ihnen nachher ruhiger von Ihnen und mir reden kann.

Der Prof. Schneider hat ſich entſchloſſen, da der Plato nicht zu ihm gehen kann, ſelbſt nach Raudnitz zu reiſen, und dort einen wenigſtens vierwöchentlichen Aufenthalt zu machen. In dieſem Projekt kommt ihm nun der Brief des jungen Dietrichſtein, den Sie mir ſchickten, ſchon ſehr zu Statten, da ja Fürſt Lobkowitz für die Benutzung der Handſchrift in Raudnitz das Mögliche zu thun verſpricht. Es käme alſo jetzt nun darauf an, daß Sie, liebſter Gentz, die Güte hätten, dem Fürſten, der ja, Ihrem Briefe nach, in Wien ſein muß, ſagen zu laſſen, daß Herr Schneider nach Raudnitz kommen würde, und daß er die Geneigtheit haben möchte, den Bibliothekar dort, einen Ciſtercienſer, zu ermächtigen, ihm bei Collationirung der Handſchrift alle, den Umſtänden nach mögliche Erleichterung zu verſchaffen. Da Herr Schneider aber ſchon Anfang Aprils von Breslau abzureiſen gedenkt, ſo hat die Sache einige Eile.

In das, was Sie von den [Berliner] Jahrbüchern ſagen, ſtimme ich vollkommen ein. Es ſind einige ſehr lesbare Sachen, wie die Varnhagen'ſchen, einige gründ-

lich wiſſenſchaftliche, wie die Boppiſche darin, allein dem Ganzen kann ich den Geſchmack nicht abgewinnen. Hegel iſt gewiß ein tiefer und ſeltener Kopf, allein daß eine Philoſophie dieſer Art wahrhaft Wurzel ſchlagen ſollte, kann ich mir nicht denken. Ich wenigſtens habe mich, ſo viel ich es bis jetzt verſucht, auf keine Weiſe damit befreunden können. Viel mag ihm die Dunkelheit des Vortrags ſchaden. Dieſe iſt nicht anregend, und wie die Kantiſche und Fichtiſche, koloſſal und erhaben, wie die Finſterniß des Grabes, ſondern entſteht aus ſichtbarer Unbehülflichkeit. Es iſt, als wäre die Sprache bei dem Verfaſſer nicht durchgedrungen. Denn auch wo er ganz gewöhnliche Dinge behandelt, iſt er nichts weniger, als leicht und edel. Es mag an einem großen Mangel von Phantaſie liegen. Dennoch möchte ich über die Philoſophie nicht abſprechen. Das Publikum ſcheint ſich mir in Abſicht Hegels in zwei Claſſen zu theilen; in diejenigen, die ihm unbedingt anhängen, und in die, welche ihn, wie einen ſchroffen Eckſtein, weislich umgehen. Er gehört übrigens nicht zu den Philoſophen, die ihre Wirkung blos ihren Ideen überlaſſen wollen, er macht Schule und macht ſie mit Abſicht. Auch die Jahrbücher ſind daraus entſtanden. Ich bin ſogar darum mit Fleiß in die Geſellſchaft getreten, um anzudeuten, daß man ſie nicht ſo nehmen ſolle. Ich gehe übrigens mit Hegel um, und ſtehe äußerlich ſehr gut mit ihm. Innerlich habe ich für ſeine Fähigkeit und ſein Talent große und wahre Achtung, ohne die oben gerügten Mängel zu verkennen. Die lange Recen-

ſion*) über mich kann ich am wenigſten billigen. Sie miſcht Philoſophie und Fabel, Aechtes und Unächtes, Uraltes und Modernes; was kann das für eine Art der philoſophiſchen Geſchichte geben? Die ganze Recenſion iſt aber auch gegen mich, wenn gleich verſteckt, gerichtet, und geht deutlich aus der Ueberzeugung hervor, daß ich eher alles, als ein Philoſoph ſei. Ich glaube indeß nicht, daß mich dies gegen ſie parteiiſch macht.

Ich kann von mir in allen Rückſichten ſagen, daß ich in mir und ohne allen Unmuth und ohne alle Abſicht, nur mir ſelbſt, wie außer der Welt, lebe. Wie man aufnimmt, was ich jetzt thue, wie man beurtheilt, was ich gethan habe, berührt mich nur, inſofern ich es belehrend finde, oder inſofern ich darin, oft ſelbſt zu meiner Beluſtigung, den Gang der Welt und der Menſchen ſehe. Meine Sache habe ich, wie Sie am beſten wiſſen, auf etwas ganz Anders geſtellt, und ſie ruht auf unerſchütterlichen Pfeilern. Darin bin ich heute, wie ich war, als wir hier zuſammen die Nächte durchwandelten. Ich werde es immer als einen ſeltnen Segen meines innern Geſchickes betrachten, in dem, wonach ich ſtrebe, nicht herum getappt zu haben, ſondern Einer Richtung gefolgt zu ſein.

---

*) Dieſe Recenſion betrifft die Bearbeitung einer indiſchen Dichtung, die W. v. Humboldt 1826 unter dem Titel: „Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Epiſode des Maha-Bharata. Eine Vorleſung.“ herausgab.

D. H.

So gleichgültig mir aber die äußere Beurtheilung iſt, ſo großen Werth lege ich auf die Indiſche philoſophiſche Dichtung, die ich in der recenſirten Abhandlung bearbeitet habe. Ich ſchicke Sie Ihnen, ſie wird aber ſpäter, als dieſer Brief ankommen. Sie gewinnen gewiß dem Tiefen und Eingreifenden darin Geſchmack ab, und zugleich werden Sie begreifen, wie es auf mich wirken mußte. Denn ich bin den Vertieften, von denen darin die Rede iſt, ſo unähnlich nicht. Ich las das indiſche Gedicht zum erſtenmal in Schleſien auf dem Lande, und mein beſtändiges Gefühl dabei war Dank gegen das Geſchick, daß es mich habe leben laſſen, dies Werk noch kennen zu lernen. Es iſt mir ein Beiſpiel geweſen, wie, wenn man alles für ganz abgeſchloſſen hält, und nun meint, man könne, ohne Gefahr etwas mehr zu verſäumen, abgehen, ſich doch noch eine Erſcheinung darſtellen kann, die man um alles nicht hätte ungekannt zurücklaſſen mögen.

Ihre Studien der Kirchengeſchichte waren mir neu. Indeß begreife ich ſie ſehr wohl; ſehr erfreuen würden Sie mich, wenn Sie mir die Veranlaſſung erzählen wollten.

Sehen wir Sie denn nicht in Gaſtein? Wir werden in dieſem Jahr vom 15. Aug. bis 15. Sept. dort ſein, und hinkommen von London. Wir (meine Frau, Caroline und ich) begleiten nämlich meine jüngſte Tochter nach London, gehen dann über Paris und bleiben dort einige Wochen. Von London reiſen wir über Paris und Strasburg nach Gaſtein. Sie ſehen ſchon daraus, wie gut es mit der Geſundheit meiner Frau ſteht. Sie grüßt Sie

herzlich und freut ſich herzlich der Art, wie Sie ihrer erwähnen.

Alexander iſt wirklich eine puissance und hat durch ſeine Vorleſungen hier eine neue Art des Ruhmes erworben. Sie ſind unübertrefflich. Die Furcht würden Sie aber leicht verlieren. Er iſt mehr wie je der Alte, und es iſt, wie es war, ein Charakterzug in ihm, ſelbſt eine eigne innre Scheu, eine nicht abzuläugnende Beſorgniß in der Art des Auftretens zu haben.

Nun leben Sie herzlich wohl, und erhalten Sie mir Ihre alten Geſinnungen, Ihre Liebe und Ihre Freundſchaft. Zu mir kann man im wahrſten Verſtande wenigſtens immer das gleich unbeſorgte Zutrauen haben. Von inniger Seele

Ihr

H.

Wenn Sie mir nicht ſo antworten, daß ich Ihren Brief hier bis zum 25. März haben kann, ſo laſſen Sie mich lieber einen Brief bei Apponyi oder Eſterhazy finden. Den letzten zu ſehen freue ich mich im recht eigentlichſten Verſtande.

V.

Heeren an Gentz.

Mit dieſem Schreiben überſendete unſer Geſchichtſchreiber Heeren ſein hiſtoriſch-politiſches Hauptwerk, die „Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems“, von welcher ſo eben (1819) die 3te Ausgabe erſchienen war . D. H.

* * *

Hochwohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

Wenn es vielleicht den Anſchein einer Zudringlichkeit haben könnte, daß ein Schriftſteller, der nicht das Glück hat, Ihnen perſönlich bekannt zu ſein, eins ſeiner Werke Ihnen überſchickt; ſo bitte ich Sie, die Urſache davon in nichts andern zu ſuchen als darin, daß unter allen meinen Zeitgenoſſen durchaus keiner iſt, auf deſſen Beifall ich gerade bei der beikommenden Schrift einen größern Werth legen würde, als auf den Ihrigen. Sie werden dieſe Aeußerung gewiß für keins der gewöhnlichen Compliments

halten, da ſie aus einer edlern und reinern Quelle, der der Uebereinſtimmung der politiſchen Anſichten und Geſinnungen fließt. Wie viel ich Ihren Schriften verdanke, wird Ihnen das gegenwärtige Werk zwar einigermaßen, jedoch nur unvollkommen, ſagen; Sie haben weſentlich dazu beigetragen, mich von den Verirrungen zu bewahren, in welche die Mehrzahl unſrer Hiſtoriker durch Einmiſchung ihrer abſtrakten und ſpekulativen Ideen verfallen iſt. Es erſchien die beiden erſten Male in einem Zeitpunkt wo man ſich lieber in eine frühere Zeit verſetzte, und wo die Erinnerung daran faſt das einzige Mittel blieb, die Grundſätze einer beſſern und geſunden Politik in den Gemüthern lebendig zu erhalten. Ich hoffe dazu ſowohl durch dies Handbuch als auch durch meine öfteren Vorträge darüber etwas beigetragen zu haben; wenigſtens war es mein Wunſch und mein Ziel; und in ſo fern kamen zum mindeſten meine Beſtrebungen mit den Ihrigen überein. Aber freilich! Sie ſtanden den Begebenheiten ſelber näher; Sie kannten und kennen die handelnden Hauptperſonen; Sie genoſſen und genießen ihres Vertrauens; Sie hatten von Allem die lebendige Anſicht, da Sie faſt immer in der Mitte des politiſchen Lebens und Treibens ſtanden. Das Alles geht mir ab; ich fühle die ganze Wichtigkeit davon; und ich bin weit entfernt zu glauben, daß Fleiß und Studien dafür einen hinreichenden Erſatz geben könnten. Indeß geben ſie doch einigen; und daneben werden Sie, ſo hoffe ich, auch das Streben nicht verkennen, mir einen durch keine Vorurtheile getrübten Blick zu erhalten. Bei dem Allen aber fühle ich es nur

zu sehr, wie sehr mein Werk, besonders in den letzten Zeitabschnitten, Ihrer Nachsicht bedarf; und wenn ich mir diese erbitte, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß Sie mir dieselbe nicht versagen werden.

Der so lange gehegte Wunsch, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen — welche könnte bei dem ganzen Gange meiner Studien und litterarischen Arbeiten mir interessanter sein? — wird bei der weiten Entfernung, die uns trennt, wahrscheinlich unerfüllt bleiben. Ich muß mich begnügen, Ihnen den innigen Dank für den so wesentlichen Antheil, den Sie an meiner historischen Bildung gehabt haben, schriftlich zu sagen. Sagen aber mußte ich Ihnen denselben wenigstens einmal; und glücklich würde ich sein zu hören, daß derselbe für Sie nicht ganz ohne Werth sei.

Mit dieser Versicherung empfehle ich mich Ihrer Gewogenheit; und bitte Sie, der tiefsten Achtung versichert zu sein, mit der ich verharre

Ew. Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener

Göttingen, den 27. April 1819.

A. H. L. Heeren,
Hofrath und Professor.

VI.

Rahel an Gentz.

Abends 7 Uhr, Donnerstag, den 27. Dez. 1827. Endlich allein seit 5—6 Wochen.

Seltsam ist Propheten-Lied,
Seltsamer noch was geschieht.

Gentz schreibt mir; und ich antworte nicht.

Sie haben weniger dabei verloren, als ich. Ich stand Martern aus, auf Ball, in Konzert, bei Schweigen, bei Sprechen; allein in Getümmel. Welche Reden hielt ich Ihnen! Sie wären beglückt davon gewesen. Fürchten Sie aber nichts: Sie sollen einen „klaren" Brief haben. Meine Tage sind aufgereihet auf meiner Seele, wie auf einen Faden; immer derselbe. Also „der Trost, daß ich Ihnen noch gut bin", der strömt aus meinem Kinderherz hervor. Trinken Sie aus diesem Gesundbrunnen. Und dabei: fürchten Sie nichts! — Ich bin doch ein Mann geworden, wozu das empfindlichste, das stärkste Organ,

mein Herz, immer die Anlage war; bei einem der freieſten Geiſter wie ich ihn habe, oder bin. — Ich hatte es nicht nöthig, daß Sie meiner noch gedenken. — Goethe ſagt: „und wer nicht verzweifeln will, der muß nicht leben.“ Ich ſagte früher: „Düngen Sie mit Verzweiflung, und Sie werden eine gute Ernte haben.“ — Ich wußte, daß Sie mich lieben müſſen, und meiner nöthig haben: und hätten Sie's nie erfahren. Wie viel ſtirbt eh' die Sonne es gereift; und ſo iſt es auch mit unſern Gedanken auf des Bewußtſein's Grund. Beglückt kann ich noch von denen werden, die ich lieben kann: unglücklich aber nicht mehr durch ihr Verſagen. Da haben Sie mit Eins die ganze Karte meines Herzens. Und auch wohl unverhofft, eine eigentliche Antwort auf Ihre Anfragen bei mir. Hier iſt aber noch eine nähere; eine ganz nahe könnte ſich nur aus wiederholten ſchriftlichen oder mündlichen Aeußerungen erzeugen. Beglückt wäre ich, könnten Sie mich, oder ich Sie dann und wann beſuchen, und wir uns beſprechen; noch beſonders, da Sie es wünſchen. Hören Sie alſo. Mir iſt zu Muthe wie ſonſt: ja wie als Kind von 14, 15 Jahren. Erdenglück iſt nur in Menſchenliebe, in unſerem eigenen Wohlwollen, und Wohlgefallen an ihnen zu finden: dies, und ſein Gegentheil empfind' ich noch. Unſer Geiſt aber, und ſeine Fragen und Antworten, ſind ganz auf ihn ſelbſt angewieſen und zurückgedrängt. Aber ich ſelbſt, und wie ich mich bei mir vorfinde, mit all meinen Vorſtellungen — Angſt und Zweifel mit eingerechnet — bin mir Bürge für eine höhere, intimere, reichere, begreiflichere Ordnung. Dies allein würde mich

aber dem Gefühle nach nicht beglückend beruhigen. Fänd' ich nicht einen Zuſtand als Gabe in mir, den ich ſuchen will, Ihnen zu beſchreiben. Wenn ich nicht von Krankheit gepeinigt bin; wenn die Horen des Tages nicht durch poſitive Contradiktion, durch Aerger, ennui vergiftet, und gereizt werden, ſo empfind' ich meine Seele — ich möchte ſagen, meinen ganzen geiſtigen Körper — als eine Art genußreichen Zuſtand. Dies iſt rein eine Gabe. Aber ich prahle nicht: ich lüge auch nicht, wenn ich Ihnen ſage, daß ich nicht glaube, daß ein Menſch mehr gelitten hat als ich: und das nicht nur edle Leiden, ſondern jede, alle, von der elendeſten Sorte. Ich liebe Luxus, Opulenz, Eleganz, Geiſt, Witz, Bewegung, Leben aller Art, Wald, Feld, Einſamkeit, Geſellſchaft — wenn es welche iſt — alles noch wie ſonſt. Kann es aber miſſen; nur Ordnung, Ruhe und edleres Daſein nicht. Dieſen Grundriß geb' ich Ihnen, damit Sie ihn mit Farben ausmahlen wo nicht fehlt Lumpenempfindung aller Art. Und dies, damit Sie nicht etwa denken mögen, ich will Ihnen meine Seele als einen Phönix darſtellen. Nun müßte die Haupt-Antwort kommen. Auch ich ſterbe nicht gerne; außer ein Bischen aus Neugierde. Furcht habe ich in ſo weit, als ich auch denken kann, ja befürchte, in eine unorganiſirte Verfaſſung zu gerathen, woraus ich mir große Leiden hervorgehn denken kann. In eine noch unorganiſchere, als unſre jetzige. Denn dieſe iſt lange nicht complet. Complet' abgeſchnitten ſind' ich uns; nicht nur getrennt: wie eine Frucht entzwei geſchnitten, und ſo uns unbegreiflich. Aber hier ſtellt mein Troſt ſich auch wieder ein:

dies nur zu merken, nach anderm ſich zu ſehnen, iſt eine Bürgſchaft; jetzt denk' ich, es muß ein Zuſammenhängenderes exiſtiren; und erführ ich es nie. Kurz, ein undeutliches Meer von tragenden Wellen hält mich empor. Meines Geiſtes Beſtreben und Bedürfniß; und meine Sympathie mit allen empfindenden Kreaturen. Die wahre, ſchwarze, emporſchreckende Furcht, kann ich nicht haben, weil ich zu ſchwach bin, ſie zu faſſen. Mein Leben iſt ſo tiefſinnig zuſammengezimmert, daß es gleich wieder zu Leben zuſammen gerinnt. Die größten Zweifel hab ich ausgeſtanden, nie kehren ſie wieder! In meinem 16ten Jahre. Was Philoſophen behauptet, kenne ich alles. „Myſtik"? Was brauchte ich wohl für eine ſelbſtgeſchaffene; die große, allgemeine, offenbare, immergegenwärtige iſt mein Tempel, in dem ich überwältigt, und wie von Düften und Tönen beſchwichtigt, niederſinke. Wenn ich von Zweifeln ſprach, ſo waren es nie ethiſche. Nichts von Recht, Unrecht, Belohnen, Beſtrafen, darin ſind wir ſchon jetzt ein unabhängiger Gott; und bedürfen nur uns ſelbſt. Sein Sie wegen modiſcher Albernheiten ruhig über mich; ich lüge nicht mit mir. Und wie ein großes, richtig empfundenes und erfundenes Muſikſtück ſoll dieſer Brief mit ſeinem Thema, und Anfangsgrund ſchließen. Ich liebe Sie. Liebe Sie wie ſonſt. Weil Sie ein Kind ſind; und der Menſch, gegen den ich wahrhaft in allen Stücken ſein kann. Größtes Kriterium. Und weil mir das gleich offenbar wurde, und immer wieder wird. Friederike Varnhagen. Varnhagen verſteht ſie zu ſchätzen, und wenn er Sie nicht

mit Namen nannte: ſo war dies weil die Gemeinten, Rechten, den Namen nicht anders brauchen, und die Andern ihn nicht nennen ſollen. V. empfiehlt ſich wahrhaft ergeben. Eben iſt Williſen zu uns eingetreten.

Morgens 11 Uhr; es will hell werden; iſt aufgetrocknet, und überhaupt completes Märzwetter. Es war geſtern eine Thorheit von mir, weil das Papier zu Ende war, und Hr. v. Williſen kam, meinen Brief geendigt zu glauben. Ich habe jetzt zum 3ten Male den Ihrigen geleſen: als ich ihn erhielt, geſtern und jetzt. Wie Pralerei klingt meiner gegen Ihren; ſo iſt es nicht, ſehr theurer G.! „Ich bin ein Leidensgefährte", Ihr Leidensgefährte, und bei allem was uns heilig und furchtbar ſein kann! Es iſt dabei kein Wort gelogen; bei weitem keines exagerirt, hier auf den Blättern. Ein ſchwaches farbenloſes, in den wenigſten Theilen nur gezeichnetes Bild meiner guten Zuſtände enthalten dieſe Blätter. Ich will ſuchen, Ihnen die andern darzuſtellen. Erſtlich: die letzten 6 oder 8 Jahre litt ich das Unendliche, nicht im Bewußtſein zu Haltende, von Rheuma, der keine Geſtalt mehr hat, und immer eine ſucht. Er phantaſirt auf meinen Nerven, die ſich mir wie eine große feine Harfe darſtellen. Contradiction iſt mir reines, eingeſchenktes Gift. Ich trank es ununterbrochen. Konnte keine Convalescenz abwarten, ohne Kataſtrophen. Nicht allein ſein — nicht genug — einzigſter Balſam. Vor 2 Jahren als ich ſelbſt krank war, machte Varnhagen eine ſchmerzhaft-gefährliche Krankheit, die ich allein dirigirte und ablenkte, und wartete. Den letzten Frühling ward's ein

Jahr, daß mein älteſter Bruder, deſſen Töchter verheirathet, er ein Wittwer, plötzlich, von der ununterbrochenſten Geſundheit einfiel, ich pflegte ihn, er genas. September, Oktober ward er auf einige Zeit, und 7 Wochen zu Hauſe Bleiben wieder an einer giftigen Krankheit krank — ich wartete mit 2 Domeſtiken und einem Chirurg ihn allein; und den 16. Dez. jetzt ein Jahr, ſtarb er. Dies hat mich ein completes Jahr gekoſtet. Ein Jahr, welches ich kenne; wer weiß, welches von meinen zu lebenden das letztverfloſſene. Dies ganze Jahr ſtand ich wohl 4, 5, 6 Mal Nachts auf, in agoniſirendem Schweiße. Allen Reſt erlaſſ' ich Ihnen! Zwei gute Nächte hatte ich gehabt, bis zum 16. dieſes; und ſeit 8 Tagen oder zehnen etwa. Ich habe das Unendliche hierbei gelitten. Phyſiſch. Und zuerſt, durch die ewige Vorſtellung ſeiner Schmerzen, und ſeiner Schmach; und von den großen Schrecken, die ich dabei erlebte. Kein Shakespear'ſches Geſchöpf iſt exagerirter als ich es bin. Keiner gefaßter. Ich war ihm, und den andern Troſt und Hülfe in allen Stunden, Ordner und Beſorger; und für's Auge ganz ruhig. Ruhig war ich auch. Aber ganz, ganz zerriſſen; und das Herz, der Ort, geſchlagen mit Keulen. Daß Geſchwiſter-Liebe eine Faſer-Liebe iſt, erfuhr ich. Seine Töne, ſeine Minen, kleinſte Bewegung, verſtand ich durch mich. Ich überſchätzte ihn auch in den größten Leiden nicht. Aber ich ſelbſt litt, wenn er litt. Lange Zeit nachher fühlt ich mich ſterblicher, ſeit ich dieſen Nachbarzweig ſterben ſah. Dabei faßte ich es nicht. Und dies alles erlebte ich in einer kritiſchen Geſundheitszeit. Alle Kriſen hat die mei-

nige, glaub' ich, nun durchgemacht: denn wirklich — unbeſchrien! — fühl ich mich jetzt auf einem Erklimmungspunkt, an den ich nicht dachte; nur immer an plötzliche Zaubergeſundheit. Denn ich konnte nicht mehr leben, und wie Fontenelle mußt' ich ewig an die extrême difficulté de vivre denken. Sehr oft dachte ich, ich müſſe nun ſterben. Nämlich aufhören zu leben; den Tod faßte ich nicht. Dieſe Zuſtände und Ereigniſſe brachten den herbei, daß ich außer franzöſiſchen Blättern im letzten Jahre nicht 20 Bücher geleſen habe. Mein Acker und Pflug. Nicht ſchrieb, und mich auch dazu nicht faſſen konnte; und deshalb Ihren Meteor ſo lange unbeantwortet laſſen mußte. Mit einem göttlichen Kinde lebe ich ſeit 3 Jahren. Une petite nièce. Meiner zweiten Nichte Kind. Eliſe heißt es. Für dies hab ich alle Zärtlichkeit, die ich für einen Geliebten haben konnte. Und mit dem bin ich in dem rechten Verhältniß, ſein Daſein iſt meine Wonne, Beſchäftigung, Unterhaltung; ich verlange von dem Kinde nichts. Es iſt eine Empfindung, oder beſſer ein Empfinden, und kein Verhältniß. Kein beſtimmtes, vorhergewähntes, vor ſeinem Entſtehn, kein feſtgebundenes nach ſeinem Entſtehn. Es iſt ein reizendes, feines, completes Kind. In dieſem Krankheitszuſtand fuhr ich immer aus; ſah immer Menſchen; ich konnte dem nicht entgehn. Dazwiſchen reiſte ich auch — ſeit 2 Sommer nicht. Ich bedarf Geſellſchaft: nur muß mir die Möglichkeit allein ſein zu können gelaſſen werden!!! Aber das iſt alles keine Geſellſchaft; nicht meine. Nicht ſolche wie wir ſie hatten. Darüber, und deſſen Gründe, die ich in dem Geſchichts-

gang finde, nur mündlich! Alſo. Ich bin lange nicht ſo weit, als Sie, der Sie frei ſind: weil Sie allein leben, und vom Diner an, ſich leben, und es auch immer wollen. Ich kann es nicht wollen, weil ſeit ewig her, meine Nerven keine Abendbeſchäftigung erlauben. Selten wenigſtens. Seit den letzten 4 Monaten etwa, ſehe ich ohne mein Zuthun wieder viele Menſchen; und die letzte Zeit her, bin ich ſogar viel aus. Ich gehöre durch Lage, und meine Natur zu den Perſonen, von denen alle Claſſen glauben, ſie gehören zu ihnen. O! wie mit nichten! Ertragen kann ich ſie nur, einſehn; und ſie denken, ſie genügen mir irgend. Reimen Sie das alles zuſammen, was ich Ihnen nun geſagt habe; und ermeſſen Sie, was Sie mir ſind, da ich mich nicht verändert habe. Auch Sie, Theurer! ſind derſelbe, nicht weil Sie ſich erinnert haben, daß Sie mich noch lieben, ſondern weil ich es nicht annehme, nicht faſſen kann, daß wir uns überhaupt verändern. Wer ſich — was man ſo nennen kann — verändert, der ſchien nur, ſich ſelbſt nur; der war aus vergänglichen, eitlen Gründen jung, und was er ſchien. Was wir wahrhaft ſind, die Summe, aus der wir keimen, wurzeln, blühen, und Früchte tragen, iſt gleich da, und immer. Es vertrocknen auch die ſchönſten, herrlichſten Pflanzengeſchöpfe, können Sie mir antworten. Wenn dies geſchieht, ſind ſie geſtorben, todt, und hatten nicht Leben genug. Antworte ich. Zu 20 Jahr wollte ich allen Schmerz einwilligend fühlen; und ich will es noch. Ewig will ich wiſſen, und immer aus mehr Gründen, beſtätigter, was mir verſagt war. Mein Geiſt und mein Herz

ſei frei. Das kann ich ſelbſt bewerkſtelligen, und dies braucht Niemanden zu entgehen. Und ſo wiederhole ich: „Und wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben.“ Dies iſt die einzig möglich große Exiſtenz! Ich denke: Berührte uns das, was wir als Glück imaginiren, was unſre Natur muß erſtreben wollen, ſo allſeitig und intim, als das, was ihr widerſpricht; erlebten wir den vollkommen gelungenen Lebensaugenblick, wir ſänken entſchlummert nieder; wie Cervantes' Portugieſe nach der Erzählung ſeiner Leiden in das Schiff hinſank (in einer Novelle). Die Erde iſt dann durchgemacht. Halten Sie das nicht für eine Hyperbel, und einen Behelf von mir. Sie ſehen es, liebſter Freund; ich phantaſire auf Seele und Geiſt umher, wie auf einem Inſtrument, um Ihnen einen Begriff davon zu geben. Da die Lebensveranlaſſung, die Tagesſtunden, das Zuſammenſein aber dazu fehlen, ſo muß das Phantaſiren, da es doch kein muſikaliſches iſt, etwas Leeres an ſich tragen, welches ich Sie bitte, abzurechnen, und nicht mir zuzuſchreiben. Den Stolz, und Troſt habe ich, daß wenn Sie mich einen Monat hindurch leben ſähen, daß ich Ihnen erfreulich wäre. Ich kenne keinen Menſchen meines Gehalts, und meiner Natur-, Welt- und Lebenseinſicht, der ſpontaneer, friſcher, reger, brauchbarer geblieben wäre. Welches ich auch bei meinen Freunden zu bemerken habe. Die jüngſten verkehren noch gerne mit mir, und Varnhagen bin ich täglich ein neuer Troſt, Beiſtand und Unterhaltung bei den heterogenſten Anläſſen. Keiner aber kann mehr leiden als ich. Und „Contradiktion“ nehme ich im höchſten Sinne,

wenn ich's gebrauche. Wie die Franzoſen ihr „les ennuis.“ In der langen Zeit, in welcher wir nicht mit einander ſprachen, waren Sie mir immer mein Punkt. Und mit lauten Worten ſprach ich mit Varnhagen von Ihnen (und ſehr oft und zu Vielen), in ſo weit dies mit einem zweiten, und einem beſtimmten zweiten, geſchehen kann. Daß es ein würdiger dazu iſt, geht aus Ihrem Gruß an ihn auch ſchon hervor. Wenige gewiß ſchätzen Sie wie er. Und liebenswürdig, durchaus liebenswürdig iſt es, wie er ſich freut über unſre Verbindung — albernes Wort; aber es fehlt eins — wie er mir, geſtern z. B., Stille bereitete — Williſen abhielt — Ihnen zu ſchreiben. Schreiben Sie mir wieder. Es bleibt tête-à-tête! Nun noch etwas, worauf Sie nie gekommen wären! Sagen Sie mir ein Wort über Fürſt Metternich. Liebte er das Fräulein? Hatte er noch einen Reſt von Prag her in ſich? Ich will es blos wiſſen, um die Prager Liebe beurtheilen zu können; und um zu wiſſen, ob ich ihn lieben muß. Je mehr Einer, je öfter, je älter Einer liebt, je höher ſteht er mir. Dieſer Staatsmann, von dem Andre anderes wiſſen wollen, von dem will ich nur das wiſſen; das andre weiß ich alles. Ich wundre mich nicht über Herzogin Sagan. Sie kann nicht ohne Bild leben; und daher kommen alle Liebſchaften, ich meine ihr Ergreifen der katholiſchen Religion. Zur großen Ergebung gehören unermeſſene Kräfte. Adieu!

Möge mein Brief Sie gut berühren! Voll Liebe und Anerkennung iſt er.

* * *

Daß Ihre Tage in wirkenden Geſchäften, in wirklicher That hingehen, und Sie nichts Kleines und Niedriges berührt, iſt meine Freude; und ich bin ſtolz darauf, wie immer auf Glück.

Es heißt eigentlich ſo:

Seltſam iſt Prophetenlied,
Doppelt ſeltſam was geſchieht.

VII.

An Amalie von Helvig, geb. Imhoff *).

Geſchrieben nach Berlin im Oktober 1827.

Höchſt verehrte
Und ewig theure Freundin!

Denn was ſollte mich abhalten, Sie mit dieſen Worten anzureden, ob Sie gleich mir den Titel, der ihnen entſpricht, verſagt haben.

Ihr Brief hat mich aufgeweckt, wie ein Lichtſtrahl aus einer ſchönern Welt. Ich hätte es nie mehr gewagt, mich Ihnen zu nähern; und wie mir zu Muthe ward, als ich Ihre Schriftzüge erblickte, vermag ich nicht zu beſchreiben. Ich weiß nicht, wo ich die Faſſung hernahm, dem unbekannten Manne, der mir Ihren Brief zuſtellte, die heftige Bewegung meines Gemüthes zu verbergen.

---

*) Ueber das Verhältniß von Gentz zu Amalie Imhoff, die er einſt leidenſchaftlich liebte, ſ. oben S. 26—27.

D. H.

Ich bin nie ein Heuchler geweſen; und bin jetzt auf einer Stufe des Lebens, wo die Wahrheit allein Gewalt über mich hat. Was ich Ihnen alſo ſagen werde, geht aus dem Herzen. Durch allen Tumult eines thätigen, bewegten, zuweilen glänzenden, nicht immer glücklichen Lebens hat mir ſtets Ihr Bild wie das einer Heiligen vorgeſchwebt. Des Gefühls, welches Sie in mir erregt hatten, erinnre ich mich als des höchſten und edelſten, das je meine Bruſt beſeelte, und, wenn ich dieſe Erinnerung nie gegen Sie ausſprach, ſo war es einzig deshalb, weil ich mir nicht einbilden durfte, daß meine Huldigung noch irgend einen Werth für Sie haben könnte.

Auch kann ich Ihnen nicht ausdrücken, wie ſtolz mich die Entdeckung macht, daß in Ihrer himmliſchen Seele mein Name noch lebt, daß Sie ſich ſogar bei mehr als einer Veranlaſſung mit mir und meinem Schickſal beſchäftigt zu haben ſcheinen. Es iſt klar, daß dies nicht geſchehen wäre, wenn Sie nicht geahndet hätten, daß in mir etwas Bleibendes war, das kein Wechſel der Jahre und der Begebenheiten zerſtören konnte, und das mich Ihrer Achtung würdig erhielt. Bei aller Demuth, mit der ich mich ſelbſt betrachte, fühle ich, daß es ſo iſt. Was that ich aber, um es Ihnen zu beweiſen? Ihrer Großmuth allein verdanke ich es, wenn Sie mir Gerechtigkeit widerfahren ließen. Sie hätten mein langes Stillſchweigen ganz anders, als es ſich wirklich erklärt, auslegen, und mich für immer aufgeben können. Daß Sie das nicht thaten, verehre ich als eine unverdiente Gunſt; und für die glück-

lichen Augenblicke, die Sie mir dadurch bereiteten, mag Gott Sie belohnen!

Freilich wäre mir Ihr Brief noch lieber geweſen, wenn er außer der Empfehlung, die ihn unmittelbar veranlaßte, nichts als die einfache Frage enthalten hätte: Gedenken Sie meiner noch? — Wie die Antwort ausgefallen wäre, mögen Sie nach dem Wenigen, was Sie jetzt geleſen haben, beurtheilen. Dann hätte ich blos mein Herz ſprechen laſſen; und glauben Sie mir, es hätte an Stoff nicht gefehlt. Vielleicht würden Sie nicht ohne Verwunderung bemerkt haben, wie wenig die Zeit mein Inneres aufgerieben hat, und wie viel jugendliche Wärme in einem ſeit zwanzig Jahren faſt ausſchließend in die kalten Weltgeſchäfte verwickelten Geiſt zurückgeblieben iſt.

Es hat Ihnen aber gefallen, Ihr freundliches Andenken an ein ernſtes Thema zu knüpfen, und mir, anſtatt die frohen Seiten unſrer Vergangenheit anklingen zu laſſen, die Fortdauer Ihrer Freundſchaft durch eine Art von Herausforderung anzukündigen. Ich muß auch dieſe mit Dank annehmen; und ob es gleich weit über die Gränzen eines Briefes, meiner Zeit, ja ſelbſt meiner Kräfte hinausgehen würde, mit einer Gegnerin, wie Sie ſind, in einen ſolchen Kampf zu treten, ſo kann ich mir doch nicht verſagen, weniger zu meiner Rechtfertigung als zur Berichtigung Ihres Urtheils über mich, Ihrer ſtrengen Kritik mit einigen mildernden Reflexionen zu begegnen.

Sie verweiſen mich „auf meine eigne Ahndung über das endliche Schickſal meiner Meinungen," das heißt, über den endlichen Sieg der entgegengeſetzten. Ich könnte mir

dieſe Ahndung zum Verdienſt anrechnen; denn ſie zeigt wenigſtens, daß mir, bei aller Lebhaftigkeit meines Thuns und Treibens, der unbefangne Blick in die Wirklichkeit, den das praktiſche Leben fordert, nicht abging. Dadurch hätte ich aber die Frage noch nicht ganz gelöſt, wie und warum der vorausgeſehne ſchlechte Erfolg meines Beſtrebens kein Grund für mich war, dieſem Beſtreben untreu zu werden.

Die Weltgeſchichte iſt ein ewiger Uebergang vom Alten zum Neuen. Im ſteten Kreislaufe der Dinge zerſtört alles ſich ſelbſt, und die Frucht, die zur Reife gediehen iſt, löſet ſich von der Pflanze ab, die ſie hervorgebracht hat. Soll aber dieſer Kreislauf nicht zum ſchnellen Untergange alles Beſtehenden, mithin auch alles Rechten und Guten führen, ſo muß es nothwendig neben der großen, zuletzt immer überwiegenden Anzahl derer, welche für das Neue arbeiten, auch eine kleinere geben, die mit Maß und Ziel das Alte zu behaupten, und den Strom der Zeit, wenn ſie ihn auch nicht aufhalten kann, noch will, in einem geregelten Bette zu erhalten ſucht. In Epochen gewaltiger Erſchütterungen, wie die unſrige, nimmt der Streit zwiſchen dieſen beiden Parteien einen leidenſchaftlichen, überſpannten, oft wilden und verderblichen Charakter an; das Prinzip bleibt jedoch immer das nämliche, und die Beſſern auf beiden Seiten wiſſen ſich vor den Thorheiten und Mißgriffen ihrer Bundesgenoſſen wohl zu verwahren.

Ich hatte ſeit meinem 25ſten Jahre meine Wahl getroffen. Früher von der neuen deutſchen Philoſophie, auch

wohl von einigen vermeintlich neuen Entdeckungen auf dem Felde der Staatswiſſenſchaft, die mir jedoch damals noch ſehr fremd war, ergriffen, hatte ich ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution meine Beſtimmung klar und deutlich erkannt, anfänglich gefühlt, weiterhin begriffen und gewußt, daß ich vermöge der Anlagen und Mittel, welche die Natur in mich gelegt hatte, zu einem Vertheidiger des Alten und zu einem Gegner der Neuerungen berufen war. Weder mein Stand, noch meine damaligen Verhältniſſe und Ausſichten, noch meine Lebensweiſe, noch irgend ein angebornes oder anerzognes Vorurtheil, noch irgend ein weltliches Intereſſe, hat bei dieſer Wahl den Ausſchlag gegeben. Alle meine frühern politiſchen Schriften ſind in einem Zeitpunkt entſtanden, wo ich, einzig auf Lektüre und Studium beſchränkt, mit keiner bedeutenden politiſchen Perſon, weder in noch außer dem Lande, wo ich lebte, mich in der geringſten Verbindung befand. Daß ich durch einige dieſer Schriften in einer höhern Sphäre einheimiſch wurde, war natürlich. Meine Niederlaſſung in Wien, die eine Folge davon war, hatte allerdings einen entſcheidenden Einfluß auf die fernere Entwicklung meines Geiſtes wie meiner äußern Exiſtenz. Aber ſelbſt hier blieb ich, noch weit länger als Sie vielleicht glauben, ein reiner Volontair. Durch eine einfache Darſtellung meiner Geſchichte würde ich Sie überzeugen können, daß, ob ich gleich ſchon 1805, und 1806, und 1809 Kriegs-Manifeſte gegen Napoleon ſchrieb, meine eigentliche politiſche Thätigkeit und das, was ich in einem ſehr beſcheidnen Sinne des Wortes, meinen politiſchen Wir-

kungskreis nenne, erſt mit dem Schluſſe des Jahres 1812 begann.

Von dieſer Zeit an ward ich nun durch beſtimmte Pflichten an die Sache geknüpft, für die ich bis dahin nur aus innerm Antriebe gearbeitet hatte. Ich ward in einem Staate, deſſen Syſtem unverſtändige Schreier herabzuſetzen meinen, indem ſie es mit dem ehrwürdigen Namen des Stabilitätsſyſtems bezeichnen, in den wichtigſten Geſchäften gebraucht. Ich ward der Vertraute eines Miniſters, dem die liberale Partei in allen Ländern tödtlichen Haß geſchworen hat, indeß ſein heller Kopf und ſein heitrer, liebenswürdiger Charakter ihm nicht geſtattet, irgend eines Menſchen, noch irgend einer Sache bittrer Feind zu ſein. Durch meine Stellung am Kaiſerlichen Hofe ward mir gelegentlich eine noch höhere, die ich wohl eine europäiſche nennen darf, zu Theil. Ich habe die ſeltne Beſtimmung gehabt, auf 6 ſouverainen, und zwei miniſteriellen Congreſſen, in Wien, Paris, Aachen, Carlsbad, Troppau, Laybach und Verona die Feder zu führen. Da dieſe ſämmtlichen Congreſſe der Erhaltung oder Befeſtigung des innern und äußern Friedens gewidmet waren, ſo mußten ſie der großen Maſſe derer, welchen die Ruhe als ſolche verhaßt war, welche von nichts als Fortſchritten, Bewegungen und Umwälzungen träumten, ein Gräuel ſein; und da man mir an ihren Beſchlüſſen, oft mehr Antheil als ich daran hatte zuſchrieb, ſo mußte von tauſend Zungen das Anathema eines der rüſtigſten Werkzeuge des Despotismus ergehen.

Die mich näher kennen, werden mich von dieſer An-

klage frei ſprechen, ſie werden mir auch das Zeugniß nicht verſagen, daß meine Denkungsart und mein Charakter ſich immer gleich geblieben ſind, daß ich nie in Einſeitigkeit verfallen bin, nie mit unlautern Waffen gekämpft, meine Gegner nie geringgeſchätzt habe. Ich war mir ſtets bewußt, daß ungeachtet aller Majeſtät und Stärke meiner Committenten und ungeachtet aller der einzelnen Siege, die ſie erfochten, der Zeitgeiſt zuletzt mächtiger bleiben würde, als wir, daß die Preſſe, ſo ſehr ich ſie in ihren Ausſchweifungen verachtete, ihr furchtbares Uebergewicht über alle unſre Weisheit nicht verlieren würde, und daß die Kunſt ſo wenig als die Gewalt, dem Weltrade — wie Sie ſo wahr als ſchön geſungen — nicht in die Speichen zu fallen vermag. Dies war aber kein Grund, die mir einmal zugefallne Aufgabe nicht mit Treue und Beharrlichkeit zu verfolgen; nur ein ſchlechter Soldat verläßt ſeine Fahne, wenn das Glück ihr abhold zu werden ſcheint; und Stolz genug beſitze ich auch, um mir ſelbſt in finſtern Momenten zu ſagen: **Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.**

Was insbeſondere die Griechen betrifft — ſo iſt dies ein Punkt, den ich nicht ohne ein Gefühl peinlicher Verlegenheit gegen Sie, meine vortreffliche Freundin, berühren kann. Sie haben den Zauber Ihrer Poeſie darüber ausgegoſſen, und ich finde es unzart und grauſam, Sie in Ihren ſchönen Illuſionen ſtören zu wollen. Aber die Gefahr, von Ihnen für einen Barbaren gehalten zu werden, macht es mir unmöglich, nicht einige Worte zu meiner Selbſtvertheidigung zu ſagen. Wenn Sie von dieſer

Nation, ihrem heutigen Werth oder Unwerth, der wahren Geſchichte ihres Aufſtandes, und allen damit zuſammenhängenden Fragen, nur um den zehnten Theil ſo gut unterrichtet wären als ich, der ich das alles, aus den beſten Quellen ſchöpfend, durch vieljähriges raſtloſes Studium im Schweiß meines Angeſichts ergründet habe, — Sie hätten Ihr herrliches Talent nie auf einen ſo undankbaren Stoff gewendet. Doch geſetzt auch, es gelänge mir nicht, Sie hievon zu überzeugen, ſo darf ich doch von Ihrer Billigkeit erwarten, daß Sie den großen Unterſchied zwiſchen Ihrem und meinem Standpunkt nicht überſehen werden. Sie konnten ſich ungeſtraft Ihrer alles verſchönernden Einbildungskraft, Ihren claſſiſchen Reminiscenzen, Ihrer Freiheitsliebe, Ihrem Mitleid, ſelbſt einer durch zahlloſe fabelhafte Erzählungen genährten Bewunderung hingeben. Ich, in die Sorgen und Schrecken einer traurigen Realität gebannt, ſah in der griechiſchen Sache nichts als eine Epiſode in den furchtbaren politiſchen Verwicklungen des Zeitalters; das Schickſal eines uns ſo fremd gewordnen Volkes hatte für mich kaum das Gewicht eines Sandkornes auf der Wagſchale, in welcher die alte und die neue Weltordnung lag; und die von mir längſt vorausgeſehne Zerrüttung, die dieſes unſelige Ereigniß in alle europäiſchen Staatenverhältniſſe warf, lag mir ohne Vergleich näher, als die ſelbſtverſchuldete Noth der entarteten Namensgenoſſen von Pindar und Epaminondas. Wir werden vielleicht beide noch erleben — und das zwar in Reſultaten, worüber unſre beiderſeitigen Anſichten ſich wohl wieder vereinigen möchten — wohin die fälſchlich

gepriesnen Staatsmänner, die einer verirrten öffentlichen Meinung die höchsten Interessen Europa's Preis gaben, Ihre Zeitgenossen geführt haben werden.

Ich erschrecke vor dieser langen Erklärung. Wenn sie ihren Zweck verfehlen, wenn sie gar, wider meinen Wunsch und Willen, Ihnen weh thun sollte, so müßten Sie dennoch mich von aller Verantwortung frei sprechen. Ihr Brief, und das an mich gerichtete Gedicht enthielt unverkennbar die Aufforderung, mein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Dies habe ich gewissenhaft gethan, ohne Ihnen das Ihrige, so weit ich es zu beurtheilen vermag, zum Vorwurf zu machen. Wie weit auch, während einer so langen Trennung, unsre Wege von einander abweichen mochten, ich denke mir, daß ein Umgang von wenig Tagen hinreichen würde, um die Differenzen zwischen uns auszugleichen, oder wenigstens in den Hintergrund zu stellen, und das wieder herauszuheben, worüber wir gewiß stets einig sein werden. Vielleicht wäre dies selbst durch schriftliche Verhandlung erreichbar. Ich bin zwar in der Regel ein schlechter Correspondent, und es bedarf einer außerordentlichen Erweckung, wie die gegenwärtige war, um mich zu einem Briefe zu ermuthigen. Ihnen aber, meine Verehrteste, würde es leicht gelingen, mich alle Hindernisse besiegen zu lassen. Und ich betrachte schon als ein unverhofftes und unverdientes Glück, Ihnen von Zeit zu Zeit wieder sagen zu dürfen, welchen Platz Sie in meiner Seele, und in meinen kostbarsten Erinnerungen einnehmen.

Gentz.

N. S. Den Ueberbringer Ihres Briefes habe ich ſo aufgenommen, wie ich es einem von Ihnen Empfohlenen ſchuldig war, ihm auch alle gute Dienſte geleiſtet, die er von mir verlangt hat. Irgend ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen, das ſich auf unſre frühern Verhältniſſe, oder auf die wechſelſeitige Unterredung, unſere Meinungen und Schickſale bezogen hätte, ſchien mir in keiner Rückſicht rathſam. Er weiß daher auch nichts von dem Inhalt des gegenwärtigen Schreibens.

Mannheim, bei Heinrich Hoff:

Trachten

des

chriſtlichen Mittelalters.

Nach gleichzeitigen Kunſtdenkmalen

herausgegeben von

J. von Hefner,

unter Mitwirkung von

Ph. Veit,	**J. von Radowitz,**
J. D. Paſſavant,	**Graf J. Pocci,**
C. Ballenberger,	**G. H. Krieg v. Hochfelden,**
H. Keim,	**F. Hoffſtadt,**

und anderen Künſtlern und Gelehrten.

Der Preis jeder Lieferung iſt:

für die ordinäre braun gedruckte Ausgabe	12 gr.	od. —	52 kr.
= = fein ausgemalte Prachtausgabe	4 Thl. 16 —	—	8 fl.
= den Text zur ordinären Ausgabe	12 —	— —	52 =
= = = = Prachtausgabe . .	1 = — —	—	1 = 48 =

Wir verweiſen in Bezug auf den nähern Plan und die Ausführung dieſes von der ganzen Kunſtwelt mit ſo großem Beifall begrüßten Werkes auf den Proſpectus, welcher in allen Buch- und Kunſthandlungen zu haben iſt, und bemerken hier nur, daß alle darin vorkommenden Coſtüme oder Coſtümſtücke nach gleichzeitigen, theilweiſe bekannten, meiſtens aber unbekannten Kunſtdenkmalen mit allen Details nach den Originalen an Ort und Stelle mit größter Sorgfalt und Treue aufgenommen ſind. Die

Abbildungen ſind fleißig und elegant in Kupfer geſtochen. Dabei iſt das Ganze ſo behandelt, daß es nicht nur ein Coſtüm-, ſondern zugleich ein kunſthiſtoriſches Werk bildet, deſſen ſorgfältige, mit ihren Vorzügen und Mängeln wiedergegeben Abbildungen der alten Kunſtdenkmale, uns ein treues Bild des jeweiligen Standes der Kunſt, von der ältern bis zu der neueren Zeit fortſchreitend, geben, und den engen Zuſammenhang der Coſtüme mit dem herrſchenden Kunſtgeſchmack und den Fortſchritten der Kunſt im Allgemeinen zeigen.

Bei der Prachtausgabe iſt jedes einzelne Blatt mit möglichſter Sorgfalt und Eleganz aus freier Hand gemalt und es kann ihr in dieſer Art der Ausführung nichts Aehnliches an die Seite geſtellt werden, ſelbſt die berühmteſten Prachtwerke Englands nicht.

Der Preis der braun gedruckten Ausgabe iſt ſo billig geſtellt, daß jedem Künſtler und Kunſtfreunde die Anſchaffung möglich wird. Der Text des Werkes bildet eine Abhandlung, worin die Kunſt und der Geſchmack des Mittelalters in beſonderer Beziehung auf die Trachten deſſelben entwickelt und die Charaktere der einzelnen Perioden näher bezeichnet werden. In der den Tafeln beigegebenen Erklärung werden die Abbildungen genau beſchrieben, Ort und Zeit der benutzten Kunſtdenkmale angegeben und alle nöthigen Bemerkungen beigefügt, die dazu dienen können, auch bei der braunen Ausgabe eine genaue Vorſtellung von der Abbildung zu geben.

Der Text und die Erklärungen ſind in deutſcher und franzöſiſcher Sprache zu haben.

Die Anzahl der erſcheinenden Lieferungen kann nicht genau beſtimmt werden. Regelmäßig jeden Monat wird eine Lieferung, abwechſelnd aus der einen und aus der anderen der drei Abtheilungen erſcheinen.

JUN 8 '88